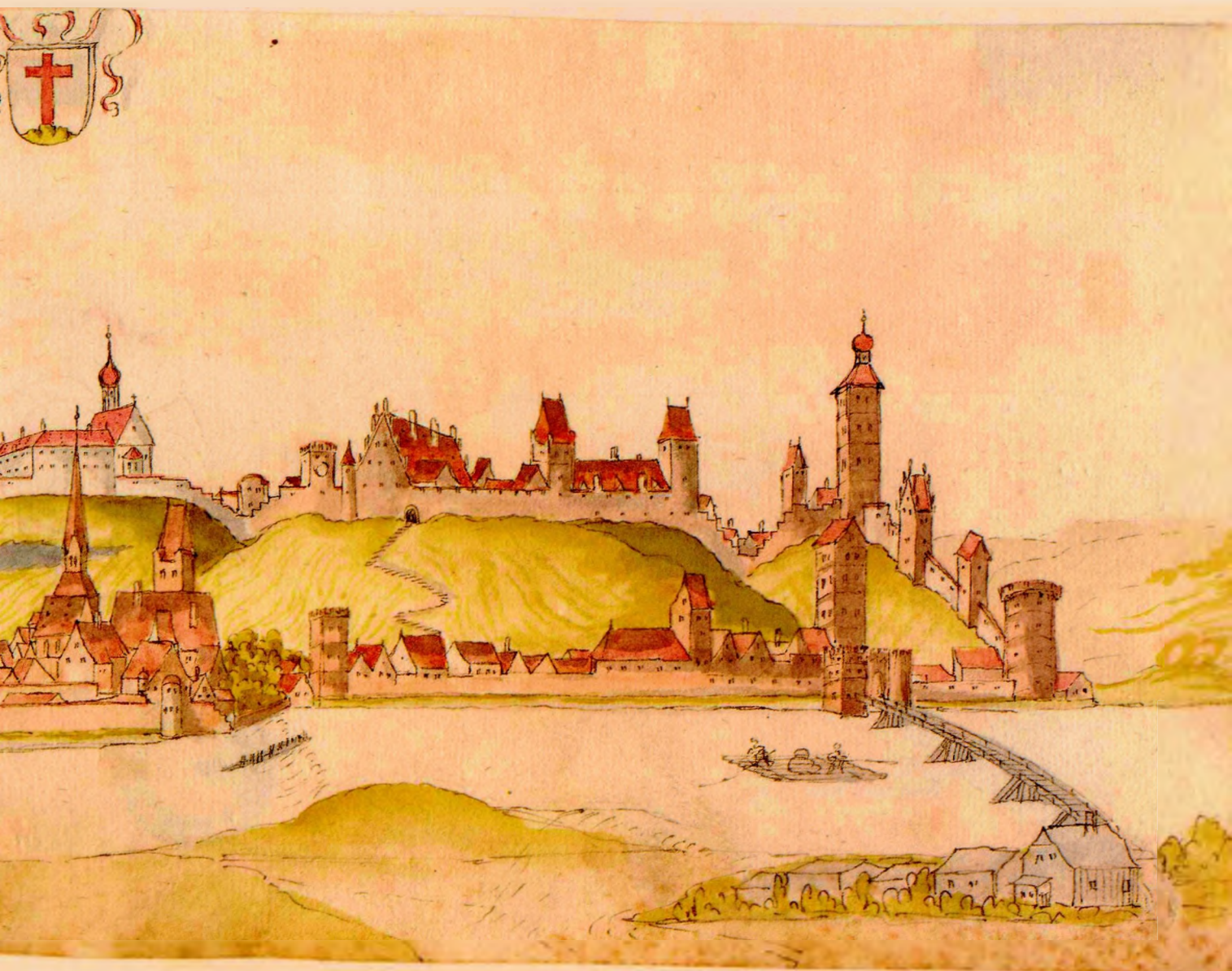


LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

106. Jahrgang 2007



Wir danken für die großzügige Unterstützung bei den Druckkosten:

DEM BEZIRK OBERBAYERN,
DEM LANDKREIS LANDSBERG AM LECH,
DER GROSSEN KREISSTADT LANDSBERG AM LECH
UND DER SPARKASSE LANDSBERG-DIESEN

*Umschlagbild: Landsberg am Lech, kolorierte Federzeichnung, 16. Jahrhundert
(Universitätsbibliothek Salzburg, Handzeichnung H9)*

LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

106. Jahrgang 2007

Organ des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech e.V., gegründet 1856

INHALT

Die Geschichte der Pfarrei Spötting und ihrer Kirchen St. Ulrich und St. Katharina	<i>Klaus Münzer</i>	3
Eine bisher unbekannte Darstellung Landsbergs aus dem 16. Jahrhundert	<i>Klaus Münzer</i>	10
„Kan lesen und schreiben“ - Alphabetisierung von Handwerksgesellen in Landsberg 1645-1650	<i>Klaus Münzer</i>	12
Als schwäbische und bairische Bauern aufeinander trafen. Eine blutige Schlägerei Anno 1752	<i>Klaus Münzer</i>	13
Der Spiegelschwab in Landsberg	<i>Alois Eppele</i>	15
Die Skapulierbruderschaft in Schwifting und ihr Jahrtag im 18. Jahrhundert	<i>Alois Koch</i>	19
Ein „enterischer“ Ort: Die Burgwies und die Schanze im Schlegelwald	<i>Anton Lichtenstern</i>	25
„Keinen Adligen, keinen Geistlichen, keinen Beamten mehr“		
Die Anfänge des Bauernbundes in Landsberg	<i>Manfred Dilger</i>	28
Eine Bauernfamilie in den Weltkriegen	<i>Anton Lichtenstern</i>	39
Die Vertreibung jüdischer Familien aus Landsberg	<i>Volker Gold / Franz Xaver Rößle</i>	60
Augenzeugenbericht eines Überlebenden des KZ-Außenkommandos Kaufering	<i>John Martin / Ferdinand Höng</i>	74
„Ich stand buchstäblich vor dem Nichts“		
Kommissarischer Bürgermeister Hans Pfannenstiel (1945-1946)	<i>Elke Kiefer</i>	90
Das neue Ölberg-Fresko im alten Friedhof in Landsberg von Franz Kugelmann	<i>Franz Kugelmann/ Franz Bernhard Weißhaar/HeideWeißhaar-Kiem</i>	92
MISZELLEN:		
Der Bildstock am Altöttinger Weiher	<i>Anton Lichtenstern</i>	98
Die Feldkapelle in Ellighofen	<i>Anton Lichtenstern</i>	98
BUCHBESPRECHUNGEN:		
Dietmair, Georg: Die Geröllfracht des Lechs, ihre Herkunft und Verwendung	<i>Georg M. Eberle</i>	99
Wittmann-Englert, Kerstin: Zelt, Schiff und Wohnung. Kirchenbauten der Nachkriegsmoderne	<i>Ingrid Lorenz</i>	99
Mahler, Hubert: Historische Urkunden aus dem Echinger Pfarrhaus	<i>Alois Eppele</i>	99
Der Ammersee. Dampfer, Flöße und Geschichten.	<i>Werner Fees-Buchecker</i>	99
Kraus, Jürgen u.a. (Hg.): Die Stadt Kaufbeuren, Bd. 1, 2 und 3	<i>Werner Fees-Buchecker</i>	100
Koch, Alois: Märkte zwischen Iller und Lech als Element des Urbanisierungsprozesses im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit	<i>Werner Fees-Buchecker</i>	100
Bayern, Schwaben und das Reich. Festschrift für Pankraz Fried zum 75. Geburtstag	<i>Klaus Münzer</i>	101
Moser, Rupert: Das Waitzinger Büchlein. Historischer Streifzug durch die Sammelleidenschaft	<i>Stefan Pupeter</i>	101
Landsberger Zinn, Beiträge zur Kunstgeschichte u. Volkskunde Nr. 38	<i>Sigrid Knollmüller</i>	101
Landsberger Rückblick 2008	<i>Anton Lichtenstern</i>	102
Aus dem Vereinsleben 2007	<i>Sigrid Knollmüller</i>	103
Wir gedenken unserer Toten		

EDITORIAL

Eine Sensation war die Entdeckung einer der ältesten Darstellungen Landsbergs – die den Umschlag zielt – in der Universitätsbibliothek Salzburg. – Mit einem Jahr Verspätung konnte das Jubiläumsgeschenk zum 150jährigen Bestehen unseres Vereins an die Stadtpfarrei Mariae Himmelfahrt, das Ölbergfresko an der Friedhofskirche, fertiggestellt werden, welches in einem umfangreichen Beitrag gewürdigt wird. Der Chef der EGGGER Satz+Druck GmbH hat uns hierzu die farbige Wiedergabe gespendet. Herzlichen Dank dafür! – Ein umfangreicher Auszug aus den noch unveröffentlichten Erinnerungen von John Martin über seine Leidenszeit im Konzentrationslager Kaufering-Landsberg bis zur Befreiung und Heimkehr nach Ungarn sprengte den vorgesehenen Rahmen dieser Ausgabe, so dass vier Beiträge für den nächsten Jahrgang zurückgestellt werden mussten. Herrn Walter Meier und Herrn Werner Hemmrich gebührt für ihr Verständnis zu dieser Entscheidung herzlicher Dank. Die politische Geschichte im 19. Jahrhundert wird mit einem Beitrag über den Bauernbund in Stadt und Landkreis fortgesetzt. Die Beiträge über die Vertreibung jüdischer Familien aus Landsberg und über Bürgermeister Hans Pfannenstiel gelten unserer Stadt im 20. Jahrhundert. Dem Landleben und der dörflichen Ortsgeschichte gelten weitere umfangreiche Beiträge, so dass unseren Lesern aus Stadt und Land wieder ein inhaltlich ausgewogener Jahrgang unserer Geschichtsblätter geboten werden kann. – Ein letzter Dank gilt nochmals Herrn Werner Hemmrich für die Übernahme der sorgfältigen Schlusskorrektur.

Und nun wünscht Ihnen, unseren werten Lesern, eine anregende, informative und unterhaltsame Lektüre
Ihr Klaus Münzer, Schriftleiter und Ehrenvorsitzender des Historischen Vereins

AUTOREN

Manfred Dilger, Studiendirektor i.R., Eichendorffstraße 11, 86912 Kaufering
Georg M. Eberle, Studiendirektor i.R., Schwabenstraße 62, 86912 Kaufering
Dr. Alois Epple, Krautgartenstraße 17, 86842 Türkheim
Dr. Werner Fees-Buchecker, Schlossstraße 4, 86859 Igling
Dipl.-Psych. Volker Gold, Klösterl 67, 86899 Landsberg am Lech
Ferdinand Höng, Oberstudienrat, Pater-Rupert-Mayer-Straße 24, 86899 Landsberg am Lech
Elke Kiefer, Stadtarchivarin, Lechstraße 132 1/2, 86899 Landsberg am Lech
Sigrid Knollmüller, 1.Vorsitzende unseres Vereins, Kalkbrennerstraße 8, 86899 Landsberg am Lech
Dr. Alois Koch, Unteranger 5, 86940 Schwifting
Franz Kugelmann, Gartenstraße 12, 86507 Kleinaitingen
Anton Lichtenstern, Studiendirektor i.R., Stadtheimatpfleger, Bayerfeldstr. 3, 86899 Landsberg am Lech
Ingrid Lorenz, 2.Vorsitzende unseres Vereins, Erpftinger Straße 7, 86899 Landsberg am Lech
Klaus Münzer, Studiendirektor i.R., Galgenweg 17, 86899 Landsberg am Lech
Stefan Pupeter, Friedheim 1, 86899 Landsberg am Lech
Franz Xaver Rößle, Oberbürgermeister a. D., Angelus-Silesius-Straße 7, 86899 Landsberg am Lech
Prof. Franz Bernhard Weißhaar, Sonnenstraße 6, 86899 Landsberg am Lech
Dr. Heide Weißhaar-Kiem, Kreisheimatpflegerin, Sonnenstraße 6, 86899 Landsberg am Lech

NACHWEIS DER ABBILDUNGEN

FOTOS

Ernst Adolf: 3, 4, 5(2), 6(2) • Bayer.Verwaltung der staatl. Schlösser, Gärten u, Seen: 11u
Haus der Bayerischen Geschichte, Augsburg: 30, 31(3) • Dr. Alois Koch, Schwifting: 19
Anton Lichtenstern: 7, 8, 9, 25, 27(2), 40u, 41, 43u, 98(2) • Johann Mutter: 91, 92
Privat: 40o, 44, 46, 51, 52, 53, 54, 55, 56(2), 57, 58(4), 59(3)
Stadtarchiv Landsberg: 64(4), 65, 66(2), 68(3), 69m, 70(2), 71, 72, 90, 91, 92
Neues Stadtmuseum Landsberg (Stephan Wagner): 102 • Universitätsbibliothek Salzburg: Umschlagbild, 11m
Dr. Heide Weißhaar-Kiem: 92, 93(2), 94u, 95, 96, 97

PLÄNE, GRAPHIKEN

Bayer. Hauptstaatsarchiv München: 11o • Franz Bilke, aus: Die sieben Schwaben: 16, 17, 18
Franz Kugelmann: 94o • Staatl. Vermessungsamt Landsberg: 26(3)
Stadtarchiv Landsberg: 34, 35(3), 36, 37, 38, 60, 61, 62, 63(2), 67(3), 68u, 69(2)
Privat: 38, 39m, 42, 43o
Annemarie Schmid, Schwifting: 23 • Skapulierbruderschaft Schwifting: 20, 21, 22

LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

im Eigenverlag des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Landsberg e.V., gegründet 1856
Redaktion und Layout: Klaus Münzer
Gesamtherstellung: EGGGER Satz + Druck GmbH, Landsberg am Lech

Die Geschichte der Pfarrei Spötting und ihrer Kirchen St. Ulrich und St. Katharina¹

von Klaus Münzer

I. Früheste Spuren des Christentums: Die Spöttinger Goldblattkreuze (2. Drittel des 7. Jahrhunderts)

Sieht man von den christlichen Spuren aus römischer Zeit in Epfach / Abodiacum ab², so bietet Spötting die ältesten christlichen Funde nach der Völkerwanderung im Gebiete des heutigen Landkreises Landsberg, älter als das in der Mitte des 8. Jahrhunderts gegründete Benediktinerkloster Sandau am gegenüberliegenden Lechufer.

Die germanische, vorwiegend alamannische Landnahme zwischen Iller und Lech begann spätestens um 500, zu einer Zeit, als die römische Provinz Raetia secunda Bestandteil des italischen Ostgotenreiches unter Theoderich war und die Alamannen 496 in der Schlacht von Zülpich von den Franken geschlagen und aus dem Rheinland zurückgedrängt worden waren. Im weitgehend von der romanischen Bevölkerung entblößten Gebiet zwischen Iller und Lech fanden sie unter ostgotischem Schutz eine neue Heimat, wie eine Reihe von Gräberfeldern längs des Lechs bezeugt. Im Jahre 536 mussten die Ostgoten, damals in Italien von Byzanz aus stark bedrängt, ihre Nordprovinzen Raetien und Noricum an den Frankenkönig Theudebert abtreten. Das Voralpenland wurde unter fränkischer Herrschaft neu geordnet und es entstanden die alamannischen und baiuwarischen Teilherzogtümer unter von den Franken eingesetzten Amtsherzögen, wobei das raetische Gebiet zwischen Iller und Lech Alamannen zugeschlagen wurde.

In Spötting konnte, abgesehen von einem größeren Reihengräberfeld, das in der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts beginnt, der Bestattungsplatz einer christlichen Adelsfamilie ausgegraben werden. Auf die adlige Herkunft weisen die wertvollen Beigaben und zwei Pferdebestattungen dicht daneben hin. Der Archäologe Volker Babukke – vielen Landsbergern durch seine Vorträge beim Historischen Verein bekannt – schreibt über Spötting: „In Spötting... konnte der Bestattungsplatz einer Adelsfamilie ausgegraben werden, der wahrscheinlich die Aufgabe zukam, den Lechübergang einer bedeutenden Ost-West-Verbindung, der späteren Salzstraße, zu kontrollieren. Der mutmaßliche Hofgründer gelangte im ausgehenden 6. Jahrhundert aus dem fränkischen Westen an den Lech, wie uns seine Beigaben, aber auch die zu dieser Zeit in Süddeutschland noch unbekannt Überhügelung seines Grabes zeigen. Für die Gräberfelder von Langweid, Schwabmünchen, Unterigling und Salgen dürfen wir entsprechende Verhältnisse annehmen.“³ Vielleicht gab dieser Adlige der kleinen Siedlung Spötting den Namen, der sich von einem Personennamen Spatto ableitet.



Spöttinger Goldblattkreuz aus der Archäologischen Staatssammlung München

Das Besondere dieser Adelsgräber ist, dass zwei der Gräber Goldblattkreuze enthielten. Solche Kreuze aus dünnem Goldblech wurden auf einen feinen Schleier genäht, der dem Toten über das Gesicht gelegt wurde. Diese Gräber werden in die erste Hälfte des 7. Jahrhunderts datiert und deuten darauf hin, dass die Toten Christen waren. Das eine – aufwendigere – Kreuz zeigt in der Mitte ein Antlitz, das als Christusdarstellung gedeutet wird. Die vier gleichlangen Kreuzarme sind auf Bronzemedalen gepresst, wie solche zur Herstellung von silbernen Riemenzungen für Wadenbinden verwendet wurden. Riemenzungen des gleichen Typs fand man z.B. bei Mindelheim. Der Archäologe Rainer Christlein schreibt darüber: „Das Kreuz war für einen verstorbenen Adligen eigens zum Begräbnis angefertigt und über den gerade verfügbaren Bronzemedalen abgepresst worden“, und anschließend liest man über die Grabausstattung: „Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass alle diese Garnituren in Spötting selbst gefertigt wurden“⁴.

Noch größer war die Überraschung, als in einem zweiten Grab ein weiteres Goldblattkreuz gefunden wurde. Es war völlig schmucklos, doch die vier Kreuzarme waren an den Enden verbreitert und der untere von doppelter Länge. Christlein schreibt, „daß diese Form ohne das Vorbild einer

1 Erweiterte Überarbeitung eines Vortrags zum Jubiläum 40 Jahre Stadtpfarrkirche „Zu den heiligen Engeln“, gehalten am 20. Sept. 2007. Der Vortrag beruht im Wesentlichen auf der Zusammenstellung von Archivalien und früheren vereinzelt veröffentlichten. Als solche sind v.a. zu nennen:

Josef Johann Schober: Die Pfarreien und ihre Vorstände. Spötting, in: Landsberger Geschichtsblätter (=LGBL) 1911, S.4-8, 12-14;

Josef Hartlmaier: Spötting eine Wurzel von Landsberg. Eine Originalurkunde aus der Hand Augsburger Bischöfe, (LGBL 1972/73, S.58-62;

Dagmar Dietrich: Überlieferungen zur Geschichte des Ortes Spötting und seiner Kirche, in: Die Kunstdenkmäler von Bayern. Landsberg am Lech Band 4, München Berlin 1999, S. 63ff

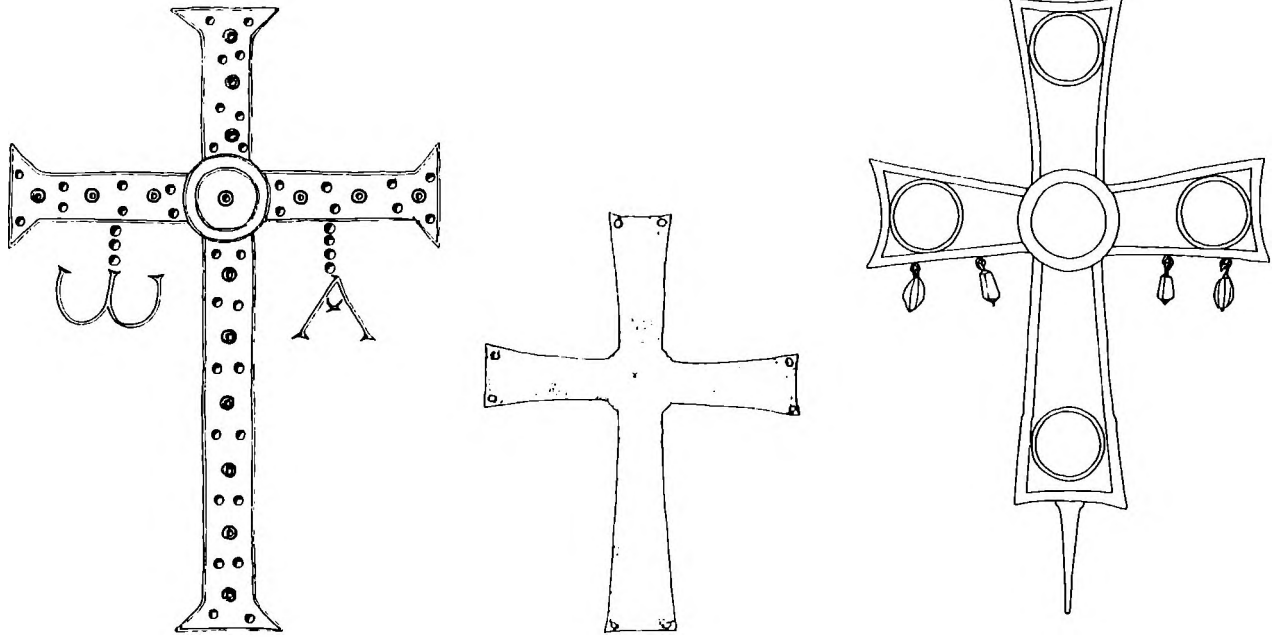
Der Abdruck in den Geschichtsblättern folgt dem Wunsch der Zuhörerschaft aus der Pfarrgemeinde.

2 Studien zu Abodiacum/Epfach, Band 2; Veröffentlichungen der Kommission zur archäologischen Erforschung des spätrömischen Raetien der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, hg.v. Joachim Werner, München 1969

Klaus Münzer: Ein Römerort im Kreise Landsberg; in: LGBL 1974/75, S.72f

3 Volker Babukke: „Nach Osten bis an den Lech. Zur alamannischen Besiedlung der westlichen Raetia secunda“ im großen Ausstellungskatalog „Die Alamannen“ 1997, S.252f

4 Rainer Christlein. „Die Alamannen. Archäologie eines lebendigen Volkes“ Stuttgart 1978, S.118f



Goldblattkreuz aus Grab 35 v. Spötting (Mitte); Crux gemmata im Dom zu Monza (links); Justinuskreuz aus Rom (rechts) – aus Christlein, Die Alamannen

sogenannten *Crux Gemmata*, also eines massiven Altarkreuzes... nicht zu denken ist“. Und er folgert: „In unmittelbarer Nähe des (Spöttinger) Goldschmiedes muss sich demnach eine wohlausgestattete Kirche des 7. Jahrhunderts befunden haben, was angesichts der ebendort zu dieser Zeit ansässigen christlichen Adelsfamilie sehr wohl denkbar ist“. Folgt man der Ansicht Christleins, dann besaß Spötting schon 100 Jahre vor Sandau ein Gotteshaus. Anders ausgedrückt, die Kirche war nicht karolingisch wie die Klosterkirche in Sandau, sondern bereits in merowingischer Zeit erbaut. Wenn die Kirche geweiht war, ist nicht bekannt. Prof. Dr. Walter Pötzl bezeichnet sie im Ausstellungskatalog von 2004 als ein *Afra-Heiligtum*, ohne aber dort eine Quelle dafür anzugeben⁵. Allerdings schreibt der Spöttinger Pfarrer Franziskus Greßle (1721), die Pfarrei sei „den hll. Ulrich und *Afra*“ gewidmet.⁶

II. Bischof Ulrich schenkt Spötting dem Kloster St. Stephan in Augsburg (23. 4. 969)

Nach der Legende habe Bischof Ulrich die Spöttinger Kirche persönlich geweiht und darin Gottesdienst gehalten. In der einzigen von Bischof Ulrich erhaltenen Urkunde vom 23. April des Jahres 969 schenkt er dem von ihm gegründeten Kanonissenkloster St. Stephan in Augsburg zu dessen Unterhalt neben Besitzungen im Raume von Augsburg auch die Zehenteinnahmen von Münster bei Mickhausen, von Geltendorf und „*de tota villa Spetinga*“ mit dem Zusatz „*praeter partem presbyterorum*“, auf deutsch: den Zehent des ganzen Gutes Spötting mit Ausnahme des Anteiles der Priester. Wenn es also in den drei genannten Orten bereits Priester gab, muss man auf dort bereits vorhandene Gotteshäuser schließen. Der Ausdruck „*de tota villa*“ lässt auch auf ein umfangreiches Landgut mit nicht wenigen Bewoh-

nern und Gebäuden schließen⁷. Das passt übrigens auch zu dem Reihengräberfriedhof aus dem 6./7. Jahrhundert, der sich neben dem Adelsbegräbnis auf dem Gelände der heutigen Justizvollzugsanstalt befand. Zu Spötting gehörte wohl auch die später herzogliche Getreidemühle unten beim Lech, welche die Landsberger im 15. Jahrhundert zur Papiermühle umbauten. Die Schenkung Spöttings an das Kloster St. Stephan lässt auch erkennen, dass das Gotteshaus des Gutshofes eine Eigenkirche von Bischof Ulrich war, und die Erwähnung des Priesters bedeutet, dass in Spötting eine Pfarrei bestand.

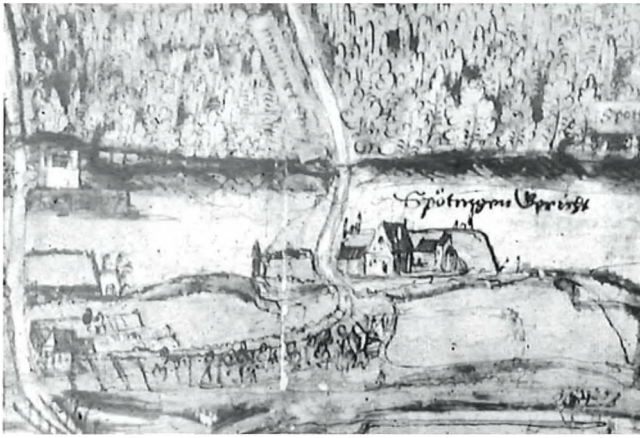
Warum aber wurde die Kirche dem heiligen Ulrich geweiht? Nun, als der Bischof bereits im Jahre 993 heilig gesprochen wurde – es war übrigens die erste Heiligsprechung nach kanonischem Recht überhaupt – lag es doch nahe, dass die Augsburger Kanonissen von St. Stephan sie nach ihrem Klostergründer benannten, auch wenn sie vielleicht vorher eine St. *Afra*-Kirche war. Ein Patroziniumswechsel war zu diesen Zeiten nicht selten, und die Verbringung einer Ulrichsreliquie nach Spötting konnte genügen, um ihn dort als Kirchenpatron zu verehren. Von der mittelalterlichen St. Ulrichskirche gibt es zwei kleine Abbildungen. Die erste ist auf einer Darstellung der Grenzen des Landsberger Burgfriedens um 1557/59⁸. Sie zeigt Spötting von Osten. Mit wenigen Strichen sind die Umrisse des Kirchleins dargestellt: eine einschiffige Saalkirche mit nördlich angebautem breitem, rechteckigem Turm, dessen Satteldach nur wenig über die Höhe des Schiffes hinausragt. Der vorgebaute Chorraum deutet mit seinem rechteckigen Grundriss auf vorromanische Entstehungszeit hin. Eine Bleistiftskizze aus dem Landsberger Stadtarchiv, zu datieren zwischen 1692 und 1699, zeigt Spötting von Westen her. Aus dieser Perspektive ist zwar der das Schiff wenig überragende Turmbau, nicht aber die Chorapsis zu erkennen.

5 Hl. *Afra* Eine frühchristliche Märtyrerin in Geschichte, Kunst und Kult (Ausstellungskatalog = Jb. Bistumsgesch. 38. Jgg., 2004)

6 Pfarrarchiv Hl. Engel, 2. Matrikelbuch. (Der Band Landsberg 4 der „Kunstdenkmäler von Bayern“ liest statt „Franciscus Parochus“ [=Franciscus, Pfarrer] falsch „Pfarrer Franciscus Parodnus“)

7 Josef Hartmaier: Spötting eine Wurzel von Landsberg. Eine Originalurkunde aus der Hand Augsburger Bischöfe (LGBI 1972/73, S. 58-62, cf. BayHStA, KI. Urk. St. Stephan, Fasz. 1)

8 BayHStA, Plansammlung 18717, vermutlich von 1557



Spötting um 1557 (BayHStA)



Spötting um 1695 (StadtALL)

III. Die Spöttinger Ulrichskirche unter dem Kloster St. Stephan (969-1412)

Als seit 1160 eine Brücke für die Salzstraße über den Lech, und dieser wichtige Handelsweg an Spötting vorbei nach Memmingen führte, errichtete das Kloster wohl bald an der Kreuzung der Salzstraße mit der Rottstraße von Augsburg über Schongau nach Venedig eine Tafernwirtschaft neben der Ulrichskirche und dem Gutshof. Der zunehmende Verkehr, auch von der sich bei der Lechbrücke bildenden Handwerker- und Kaufmannssiedlung unter der „Landespurch“, die um 1270 Stadtrecht erhielt, brachten der Tafernwirtschaft und wohl auch dem Kirchlein daneben Zulauf. Dass wir über die ersten Jahrhunderte der Pfarrei St. Ulrich unter der Klosterherrschaft in Landsberger Urkunden nichts erfahren, liegt wohl daran, dass die Pfarrei sehr wenig Pfarrkinder hatte und nicht zum Landsberger Ruralkapitel, sondern lange zum Kapitel Schwabmünchen gehörte⁹. Das Gebiet des Pfarrsprengels reichte aber bis zum Lech, denn als die Bürger der Stadt über dem Lech an der Salzstraße eine Leproserie für die Aussätzigen errichteten und daneben eine Kapelle für die „Sundersiechen“ erbauten, unterstand diese mit den Insassen des Leprosenhauses der Pfarrei St. Ulrich in Spötting. Das beweist uns eine Urkunde aus dem Jahre 1387, als die Brüder Stephan und Johann, Herzöge zu Bayern, ihre Rechte an Grund und Boden bei Spötting zu ihrem Seelenheil an die **neue Kapelle „in der ern der lieben Jungfrauen sand Kathrein“** stifteten, die „in der Pfarr zu Spetting bei den Sundersiechen gelegen“ ist¹⁰. Die Siechengasse, an deren Anfang das Siechenhaus stand, führte direkt nach St. Ulrich in Spötting und heißt deshalb heutzutage auch Spöttinger Straße. Zur Pfarrei St. Ulrich gehörte auch die Spöttinger Getreidemühle unten nicht weit vom Lech, die erstmals 1280 im herzoglichen Urbar erwähnt wird und nach 1468 von der Stadt erworben und zu einer Papiermühle umgebaut wurde. (Heute steht an ihrer Stelle die Kantine der Pflugfabrik.) Die Pfarrei Spötting verfügte nun also über zwei Kirchlein, um die herum zwei kleine Friedhöfe angelegt wurden.

Die Katharinenkapelle und das später bei ihr errichtete Benefiziatenhaus mit Mesnerhaus gehörten besitzrechtlich allerdings der städtischen Leprosenstiftung.

IV. Spötting kommt mit der St. Ulrichskirche in den Besitz der Stadt Landsberg (1412)

Den frommen adeligen Klosterfrauen von St. Stephan in Augsburg war die Nachbarschaft zur aufstrebenden Stadt Landsberg, mit der sie oft um Besitzrechte über Grund und Boden links des Lechs im Streit lagen, bald Leid geworden. Es fällt auch auf, dass 1395 zwei Landsberger Bürger, darunter der vornehme Heinrich Schmalholz, als Pfleger von St. Ulrich auftreten¹¹. Die Kontrolle über ihren Spöttinger Besitz schien also der Äbtissin langsam zu entgleiten. So schaute sie, den lästigen Besitz los zu werden und verkaufte am 12. März 1412, „um merern schaden unsers Gotzhawßs damit ze fürchomen“ mit Zustimmung des Bischofs Eberhard „das Klostergutlin, genant Spetingen...und zwar den Hof mit samt den Zehnten und Zinsen, den Kirchensatz mit der Kirchen und aller Ehaftin und allem Zugehör“ an den Landsberger Stadtpfarrer und Dekan Konrad Westenhofer – denn mit der ihr verhassten Stadt selbst wollte sie nicht ins Geschäft kommen¹². Der Pfarrer aber hatte der Stadt nur als Strohhalm gedient, denn vier Monate später, am 25. Juli 1412, verkaufte er alles zum gleichen Preis von 350 Goldgulden an die Stadt weiter, und zwar „den Kirchensatz zu dem lieben herrn Sant Ulreich zu Spettingen mit widemhof, mit zehent und mit allen zinsen, die zu demselben Chirchensatz gehören,... mit aller Eehaftin, mit gericht und Taffern und besonderlich die lehenschaft und manschaft als man die von Hand leihen und empfaen soll“¹³. Hier erfährt man Genaueres über den Umfang von Spötting: Dazu gehörte also neben der Kirche der Widemhof, das ist die Kirchenökonomie mit allen Ehehaften, d.h. Knechten und Mägden, mit der Tafernwirtschaft und dem Gericht. Das Kloster St. Stephan übte also wohl bis dahin die niedere Gerichtsbarkeit über seine Spöttinger Untertanen aus. Sicher waren Widemhof und Gasthaus nicht vom Kloster selbst bewirtschaftet, sondern Ministeriale mit diesen belehnt worden. Ein solcher war Hidunchus de Spetingen, der um 1150 als Zeuge auftritt, oder Oudalricus de Spetingen um 1160¹⁴. Deutlich ist eine Urkunde von 1346. Hier geht es um einen Vergleich von Ansprüchen des Heinrich Wielant von Spetingen und seiner Ehefrau gegen die Äbtissin des Klosters wegen des Gutes, „da wir von iren genaden uf gesezzen waren“¹⁵. Das heißt, sie hatten das Gut Spötting vom Kloster zum Lehen. Nun aber wurde der Widemhof vom Landsberger Heilig-Geist-Spital bewirtschaftet, die Tafernwirtschaft dagegen von der Stadt an Bürger verliehen.

9 StadtA LL, Aufzeichnungen Schobers, Fach 173: Schobers handschriftliche Aufzeichnungen (um 1910) aus dem Ordinariatsarchiv Augsburg (dort sind die Bestände ab Buchstabe L im letzten Kriege verbrannt!) vermerken Spötting noch 1590 und 1642 in den Visitationsberichten unter dem Kapitel Schwabmünchen (=Schwabmünchen)

10 StadtA LL, Urk. Nr. 71 v.7.9.1387

11 StadtA LL, Urk. Nr. 85 v. 8.3.1395

12 StadtA LL, Urk. Nr. 148 v 12.3.1412

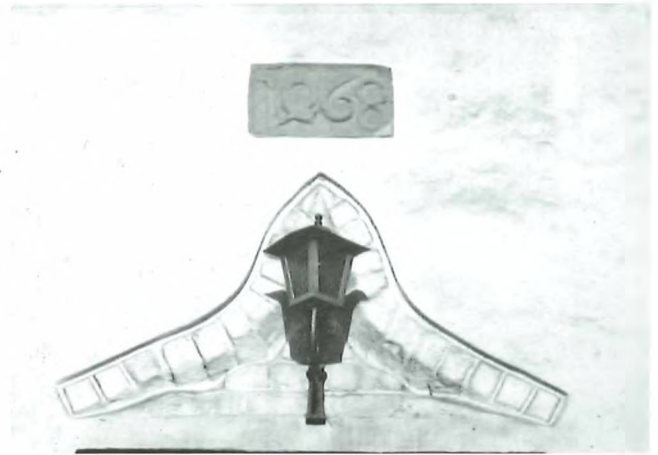
13 StadtA LL, Urk. Nr. 149 v.25.7.1412

14 Monumenta Boica XXII, S.84 u. 110

15 BayHStA, KL .St.Stephan, Fasz.3



St. Ulrich und Tafelwirtschaft v. 1468



„1468“ über der Tür der Tafelwirtschaft

V. Einiges über die Pfarrer von St. Ulrich und St. Katharina

Aus der Zeit der Klosterherrschaft über Spötting sind uns keine Namen der Pfarrer bekannt. Nun aber tauchen Namen auf. Der erste heißt Konrad Lader (nicht Loder, wie der Name von Schober falsch gelesen wurde¹⁶). Wir kennen ihn als Sodale der 1370 bei der Stadtpfarrei gegründeten Herrenbruderschaft, der hauptsächlich die Pfarrer der beiden Ruralkapitel Landsberg und Schwabhausen angehörten. In einer Bruderschaftsliste aus der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts ist ein „dominus Conradus Lader plebanus in spetingen“ verzeichnet¹⁷. (Plebanus ist – im Gegensatz zu parochus – ein vom Kirchherrn eingesetzter Pfarrverweser. Kirchherr der Pfarrei Spötting war bis 1412 das Kloster, ab 1412 also die Stadt Landsberg, d.h. der Stadtrat.). Konrad Lader war wohl ein gebürtiger Landsberger, denn 1393 tritt ein Chunrad Lader, Bürger zu Landsberg, als Siegelzeuge auf, und zwei Jahre später ein Heinrich Lader, dessen Haus im Kloster war¹⁸. Einer der beiden, eher wohl der erstgenannte, könnte der Vater des gleichnamigen Conradus Lader sein. Sein Nachfolger war wohl Diepold Polster. Im ältesten Kalendarium der Stadtpfarrei ist unterm 1. November vermerkt: „Im Jahr 1438 starb Diepoldus Polster, Pfarrer in Spettingen und war Mitglied unserer Bruderschaft“¹⁹.

Mit Caspar Wanner aus Memmingen wird eine wichtige Persönlichkeit Pfarrer von St. Ulrich. Er stand in Diensten des Memminger Antoniterordens und wird 1458 als Pächter der Antoniterballei Freising erwähnt. Von 1459 bis 1465 ist er Benefiziat an der Memminger Frauenkirche und kam spätestens 1468 nach Landsberg, wo er 1473 als Pfarrer zu Spöttingen und 1479 als Pfarrer zu St. Katharina bezeichnet wird²⁰. Da 1468 die Spöttinger Tafelwirtschaft um- und ausgebaut wurde, drängt sich die Vermutung auf, dass Wanner wie in Freising auch hier für den Antoniterorden tätig war.²¹ Die Antoniter waren ein Hospitalorden, der sich vor allem der Opfer der gefürchteten Mutterkornkrankheit annahm, die zum Abfaulen der Gliedmaßen führte und furchtbare Geschwüre hervorrief. Zum Einsammeln der Spenden hatten die Antoniter in fast jedem Bistum ein Ter-

minierhaus. Wo das Terminierhaus für Schwaben war, ist bisher nicht bekannt, doch wird vermutet, es könne wegen der zentralen Verkehrslage in Spötting gelegen haben, das mit der neu ausgebauten Tafelwirtschaft mit mehreren Dachböden und Kellern genügend Raum bot²². Auch in München hatten die Antoniter ihr Terminierhaus in einem von der Stadt gemieteten Gebäude. Auch wäre Caspar Wanner als Pfarrer von Spötting und ehemaliger Pächter eines Terminierhauses dafür besonders geeignet. Als die Memminger Generalpräzeptorei des Ordens in der Reformation aufgelöst wurde, bot sich das Spöttinger Gebäude als Niederlage der Schongauer Rott, als sogenanntes Ballenhaus an.

Es fiel auf, dass Caspar Wanner einmal als Pfarrer zu Spötting, ein anderes Mal als Pfarrer zu St. Katharina bezeichnet wurde. Als sein Nachfolger Anton Kreller, vorher Pfarrhelfer – d.h. Kaplan – an der Landsberger Stadtpfarrkirche, 1483 die Pfarrei erhält, heißt es eindeutig: „*Sant Ulrichs Pfarrkirche zu Spetingen mit samt Sant Katharinae Kapell darzu gehörig*“²³. Doch der Schwerpunkt der Pfarrei hatte sich offensichtlich doch zum stadtnäheren Katharinenkirchlein verlagert, denn 1498 wird Johann Wendel von Kaufbeuren als „*angehender Pfarrer zu St. Katharina*“ bezeichnet. Bei seiner Einführung muss er dem Landsberger Stadtrat versichern, die ihm verliehene Pfarrei nicht zu mindern, sie persönlich zu versehen, nicht zu vertauschen oder eigenmächtig zu resignieren, sondern in solchem Falle wieder an den Magistrat zurückzugeben, keine Neuerung einzuführen und auch seinem Kaplan solches nicht zu gestatten.²⁴ Aus diesem Gelöbnis geht hervor, dass der Pfarrsitz der Pfarrei Spötting – wie auch das Mesnerhaus – nun bei St. Katharina war, weiter: dass die Stadt Landsberg als Pfarrherr das Nominationsrecht hat und außerdem, dass der neue Pfarrer sogar über einen Kaplan verfügte. 1493 nämlich hatte der Landsberger Bürgersohn und Pfarrer zu Beuern bei Greifenberg, Konrad Stöffel, in die Katharinenkapelle eine ewige Messe mit Benefiziatenhaus gestiftet²⁵. An dessen Freund, Antonius Häfelin, war die „Stöffelmesse“ am 6. August 1493 verliehen worden mit dem Versprechen, dem Pfarrer daselbst dienstlich und gewärtig zu sein.²⁶ Zwei Monate vor Johann Wendels Berufung als Spöttinger Pfarrer wird Antonius Häfelin noch als „Priester und Kaplan auf Unser Frauen Altar bei St. Katharina vor der Stadt Lanntsperg“ erwähnt²⁷. Dieses Benefizium wurde also von Häfelin

16 Jos. Joh. Schober: Die Pfarreien und ihre Vorstände. Spötting, in LGbl 1911, S. 6

17 BayHStA, KL Wessobrunn 22: Fratres nostre fraternitatis. An 14. Stelle: „dominus Conradus lader plebanus in spetingen“

18 StadtA LL, Urk. Nr. 82 v. 16. 11. 1393 und Urk. Nr. 89 v. 1395 (ohne Datum)

19 BayHStA, KL Wessobrunn 22, siehe LGbl 1930, 88

20 StadtA LL, Urk. Nr. 333 v. 9. 3. 1468, Urk. Nr. 382 v. 8. 12. 1473; Urk. Nr. 418 v. 9. 11. 1479

21 Klaus Münzer: Die Antoniter und Landsberg; Lgbl. 99./100. Jgg. 2000/2001, S. 24-26

22 Adalbert Mischlewski: Grundzüge der Geschichte des Antoniterordens bis zum Ausgange des 15. Jahrhunderts, Köln-Wien 1976, S. 254, Anm. 21

23 StadtA LL, Urk. Nr. 434 v. 29. 8. 1483

24 StadtA LL, Urk. Nr. 521 v. 11. 8. 1498

25 Der Epitaph des Konrad Stöffel ist noch heute an der Südwand im Katharinenkirchlein zu sehen.

26 StadtA LL, Urk. Nr. 483 v. 8. 7. 1493

27 StadtA LL, Urk. Nr. 520 v. 11. 6. 1498



Das alte Katharinenkirchlein

betreut, der in der Stadt ein eigenes Haus besaß. Danach allerdings wird nie wieder ein Kaplan auf dieser Pfarrei erwähnt. Als der Spöttinger Pfarrer seinen Sitz in das Benefiziatenhaus neben dem Leprosenkirchlein verlegte, hat er die Stöffelmesse wohl selbst übernommen und damit seine kargen Einkünfte aufge bessert.

Während der Wirren der Reformation fällt Joachim Frölich, seit 1531 Pfarrer zu St.Katharina, unangenehm auf. Der Magistrat beschwert sich bei den Herzögen Wilhelm und Ludwig, Frölich habe zusammen mit dem Frühmesser Martin Hadorffer in unpriesterlicher Kleidung mit Wams und Hosen nachts einen Tumult auf der Gasse verursacht und die aufkreuzende Stadtwache mit Waffen in die Flucht geschlagen. Nach ihrer Überwältigung seien sie „ins Gewölb“ geschafft worden²⁸. Der damalige Stadtpfarrer Magnus Haldenberger beklagte gleichzeitig „zu den irrigen Zeyten, dieser schwären Läuften des Glaubens...etlicher verruchter Gaystlicher ärgerliches und leychtfertiges Leben“²⁹. Der erwähnte Stadtpfarrer Haldenberger ist übrigens nicht in seiner Stadtpfarrkirche, sondern in St.Ulrich in Spötting begraben, was zu Spekulationen darüber führte, ob damals in der Stadtpfarrkirche ein Begräbnis nach katholischem Ritus noch möglich gewesen sei.

VI. Der Dreißigjährige Krieg und seine Folgen

Die Belagerung und Eroberung von Landsberg durch die Schweden 1632/33 schädigte die kleine Pfarrei, die ja außerhalb der Stadtmauern lag, schwer. In einem Bericht an den Hochwürdigsten Herrn Bischof heißt es, dass vom 19. bis 23. April 1633 unter anderen „...S: *Benedicten Kirchen zu Sandau... wie auch die Pfarr S:Ulrichs zu Spöttingen, neben S: Catharina Filial, so der Pfarr incorporiert, ... alles verweist*“³⁰. In einem Bericht heißt es: „Im Schwedenkrieg wurden 5 Pferde in der Spöttinger Kirche untergebracht. Im Jahre 1633 wurde der Pfarrhof zu St. Catharina vor dem Lechthor so ruiniert, daß man nicht mehr darin wohnen konnte, und eine Reparatur unmöglich war. Im Jahr 1646 ist der Pfarrhof zu St. Catharina gänzlich abgebrannt und der neue Pfarrer Strelmayr in die Stadt gezogen. Er erhielt auf ein halbes Jahr Miethzinsentschädigung“³¹. Das Pfarrhaus bei dem Katharinenkirchlein wurde abgerissen und der Pfarrer zog schließlich in das St.Sebastians-Benefiziatenhaus

neben der Stadtpfarrkirche. Inzwischen waren nämlich 1613 und 1615 die zahlreichen Benefizien in der Stadt zu nur mehr sechs Benefizien zusammengelegt („uniert“) worden, da die mittelalterlichen Stiftungseinkünfte so viel an Geldwert verloren hatten, dass sie für den Lebensunterhalt der Benefiziaten nicht mehr reichten und etliche Benefizien deshalb bereits verwaist waren. Seit 1615 also war das Messbenefizium an der Kapelle bei den armen Leprosen, das sich auf ein Jahreseinkommen von 55 Gulden belief, zusammengelegt worden mit den Messbenefizien auf dem Bauern- und dem Katharinenaltar sowie der Herrenbruderschaftsmesse, alle drei in der Stadtpfarrkirche³². Das bedeutete aber, dass der Pfarrer der Pfarrei Spötting zugleich Benefiziat an der Stadtpfarrkirche war. Was lag also näher, als den Sitz des Pfarrers neben die Stadtpfarrkirche, heute Georg-Hellmair-Platz Nr. 382, zu verlegen, als das Pfarrhaus bei dem Katharinenkirchlein von den Schweden ruiniert worden war.

Pfarrer in dieser unruhigen Zeit war der gelehrte Magister Severin Tittenkofer. 1626 versah er das St.Vitus-Benefizium in der Stadtpfarrkirche und dozierte an der ersten Lateinschule der Stadt, dem Vorläufer des Jesuitengymnasiums. Er war dann Pfarrer in Zankenhausen, von wo er durch die Kriegereignisse vertrieben wurde, zunächst nach Schongau, versah dann die Pfarrei Weil, bis er Schöffelding übernahm. Von dort wurde er 1639 auf die Pfarrei Spötting präsentiert, aber auch hier sollte er keine Ruhe finden. Seit die Schweden seinen Pfarrsitz bei St.Katharina zerstört hatten, verlor er sich seine Spur. Im Visitationsbericht im ehem. Ordinariatsarchiv Augsburg findet sich über Spötting, das damals noch zum Kapitel Schwabmünchen gezählt wurde, folgender Eintrag: „1642 Spötting: *altare violatum est. Pfarer Xaver Tittenkofer. Tempus belli tot intulit mala ut vix lingua enarrare nec calamus scribere poterit omnes defecta*“³³. Die Kirche war von den Schweden als Pferdestall benutzt worden. Noch 1590 hatte die gleiche Quelle berichtet: „*Spetting: In ecclesia et coemeterio nullus est defectus et omnia sunt bene ornata*“³⁴. Über das Ende dieses tüchtigen, aber oft heimgesuchten Geistlichen ist nichts überliefert.

Ein ganz anderer Charakter auf der Spöttinger Pfarrei war der Landsberger Bierbrauerssohn und Lizentiat beider Rechte Johann Anton Trieb. Durch Protektion der geistlichen Brüder seiner Mutter, der eine davon war der Stadtpfarrer Hagenrainer, wurde er 1724 vom Stadtrat auf die Pfarrei präsentiert. Mit den Benefiziaten der Stadtpfarrkirche lag er in ständigem Streit. Schließlich wurde es dem Magistrat der Stadt zu viel, und er wurde beim Ordinariat verklagt. Was hatte das Fass zum Überlaufen gebracht? Zunächst hatte Pfarrer Trieb am 6. August 1739 beim Tafernwirt in Spötting vom Nachmittag bis zum Abend gezecht und randaliert, so dass ihn der Wirt mit Gewalt entfernen musste. Nachts um halb elf erschien er dann mit geladener Pistole und einer Flinte in der Stadt vor dem Haus des Amtsbürgermeisters und forderte ihn unter Beschimpfungen und Sakramentieren heraus. Danach schoss er vor dem Haus des Stadtdieners die Flinte ab und machte solchen Tumult, dass sich die Nachbarschaft beschwerte. Endlich wurde er überwältigt und vier Tage in Arrest gehalten. Das Ordinariat entschied auf die Klage des Stadtrates, dass Pfarrer Trieb binnen drei Monaten seine Pfarrei und seine Benefizien aufgeben muss. Schließlich wurde er in das Priesterhaus in Pfaffenhofen eingeschafft.³⁵

28 StadtA LL, Fach 173: Schobers handschriftliche Aufzeichnungen (um 1910) aus dem Ordinariatsarchiv Augsburg

29 BayHStA, GL 2020a: Fol. 818-829

30 wie Anm. 8

31 Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt:(=PAMH) Abschrift einer Replik des Stadtpfarrers Hagenrainer (1693-1713) durch Stadtpfarrer Martin

32 PAMH: Akt „Unio Beneficiorum et sustentatio Vicarii etc etc, geschlossen im J. 1613 u.1615“

33 wie Anm. 8. Übersetzung: Der Altar in Spötting ist entweiht. Pfarrer ist Xaver Tittenkofer. Die Kriegszeit hat soviel Übel gebracht, dass die Zunge alle Schäden kaum berichten, die Feder sie kaum beschreiben kann.

34 Übersetzung: Spötting: In Kirche und Friedhof ist nichts beschädigt und alles ist wohlgeziert

35 Jos. Joh. Schober: Die Pfarreien und ihre Vorstände. Spötting, in Lgbl 1911, S.8; StadtA LL, Ratsprotokoll de Anno 1740, fol.1

VII. Der Neubau der Spöttinger St. Ulrichskirche (1765)

Die Beschädigungen im Dreißigjährigen Krieg und die Verlegung des Pfarrsitzes in die Stadt führten zu einer Vernachlässigung der Spöttinger St. Ulrichskirche, in der nur noch sehr selten Gottesdienste abgehalten wurden, da der Pfarrer die Sonntagsgottesdienste in der stadtnäheren Katharinenkapelle abhielt. So verfiel das Ulrichskirchlein so sehr, dass im Jahre 1756 das Dach einstürzte. Als fünf Jahre lang der Wiederaufbau aus Geldmangel gestockt hatte und sich weder der Stadtmagistrat noch der Herr Pfarrer, der ja nun in der Stadt wohnte, darum kümmerten, beklagte sich 1762 der Spöttinger Tafernwirt Leonhard Zech beim Herrn Generalvikar in Augsburg über den unwürdigen Zustand der Ruine, zumal auch sein Wirtsbetrieb darunter litt³⁶. Auf Druck des Ordinariats wurden schließlich 999 Gulden aus der Stadtpfarrkirche und den Kirchenstiftungen Sandau und Stillern als Leihgabe bewilligt³⁷ (und nie zurückgezahlt), und der Neubau konnte 1765 auf den Fundamenten und Tuffstein-Mauerresten der mittelalterlichen Kirche durchgeführt werden. Erbauer war der Wessobrunner Baumeister und Stuckateur Nikolaus Schütz³⁸, seit 1717 in Landsberg ansässig, ehemals Palier von Dominikus Zimmermann, der bereits 1762-64 die Pfarrkirche St. Martin in Thaining erbaut hatte und seit 1754 dem Äußeren Rat der Stadt angehörte. Nikolaus Schütz baute den rückwärtigen Teil neu als Ziegelbau, ebenso ersetzte er den früher rechteckigen Chor durch einen halbrunden. In die Tuffsteinmauern der Seitenwände brach er die geschweiften Fenster ein und erzielte dadurch eine helle Raumwirkung. Die Rokokoaltäre von 1756 wurden allerdings im Jahre 1904, dem Zeitgeschmack entsprechend, beseitigt und durch neugotische aus der damals profanierten Katharinenkapelle ersetzt. Diese aber wurden 1952 wieder entfernt und die Ausstattung wie ehemals barockisiert.

Das Gehäuse des Hauptaltars³⁹ aus dem Jahre 1702 stand früher in der eingestürzten Kapelle von Oberbeuern. In der Altarnische steht nun eine Muttergottes mit Jesuskind aus dem späten 17. Jahrhundert, im Auszug eine Salvatorstatuette von Lorenz Luidl (1702), daneben – ebenfalls von Lorenz Luidl – zwei schwebende Engel. Von der ursprünglichen barocken Ausstattung der Kirche sind die drei Altargemälde mit zwei Auszugsbildern und die Schnitzfiguren erhalten: das ehemalige Hochaltarblatt, darstellend das Messkelchwunder des Hl. Ulrich, hängt jetzt an der Nordwand, die Seitenaltargemälde hängen heute wieder über den hölzernen Altartischen an den Seiten: links das Martyrium der hl. Afra, rechts der hl. Wendelin als Hirte, umgeben von Vieh. Die Gemälde der Seitenaltäre sind vom Landsberger Maler



St. Ulrich mit Friedhof von Westen

Franz Anton Anwander, das linke datiert 1771, das Hauptaltarbild von seinem Bruder Johann Baptist Anwander. Die ehemaligen Auszugsbilder der Nebenaltäre hängen seit 1904 seitlich hinter dem Hochaltar. Sie stellen den hl. Josef und Antonius von Padua mit dem Jesuskind dar. Am Chorbogen stehen auf Podesten die Schnitzfiguren der hl. Laurentius und Nikolaus, bis 1904 schmückten sie als Seitenfiguren den Hochaltar. Geschaffen wurden sie von Lorenz Luidl gegen Ende des 17. Jahrhunderts, während der Kruzifixus zwischen den Fenstern der Südwand seinem Sohn Johann Luidl zugeschrieben wird.

VIII. Die Grabsteine der St. Ulrichskirche⁴⁰

Die Grabsteine in und an der Kirche gehören zum Vorgängerbau. Der älteste im Inneren der Kirche aus dem Jahre 1430 gilt den beiden Jungfrauen Barbara und Anna, Töchter des Münchener Arztes Doktor Hanns Rosenbusch. Der Grabstein verrät nur das Todesdatum zu Petri Kettenfeier am 1. August 1430. Es ist anzunehmen, dass sie auf der Durchreise zu Tode kamen.

Christus als Schmerzensmann zeigt das Grabmal der Gattin des Landsberger Tuchhändlers Joachim Soiter, Afra Herlerin (weibliche Form von Herele). Sie starb am 26. September 1541. Ihr Gemahl, Joachim Soiter zu Haldenberg, war von 1531 bis 1562 Bürgermeister und starb 1565. Er stammt, ebenso wie seine Gemahlin, aus einer angesehenen Landsberger Familie, die mehrere Bürgermeister stellte. Warum seine (erste?) Gattin bei St. Ulrich bestattet wurde, lässt sich nicht ermitteln.

Sebald Allinger, gestorben 1594, gehörte zum Inneren Rat der Stadt und war Pfleger der „Sundersiechen“ bei der Katharinenkapelle. Seine Frau Sibille Mausielin starb bereits vor ihm 1589. Ließ er sich wegen seines Plegamtes hier begraben, weil ja das Siechenhaus zur Pfarrei Spötting gehörte? Sein Haus stand hinter der Stadtpfarrkirche in der Schulgasse.

Die letzten beiden Grabsteine in der Kirche gehören jedoch eindeutig hierher: Elias Probst, gestorben 1660, war Tafernwirt neben der Kirche. Seine Frau Ursula, geborene Bydterlerin (weibl. Form von Bitterle) führte die Wirtschaft weiter und folgte ihm sechs Jahre später 1666.

An der Südmauer der Kirche außen finden wir drei Grabsteine. Der älteste erinnert an einen bedeutenden Landsberger: Magnus Haldenberger, Magister der Künste und der Philosophie, Kandidat der Rechte und der Theologie, bedeutender Humanist, Kanoniker von St. Moritz in Augsburg. Der Priester hatte als Stadtpfarrer von Mariä Himmelfahrt einen schweren Stand zur Zeit der Reformation⁴¹: etliche Benefiziaten liefen ihm davon, der Stadtrat stritt mit ihm über die Finanzierung der Messen und verklagte ihn zu Unrecht beim Herzog. Warum er hier begraben ist, ist nicht eindeutig klar. Seine Eltern gehörten nicht zur Spöttinger Pfarrei, ihr Haus stand in der Salzgasse. Verhinderten die zahlreichen protestantisch gesinnten Bürger der Stadt die Beisetzung in seiner Pfarrkirche? Beim Grabstein über der Eingangstür gibt es da keinen Zweifel: Andreas Schnöller war von 1616 bis 1634 Spöttinger Tafernwirt. Er war viermal verheiratet und stiftete den Grabstein schon zu seinen Lebzeiten für sich und seine drei ersten Frauen, von denen die erste aus Bozen war und 1620 in Venedig starb. Als 1628

36 Hartlmaier, wie Anm. 7, S.60

37 StadtA LL, Fach 173: Kirchensachen 1627-1807

38 StadtA LL, Kirchenrechnungen von 1765

39 Zu den Altären siehe Dagmar Dietrich, Kunstdenkmäler.. (wie unter Anm. 1), S.70 u. 74f

40 Abbildungen und Inschriften aller Grabsteine: Dagmar Dietrich (wie Anm. 1), S.70-74

41 Klaus Münzer: Landsberg im Streit der Konfessionen zwischen 1522 und 1618, Lgbl 99./100.Jg. 2000/2001; hier: S.29f



Andreas Schnöllers Epitaph

sein Pachtvertrag vom Stadtrat für 6 Jahre erneuert wird, ermahnt man ihn, sich mehr um die Tafernwirtschaft zu kümmern und nicht so viel nach Venedig und anderen Orten hin und her zu reisen. Im Kriegsjahr 1634 ist er kurfürstlicher Proviantcommissar und kauft das Haus Nr. 5 am Hauptplatz. Ab 1635 sitzt er als Eisenhändler – zunächst als Gemeinredner – im Inneren Rat und ist von 1660 bis zu seinem Tode am 20. April 1665 Bürgermeister. 1638 ist er Präfekt der Maria-Himmelfahrt-Bruderschaft. 1639 wurde er mit seinem Bruder Jacob von Kaiser Ferdinand III. in den erblichen Adelsstand erhoben, da schon ihr Großvater und sie selbst in den Türkenkriegen gekämpft und Gut und Blut darangesetzt hätten⁴². 1650 unternimmt er eine Pilgerfahrt nach Rom, von der er mehrere Reliquien mitbrachte und der Stadtpfarrkirche stiftete.

Der letzte Grabstein an der Südmauer erinnert an die Tafernwirtschaftsfamilie Rauch im 19. Jahrhundert.

IX. Von der Pfarrei zu Spötting zur Pfarrei St. Ulrich und Katharina (1765-1882)

Auch nach dem Neubau von St. Ulrich war das einsam gelegene Kirchlein meistens verschlossen, denn nur an fünf Festtagen fanden Gottesdienste statt, während in der stadtnahen Katharinenkapelle einmal in der Woche und jeden Sonntag Gottesdienst gehalten wurde. Sonst gab es kirchliche Handlungen hier nur bei Begräbnissen. Außer den Toten der Spöttinger Wirtsfamilie begrub man im kleinen Spöttinger Friedhof nur noch die am Hochgericht neben dem Galgenweg Gehängten, während die unten auf der Kipfstatt mit dem Henkersbeil Hingerichteten, die Bewohner der Siechenhauses und der Papiermühle bei der nahegelegenen Katharinenkapelle ihre Ruhestätte fanden.⁴³ Dieser kleine Friedhof, der 1866 noch mit 63 Gräbern belegt war, wurde im gleichen Jahre auf Antrag des kgl. Bezirksarztes aufgelassen.

Dort unten aber wuchs die Seelenzahl der Pfarrei. Da gab es außer den Insassen des Siechenhauses am Lech beim heu-

tigen Englischen Garten die beiden Stadtbleicher, dann den Jesuiterwäscher neben St. Katharina und einige bewohnte Gartenhäuser zwischen der Siechengasse und dem Lech. So hatte sich die Zahl der Kommunikanten von 54 im Jahre 1711 auf gerade 82 im Jahre 1796 vermehrt, darunter 16 Ehepaare, bei einer Seelenzahl von 98 in der gesamten Pfarrei Spötting.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts heben sich zwei Pfarrer heraus. Zunächst Pfarrer Johann Nepomuk Pössinger (1803-1825), auf dessen genaue Pläne Krippenvorstellungen in St. Katharina, aber auch in der Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt zurückgehen. Dabei wurden jeweils Szenen aus dem Alten Testament auf der Evangelienseite solchen aus dem Neuen Testament auf der Epistelseite gegenübergestellt. Solche Darstellungen sind mit den noch erhaltenen Krippenfiguren in der Pfarrei Spötting von 1816 bis 1833 nachweisbar. In Mariä Himmelfahrt hielt man sich an Pfarrer Pössingers Aufstellungen von 1804 bis 1819. Pössinger starb 1825. Seinen Grabstein findet man an der Ostwand der Dreifaltigkeitskirche auf dem städtischen Friedhof an der Augsburgers Straße, während Pössingers Amtsvorgänger Pfarrer Anton Nieberle noch bei St. Katharina beerdigt worden war. Pfarrer Pössinger war der letzte, der nach der Nominierung durch den Magistrat vom Kloster Wessobrunn präsentiert wurde. Mit der Säkularisation ging das Präsentationsrecht an die bayerische Staatsregierung über, die das Erbe des Klosters angetreten hatte.

Als zweiten Pfarrer in der ersten Jahrhunderthälfte hebt sich Pfarrer Johann Michael Bach hervor (1834-1863), auch er ein Landsberger Bürgersohn, der zuvor als Kaplan bei Mariä Himmelfahrt gewirkt hatte. Pfarrer Bach lag seit 1839 im Streit mit der Stadtpfarrkirche um die Pfarreigrenze, die Pfarrer Bach bis zur Sandauer Brücke – mit Ausnahme des Gottesackers und der angrenzenden Häuser an der Augsburgers Straße – ausgedehnt wissen wollte, so dass die beiden Sommerkeller über der Hangkante – Christeiner- und Schafbräukeller – zur Pfarrei Spötting gefallen wären. Nach Auffassung der Stadtpfarrkirche gehörte aber die ganze Gemeindeflur westlich des Lechs zur Stadtpfarrkirche als Hauptpfarre, mit Ausnahme der Spöttinger St. Ulrichskirche und des sie umgebenden Friedhofs. Der Streit wurde durch einen Vergleich mit dem neuen Stadtpfarrer Josef Alois Kopp im Jahre 1843 beendet, wodurch der Spöttinger Pfarrei der größte Teil des Stadtgebietes westlich des Lechs zugesprochen wurde, die beiden Sommerkeller und der Schwaighofanger einschließlich der Altöttinger Kapelle aber bei der Stadtpfarrkirche blieben.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts nahm die Pfarrei durch eine wachsende Zahl von landwirtschaftlichen Kleinbetrieben beiderseits der Katharinenstraße zu, auch Zimmerleute, Maurergesellen und Tagelöhner errichteten hier – meist in Eigenleistung – ihre bescheidenen Häuschen. Als dann 1872 Landsberg Bahnstation wurde, löste die neue Verkehrsanbindung eine Siedlungswelle aus. In der nun attraktiv gewordenen Katharinenvorstadt schossen etliche Villen vornehmer Bürger, zum Teil in deren großen Privatgärten, aus dem Boden. Während die Pfarrei Spötting 1864 noch 266 Seelen zählte, stieg deren Anzahl bis 1877 auf 457. Da aber weder das Ulrichskirchlein, noch die Katharinenkapelle über ein Taufbecken verfügten, musste das Wasser für die Taufen immer noch aus der Stadtpfarrkirche geholt werden. So ist das Bestreben nach einer eigenen Stadtpfarrkirche St. Ulrich und Katharina verständlich. Das traf aber auf den erbitterten Widerstand des damaligen Stadtpfarrers und Dekans Joseph Martin, der im Spöttinger Pfarrei nur einen Kuraten des

42 StadtA LL, Fach 174: handschriftliche Aufzeichnungen Schobers

43 Siehe: Klaus Münzer: Scharfrichter und Wasenmeister in Landsberg vom späten Mittelalter bis ins beginnende 19. Jahrhundert; Kapitel „Hinrichtungen in Landsberg“ (L.Gbl. 103.Jgg. 2004, S.29-34)

St.Katharinenbenefiziums sah und dies 1878 in einer ausführlichen Eingabe an das Ordinariat zu beweisen suchte⁴⁴. Einer neuen Pfarrei wollte und konnte er sich aber nicht widersetzen, und so errichtete das Ordinariat 1882 die neue Pfarrei unter dem Namen St.Ulrich und Katharina, auf welche der bisherige Landsberger Spitalpfarrer Eduard Hörner berufen wurde.

X. Bau der neuen Katharinenkirche und Erhebung zur 2. Stadtpfarrei

Die neu erhobene Pfarrei zählte bald 650 Seelen, ihr kleines Gotteshaus aber bot nur für 150 Gläubige Platz. So regte der tatkräftige Pfarrer Hörner 1889 beim Stadtmagistrat einen Neubau an. Um für den Bau Platz zu schaffen, schlug er den Abriss der alten Katharinenkapelle und des Mesnerhauses vor. Diesen Plan verhinderte jedoch der Landsberger Historische Verein, schaltete den Generalkonservator in München ein und funktionierte das Kirchlein zum Museum

um. Dann aber verkaufte der Apotheker Böhm sein Gartengrundstück gegenüber der Katharinenkapelle an die neue Pfarrei, so dass Pfarrer Hörner schon am 21. Oktober 1890 im Apothekergarten den Grundstein für die neue Katharinenkirche legen konnte, die am 27. November 1892 von Pfarrer Hörner und Stadtpfarrer und Dekan Martin benediziert und am 8. Juli 1903 vom Augsburger Diözesanbischof konsekriert wurde. Auf die staatliche Anerkennung als katholische Stadtpfarrei musste man allerdings bis 1910 warten, als diese durch Entschließung des bayerischen Innenministeriums endlich erfolgte. Das St. Ulrichskirchlein aber ging 1923 in den Besitz des bayerischen Staates über und wird von der JVA verwaltet und betreut, ebenso der kleine Friedhof.

44 Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt Landsberg, Bericht v. Stadtpfarrer u. Dekan Martin ans bischöfl. Ordinariat v.31.1.1878, die Erledigung der Pfarrei Spötting betreffend

Eine bisher unbekannte Darstellung Landsbergs aus dem 16. Jahrhundert

von Klaus Münzer

Stadtheimatspfleger Anton Lichtenstern entdeckte im Internet unter der Überschrift „Städtebilder aus der Zeit Wolf Dietrichs“ die digitale Reproduktion einer kolorierten Handzeichnung mit der Signatur „H9 (Landsberg am Lech)“ aus den Sondersammlungen der Universität Salzburg. Im Katalog der Universitätsbibliothek ist sie folgendermaßen beschrieben: „Maße 133 x 322 mm, 16. Jh., kolorierte Federzeichnung“. Die Leiterin der Abteilung für Sondersammlungen, Mag. Beatrix Koll, schreibt dazu: „Der Salzburger Erzbischof Wolf Dietrich unternahm 1582/83, damals noch Domprobst in Freiburg, eine Reise, die ihn nach der Schweiz, Italien, Frankreich und Spanien führte. Die Universitätsbibliothek Salzburg verwahrt einige Handzeichnungen von Orten, die Wolf Dietrich auf dieser Reise wohl besucht hat. Ernst Frisch vermutet, dass Wolf Dietrich einen Zeichner zum Reisebegleiter gehabt haben könnte, der diese Skizzen anfertigte. Von diesem Künstler ist lediglich sein Monogramm N.J.W. bzw. I.N.W. bekannt, das auf dem Städtebild von Freiburg vermerkt ist.“ Allerdings ordnet Frisch nur 5 der 7 Handzeichnungen von Städtebildern aus der Zeit Wolf Dietrichs diesem Monogrammisten zu, während zwei, darunter die Federzeichnung von Landsberg, von anderen - nicht bekannten - Künstlern herrühren. Das eine, Schloss Pibersburg, wird um 1570, die Abbildung Landsbergs aber unbestimmt auf „16.Jh.“ datiert.

Als der Verf. diese Ansicht Landsbergs sah, fiel ihm sofort eine frappierende Ähnlichkeit mit der Darstellung

Landsbergs von Hans Thonauer im Antiquarium der Münchner Residenz auf, so dass sich die Vermutung aufdrängt, dass die Salzburger Federzeichnung als Vorlage für das Fresko Hans Thonauers gedient haben könnte. Nach Thieme-Becker¹ erhielt der herzogliche Hofmaler Hans Donauer (Thonauer) d. Ä. (~ 1521-1596) im Jahre 1585 den Auftrag, „etliche Städte und Schlößer als Ingolstadt, Passau abcontrafalten“ und nahm 1585-88 102 Landschaften Altbayerns für die Ausmalung der Stichkappen und Fensterleibungen des Antiquariums „nach der Natur“ auf. Es wäre also durchaus möglich, dass die Federzeichnung „Landsberg am Lech“ aus der Zeit des Erzbischofs Wolf Dietrich während dessen Regierungszeit nach der Ausmalung des Münchner Antiquariums in dessen Sammlung gelangt ist. Die Gegenüberstellung der Zeichnung mit dem Fresko macht die Zeichnung als Vorlage für das Freskos durchaus möglich. Beim genauen Vergleich fällt jedoch ein kleiner Unterschied auf: Bei Thonauer endet das Fresko links mit einem Teilstück der Sandauer Brücke, während die Zeichnung mit der Bastei des Färberturms abbricht.

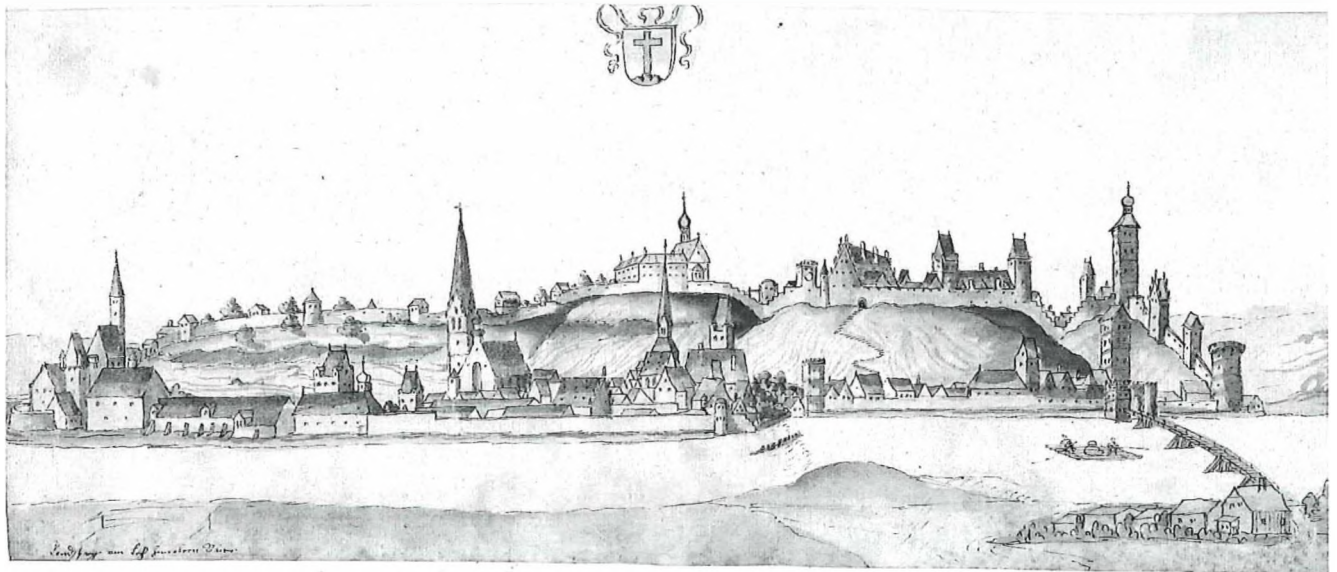
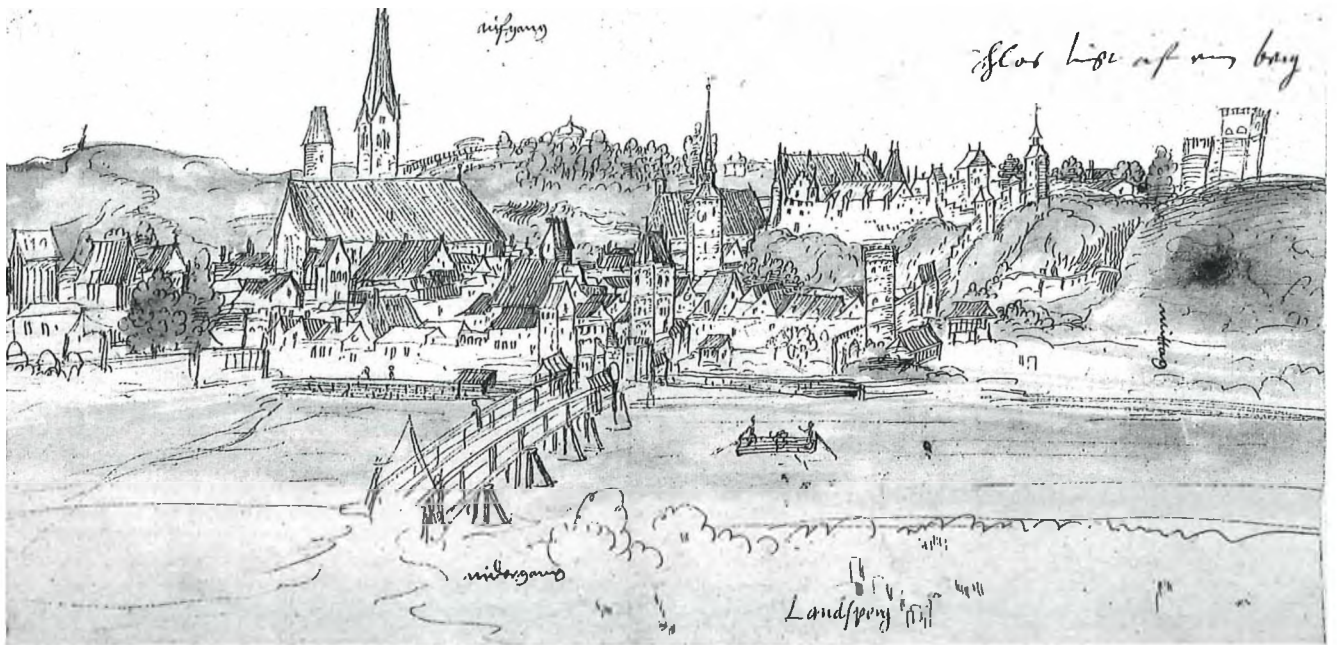
Da die Zeichnung aber im 18. Jahrhundert mit 13 anderen sowie Holzschnitten und Stichen in einen Klebeband eingebunden wurden, ist es denkbar, dass das Format seitlich dem Band angepasst und etwas verkürzt wurde, zumal dadurch nichts von der Landsberger Stadtbefestigung geopfert werden musste. Ein fachliches Gutachten ergab, „dass der Grundstock des Ganzen aus der Zeit Wolf Dietrichs stammt und wohl manches auf seine Sammelaktivitäten zurückzuführen ist“².

Sollte die Salzburger Federzeichnung - mit der Bezeichnung „Landtsperg am Lech Inn obern Bairn“ am unteren Bildrand - eine Handzeichnung Hans Donauers sein, dann wäre sie - nach Ludwig Schliems skizzierter Stadtansicht um 1550/60 für Philipp Apians kartographisches Werk³ - die älteste genaue Stadtansicht unserer Stadt.

1 Thieme-Becker, Künstlerlexikon IX, Leipzig 1917, S.432

2 Beatrix Koll, Die Graphiksammlung der Universitätsbibliothek Salzburg, Jänner 2006 auf deren Homepage im Internet <http://www.ubs.sbg.ac/sosa/graphiken/graph.htm>

3 Dagmar Dietrich, Landsberg am Lech Band I, Deutscher Kunstverlag München Berlin 1995, S.108, Abb.104



oben: Ludwig Schliems Stadtansicht (1550/60),
 Mitte: Salzburger Federzeichnung (16. Jahrh.),
 unten: Hans Thonauers Ansicht im Antiquarium der Münchner Residenz (1586 -90)

„Kan lesen und schreiben“

Alphabetisierung von Handwerksgesellen in Landsberg 1645 - 1650

von Klaus Münzer

Den sorgfältigen Einträgen des Schriftführers im „*Hauptbuech der Loblichen Bruederschaft Unser Lieben Frawen Geburt Ledigenstandts Manspersonen*“ verdanken wir die Kenntnis des Grades der Alphabetisierung der dort eingetragenen ledigen Gesellen. Dieses Hauptbuch der Bruderschaft, „*Auffgericht Bey der Societet JESU zu Landsberg in Bairn den 23 tag Aprill Im iahr Christi 1645*“, verzeichnet alle Zu- und Abgänge, meistens mit Angabe des Heimatortes, des Berufes und des Alters der Gesellen. Da bei den Namen gegebenenfalls der Zusatz „Kan Lesen und Schreiben“ oder nur „Kan Lesen“ beigefügt ist, ist eine statistische „Momentaufnahme“ für die Jahre 1645 bis 1650 möglich. Es ist logisch, dass die Kunst des Lesens verbreiteter war als die des Schreibens, die neben der intellektuellen Leistung ja auch eine geübte Hand erfordert. Leider wechselte nach 1650 der Schriftführer, und die genannten Zusätze unterblieben von da an.

Von den 64 Landsbergern, kenntlich durch die Herkunftsbezeichnung „Hie zu Haus“, waren im angegebenen Zeitraum 16 Analphabeten, das sind 25%. 48 Landsberger Gesellen waren des Lesens, 42 davon neben des Lesens auch des Schreibens kundig. Vergleicht man damit die Werte der Gesellen von auswärts, dann waren von 104 Gesellen 55 Analphabeten, das sind knapp 53%. Von den 49 alphabetisierten auswärtigen Gesellen konnten 15 nur lesen und 34 lesen und schreiben. Im Vergleich der Schulbildung von heimischen mit auswärtigen Gesellen kann man also folgern, dass es in Landsberg nur halb so viele Analphabeten gab als anderswo. Noch besser schneiden die Landsberger ab, wenn man die Prozentsätze der des Lesens und Schreibens Kundigen mit denen der nur des Lesens Kundigen vergleicht. Von den alphabetisierten Landsberger Gesellen konnten 85% lesen **und** schreiben, von den auswärtigen nur 56%.

Gliedert man die Landsberger Gesellen nach ihren Berufen auf, so ergibt sich folgendes Bild:

Beruf:	L+S	L	0
Bäcker	3	-	2
Bierbrauer	10	-	1
Bote	1	-	-
Färber	2	-	-
Hafner	3	-	-
Hufschmiede	1	-	2
Kürschner	1	-	-
Kupferschmied	1	-	-
Messerschmied	-	-	1
Metzger	2	-	1
Rotgerber	1	-	-
Säckler	2	-	-
Schäffler	2	1	1
Schleifer	-	1	-
Schreiber	1	-	-
Schreiner	-	-	1
Schuhmacher	1	-	2
Seiler	1	1	-
Tuchscherer	1	-	1
Uhrmacher	1	-	-
Weber	5	3	4
Weißgerber	2	-	-
o. Berufsangabe	1	-	-
	42	6	6

Der Vergleich des Grades der Alphabetisierung der Landsberger mit den auswärtigen Gesellen wirft die Frage nach den Ursachen auf; das will bedeuten: nach den schulischen Verhältnissen rund 15 bis 20 Jahre vor 1645, als die Mehrheit der Gesellen im Schulalter waren. Das sind die Jahre vor den Schwedeneinfällen von 1632/33 in Landsberg.

So ist im Ratsprotokoll von 1623 zu lesen, dass die drei Schulmeister von den Buben *und* Mädchen 20 Kreuzer Quatembergeld, also vierteljährliches Schulgeld erhalten, der Rechenmeister aber 40 Kreuzer. Jedem Lehrer wird von der Stadtkammer zudem ein Fuder Holz bewilligt, womit sie allerdings aber neben ihren Wohn- auch die Schulräume zu beheizen haben. Als Schulgebäude für Knaben und zunächst auch für Mädchen diente das Haus Nr. 296 in der Schulgasse hinter der Stadtpfarrkirche.

Ab 1652 wurde das ehemalige Benefiziatenhaus Nr. 380 als separates Mädchenschulhaus genutzt. Vorher wohnte der Mädchenschulmeister (1580-1623 hieß er Caspar Metzger, danach bis 1633 Christoph Vogt) im St. Margarethenmesshaus in der Schulgasse gegenüber dem Schulhaus.

Als deutsche Knabenschulmeister lassen sich gleichzeitig in jenen Jahren jeweils zwei nachweisen, von denen einer zugleich als Rechenmeister bezeichnet wird. Ab 1608 ist Augustin Beyrer aus Füssen „Teutscher Schuel- und Rechenmaister“ und zugleich auch Spitalschreiber; ab 1624 ist Wolf Wilhelm Weiler, aus München gebürtig, ebenfalls als Deutscher Schul- und Rechenmeister tätig. Mitunter fungiert ein Deutscher Schulmeister auch als Organist an der Stadtpfarrkirche, so ab 1624 Johann Christoph Holzapfel. Nur in einem Falle lässt sich nachweisen, dass ein Handwerker den Schuldienst versehen kann, so der Tuchscherer Hans Dinn.

Dass die Schulbildung der Bürger dem Stadtrat am Herzen lag, geht z. B. aus dem Ratsprotokoll vom 9. März 1627 hervor: Aus dem jüngst gehaltenen Schulrat, an dem neben dem Herrn Dechanten und den verordneten Schulherren auch die Patres des Jesuitenkollegs teilnahmen, wurde dem Inneren Rat der Stadt zur Gutheißung unter anderem unterbreitet: Da alhie etliche arme deutsche Schulknaben seien, deren Eltern und „Befreundte“ (=Verwandte) das quaternberliche Schulgeld nicht aufzubringen vermögen, solle der ehrsame Innere Rat auf Mittel gedenken, wie denselben zu helfen sei. Die Antwort des Inneren Rates (d. i. der Magistrat der Stadt) lautet: „Die Armen Teitschen Schuelkhnaben betr: will Herr Burgermaister Haldenperger für ain khnaben, Herr Burgermaister Reither auch für ain khnaben, Herr Burgermaister Brobst für zwen khnaben, Herr Fesenmair 2 khnaben, Herr Bitterle ain khnaben, Herr Peter Christeiner ain khnaben unnd [der] Stattschreiber ain khnaben, allen 9 khnaben mit dem Quatember gelt uf ainen versuech Jerlich underhalten“. Die vom Magistrat „verordneten Schuelherren“, bestehend aus einem der vier Bürgermeister, je einem Vertreter des Inneren und des Äußeren Rates der Stadt und dem Stadtschreiber, kontrollierten regelmäßig die Qualität des Unterrichts.

So ist zu verstehen, dass es unter den Landsberger Gesellen der Bruderschaft nur halb so viel Analphabeten gab wie unter den von auswärts kommenden Gesellen, auch wenn die genannte Quelle nur einen eher zufälligen Ausblick auf das Landsberger Bildungswesen gestattet.

Auch in den folgenden Jahrzehnten war der Landsberger Magistrat um die Schulbildung der Bürgerskinder ernsthaft

bemüht. Unter „Ältere Landsberger Schulakten VI, Fach 339“ findet sich im Stadtarchiv eine „Beschreibung der Burgers Kinder zu Lannndtsperg, so sich dermahlen in unnd ausser Lanndts auch hie in loco befünden“, worin sorgfältig Haus für Haus die Anzahl der Buben und Mädchen aufgeführt sind. Und in seiner Sitzung am 1. April 1669 forderte der Innere Rat diejenigen Bürger zur Stelle, „welche

Khinder haben, aber weder in die Schuel, noch in die (sonntägliche) Khinderlehr schikhen, denen solches ernstlich verwisen und geschafft worden, die Khinder in die Schuel und Khinderlehr zu schikhen, bey Straff“. Und das war eineinhalb Jahrhunderte, bevor im Lande Bayern die allgemeine Schulpflicht eingeführt wurde.

Als schwäbische und bairische Bauern aufeinander trafen

Eine „bluetrunstige“ Rauferei im November 1752

von Klaus Münzer

Auf Seite 15 dieser „Landsberger Geschichtsblätter“ berichtet Dr. Epple humorvoll über die Begegnung des „Spiegelschwaben“ mit bairischer Wesensart im Landsberger Gasthaus „Zur Glocke“. Der Lech hatte schon seit jeher die unterschiedlichen Charaktere und Temperamente geschieden. Und Ferdinand Kramer hat nachgewiesen, dass sich sehr selten, wer bayerwärts am Lechrain hauste, schwabseits um eine Braut umgeschaut habe – und umgekehrt¹. In Landsberg aber, in der Grenz- und Brückenstadt, begegneten sich Lechrainer Bayern und Schwaben und *trafen* – ganz wörtlich genommen – nicht selten *aufeinander*. Von einem solchen „Treffen“ am 15. November 1752, einem Samstagnachmittag, berichten die Landsberger Ratsprotokolle von Klage und Gegenklage am 15. Dezember 1752 und Rechtsspruch („Bschaydt“) nach Zeugenverhör am 26. Januar 1753.

„Dramatis personae“ sind einerseits vier Lechrainer, die Bauern Ferdinand Eggert und Johann Steeber aus Unterbergen und die Halbbauern Wolfgang Wölzenmiller und Veit Friettinger von Schmiechen – alle vier zur Graf Fuggerschen Hofmark Schmiechen gehörig –, andererseits fünf Schwaben: Antoni Schneider, Joseph Lang und Hans Fey von Oberigling, Georg Neer aus Kitzighofen und Martin Sibmacher von Schwabmühlhausen. Ort des Geschehens war zunächst der Kalkofen jenseits der Sandauer Brücke, dann zog sich das „Gefecht“ hin bis zur Anhöhe, wo heute das Waizinger Bräustüberl steht. Als Zeugen vor dem Landsberger Rat als Niederer Gerichtsbarkeit traten zunächst auf: der Bierbräu Herr Clement Pruggberger, Mitglied des Äußeren Rates der Stadt, und der Kalkbrenner Thomas Schmidt und sein Ehefrau, die allerdings nicht vereidigt wurde, weil sie mit einem der klagenden Schwaben verschwägert war.

Beginnen wir zunächst mit den Zeugenaussagen vom 26. Januar, denn Klagen und Gegenklagen der Beteiligten hören sich an, als ob es sich um völlig verschiedene Vorgänge gehandelt hätte. Der Kalkbrenner Schmidt sagt unter Eid

aus, die bayerischen Bauern seien über die Sandauer Brücke hinausgeritten². Neben dem Kalkofen³ hätten sie mit einem Kauferinger zu zanken angefangen, einer der Bauern habe diesen niedergeworfen und sei „*uf ihm hinauf gesessen*“. Da habe er, Schmidt, zu dem neben ihm stehenden Jacob Augustin – ebenfalls einem Landsberger – bemerkt, „*bei disen leuthen könte mann gleich in händl kommen*.“ Darauf seien die drei anderen Bauern auf ihn zugeritten, und einer sei vom Pferd abgesehen und habe ihm einen Streich mit der Faust versetzt, worauf er – Schmidt – sich mit einem Stängl gewehrt habe. Sein ihm zu Hilfe herbei gelaufenes Ehefrau sei von einem der Bauern niedergeworfen worden. Da seien zwei hinzukommende schwäbische Bauern zur Rettung erschienen, hätten sich auf die bayerischen Bauern gestürzt und sie „*yber das Bergl hinunter geworffen, so das ainer derselben gleich bluetrunstig geworden*“. Hernach aber hätten die bayerischen Bauern den zwei vorigen und noch nachgekommenen weiteren schwäbischen Bauern „*bey der Krotten lackhen vorgepasst, und gleich widerumben zu rauffen angefangen*“. Wie es weiter ergangen, sei ihm unbekannt, ebenso „*wer von beeden thailen die maiste schläg darvon getragen habe*“. Herr Pruggberger, der Bierbräu aus dem Vorderen Anger, kam hinzu, als ein bayerischer Bauer den Streit mit dem Kalkbrenner begann und letzterer mit einem Stängl auf den Bauern zuschlug. Als der Bayer den Kalkbrenner mit Schlägen traktieren wollte, habe er eingegriffen, dem sogenannten Moserbauern das Pferd mit Gewalt entrisen und „*fridt gemacht*“. Mehr habe er nicht beobachtet, da er seinen Weg „*nacher alten öettingen*“⁴ fortgesetzt habe, wohl aber habe er „*ruckhwerths ain getöss gehört*“.

Hören wir nun zunächst die schwäbischen Bauern als Kläger. Antoni Schneider aus Oberigling beschuldigt die bayerischen Bauern, auf ihrem Heimritt schon beim Kalkofen Händel gesucht zu haben und den Kalkbrenner und dessen Frau fast niedergeworfen zu haben, wenn sich diese nicht in den Kalkofen gerettet hätten. Darauf seien Herr Pruggberger

1 Ferdinand Kramer: Außenbeziehungen und Einzugsgebiet eines Dorfes in der Frühen Neuzeit: Untermühlhausen; in: Aus Schwaben und Altbayern. Festschrift für Pankraz Fried zum 60. Geburtstag, Sigmaringen 1991 (= Augsburg Beiträge zur Landesgeschichte Bayerisch-Schwabens, Band 5)

2 Die Lechrainer ritten also nicht durchs Westerholz am Ostufer, sondern benutzten den Weg übers Lechfeld bis Schwabstadel, wo sie wohl den Lech überquerten.

3 Er stand gleich neben der Sandauer Brücke unweit vom Lechufer. Siehe Anton Lichtenstern, Das Kalkbrennen - ein vergessenes Gewerbe (Landsberger Geschichtsblätter 1990/91, S. 78-80)

4 Für die Nicht-Landsberger: gemeint ist der zur „Altöttinger Kapelle“ führende „Altöttinger Weg“, der gleich hinter der Sandauer Brücke schräg nach Norden abzieht.

und er „in das mittl getretten“, wobei ihm, Schneider, einer der Beklagten gleich zwei kräftige Ohrfeigen versetzt habe, welche er aber „gedultig angenommen“ habe. Während die Bayern ihren Weg fortsetzten, hätten sich die drei Mitkläger zu Schneider gesellt. Beim äußeren Gottesacker aber hätten die Bayern ihnen auf ihren Pferden „vorgepasst“, sie als „Hundsfüder Schwaben“ betitelt und herausgefordert. Der hinzugekommene Martin Sibmacher widersetzte ihnen: „Bayer[n] reitet in gotts nahmen nacher haus, wüir verlangen keine händl“, allein sie nahmen die guten Worte nicht an, sondern am Ende der Schießstatt⁵ sei der Welzenmiller vom Pferd herabgesprungen und habe den Sibmacher gleich angefallen. Dieser aber sei seiner Meister geworden und ihn zu Boden geworfen, „hingegen aber deme selben nit den mindtisten strach versezet, sondern zu deme selben vermeldtet, er wolle ihn gern wider auflassen, wann sye nur von weitteren händl abstrachieren (=absehen)“. Darauf hätten die anderen Bayern dem Sibmacher die Hand gegeben und dabei versprochen, keine Händel mehr anzufangen. Als Sibmacher den Welzenmiller vom Boden aufgelassen hatte, sei dieser auf sein Pferd gestiegen, und die Schwaben wollten den Weg nach Hause nehmen. Die Bayern aber seien auf ihren Pferden zurückgeblieben, hätten die Stangen bei Johann Lieb, Metzgers, Anger abgerissen und den nichts ahnenden Schwaben nachgeritten. Als sie sie unterwegs eingeholt hatten, hätten sie sie „auf nit christliche, sondern barbarische weis mit schlägen tractieret, also zwar dass sye dem clagenten Schneider ein grosses Loch nebst andern versezten harthen streichen in den Kopff geschlagen, dass er 14 tåg pöttligerig sein, unnd de facto noch keinen streich arbeithen kann, dem Joseph Lang haben sye ebenfahls dessen handt unnd arm mitts zufüegung so viller schlägen dergestalten zerschmettert, dass er solche bis dahero noch nit zur arbeit brauchen kann. Nebst deme haben sye dem Sibmacher einen Zahn eingeschlagen, unnd solcher gestalten harth gleichsamb auf den todt mit schlägen tractieret, dass er sich seiner nicht mehr verwusst, sondern gegen ein viertel stundt auf dem podten ohnmächtigt dagelegen, auf yber 14 tåg pöttligerig gewest. Dem mitclagenten Georg Neer von Kizenkofen haben sye auch ein- unnd andermahl zu podten geschlagen, dass er 8 tåg zu Pött ligen, unnd noch zu dato [sich] eines dörrbandts⁶ bedienen muess.“ Daher bitten die Kläger einen loblichen und wohlweisen Magistrat untertänig, ihnen für die zugefügten Schläge und erlittenen Schmerzen sowie die Arbeitsversäumnisse um folgende Entschädigungen: dem Antoni Schneider und Joseph Lang je 50 Gulden, dem Hans Fey und Georg Neer miteinander 10 Gulden, dem Martin Sibmacher 50 Gulden, zusammen 160 Gulden, dazu die noch anfallenden Bader- und Gerichtskosten, wobei der Joseph Lang, „daferne er umb die handt kommen solte, an die beclagten den weitteren regreß hiemit vorbehalten haben will“. Der diesfalls verdienten Strafe der Beklagten aber nicht maßgebend, beenden sie ihre Klage „protestata expensa“ (d.h. mit protestierten Gerichtskosten).

Wenn man nun die Rechtfertigung der bayerischen Bauern liest, meint man, es habe eine ganz andere „Schlacht“ stattgefunden. Denn die Beklagten „widersprechen solennissime [feierlichst] mit allen Rechts behelffungen der vermeinten

Clägeren ihr fingiertes anbringen“ und stellen in einer Gegenklage den Sachverhalt aus ihrer Sicht folgendermaßen dar: Als Wolfgang Wölzenmiller besagten Tags gegen 4 Uhr mit dem Steeber zur Stadt hinaus auf den Heimritt gemacht, hätten sich etliche 7 oder 8 Schwaben bei der Schießhütte auf der Straße eingefunden und ihnen beiden folgendes zugerufen: „ihr hoffärthige Bayr hunzfütt, mues geritten sein bey euch, könnt ihr nit zu fues gehen wie wüir [?] wie lang werdts noch reitten, etwa bis Weinnachten, ihr vertorfene tropfen, Ihr werdt noch zu fues herauf (d.i. lechauwärts nach Landsberg) gehen, wann [ihr] etwas zu kauffen vermög“. Unter diesen und dergleichen Schimpfworten hätten die ihnen unbekanntenen Schwaben den Wölzenmiller zweibis dreimal hart angefallen, ihn vom Ross zu Boden gerissen und „also gewaltthättig grausamblich mit Schlägen yberfahren unnd zuegericht, bis sye freveller ihne endlich auf villfältiges bitten in blueth ligen gelassen, weil er sich selbst nit mehr verwusst, oder helfen können“. Schließlich hätten ihn seine nachkommenden Kameraden von der Erde aufs Pferd gehoben und, nachdem sie ihn abgewaschen und ihm etwas Erholung gegönnt, seien sie von „solcher wahlstatt“ hinweggeritten. Auf dem Berg aber hätten die Schwaben ihnen mit bei sich gehabtten Stecken „gleich verwegenen Strassen Rauberer vorgebasst, unnd bey ankofft der Bayrischen Hofmarcher auf ganz mörderische weis aufs Neue wider angefangen zu schlagen, auch sogar den Johann Steeber so gewalthig vom Ross herunter geschlagen, dass er sich nit mehr verwusst und mehr todt, als lebendig dagelegen, wie noch ein solch gefährlicher streich an dessen linkhem aug zu sehen; ist auch also ein lange Zeit halb Todter da gelegen, bis ihme endlich seine cameraden solcher gestalten mit hardter miehe nacher haus geschleppet, wo er sich nebst dem Welzenmiller yber 4 wochen des Baaders bediennen miessen“. Die beiden anderen aber, Ferdinand Eggert und sein Konsorte Veit Friettinger, hätten sich bei diesem Überfall, „wann sye sich anderst nit alle zu todt schlagen lassen wolten“, der Gegen- oder Notwehr bedienen müssen. Weil nun aber die beklagten Schwaben „die ainzige anfänger unnd aggressores gewesen“, bitten Wölzenmiller und seine drei Konsorten als Gegenkläger, die Schwaben zu verurteilen, ihm –Wölzenmiller–, Eggert und Steeber für die ausgestandenen Schläge je 50 Gulden zu zahlen, außerdem die noch beizubringenden Badersrechnungen und erlaufenen Unkosten zu bezahlen. In Anbetracht, dass der Steeber mit seinem blessierten Auge noch große Gefahr zu gewärtigen habe, reserviere sich dieser de Jure den weiteren Erfolg.

Wegen der widersprüchlichen Aussagen behält sich der Landsberger Rat als Magistrat den Endbescheid nach Zeugenbefragung vor und vertagt den Fall bis nach den Weihnachtsferien. Zur Beibehaltung der benötigten Friedfertigkeit setzt er aber beiden Teilen einen Pönfall von 5 Pfund Pfennigen aus, falls sie sich weiterer Tätlichkeiten und Verbalinjurien nicht enthalten.

Nach der anfangs geschilderten Zeugenbefragung am 21. Januar 1753 erging anschließend folgender Entscheid: Nach vorgegangener Klage und Gegenklage sowie eidlicher Zeugenbefragung wird zu Recht erkannt, dass die Beklagten Wolfgang Welzenmüller und drei Konsorten die klagenderseits erlaufenen Badersunkosten von 26 Gulden 52 Kreuzer nebst den Gerichtskosten alsogleich abzuführen haben. Sollte aber der mitklagende Joseph Lang aus Oberigling den beschädigten Arm einbüßen oder lahm werden, so ist ihm weitere Satisfaktion zu verschaffen. Im übrigen werden die beklagten Bauern der Hofmark Schmiechen wegen ihres Unrechttuns zu je 4 Pfund Pfennigen abgestraft.

Betrachtet man diesen Entscheid, so ist festzustellen, dass gemäß der Zeugenaussagen zwar die bayerischen Bauern als Schuldige bestraft, die schwäbischen Bauern aber nicht ihre geforderten hohen Schmerzensgelder erhielten, sondern nur die anfallenden Baderskosten erstattet bekamen. Immerhin

5 Die städtische Schießstätte ist das heutige „Löwenbräu am Lech“. Unter dem „Ende der Schießstatt“ ist wohl der Kugelfang in Höhe des Leichenhauses beim beginnenden Anstieg der Augsburger Straße zu verstehen. (Siehe „Situationsplan der k. p. Schützengesellschaft Landsberg“ in: Die Kunstdenkmäler von Bayern, Landsberg am Lech Band 4, München Berlin 1999, S. 248)

6 Lt. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch I, 534: „Die Dörrbänder taugen allein im Anfang der Verletzung eines glidmassens, so ohne verwundung geschehen. - so aber die geschwilt sich allberait erhebt hat, sein die Dörrbänder kein nutz, zu deme so heißen sie nicht Dörrbandt, sonder Terbanth“

kamen die schwabseits benachbarten Bauern vor dem Landsberger Rat besser weg als die entfernteren Graf Fugerschen Schmiedchener Hofmarksuntertanen. Allenfalls sei mir als Fazit gestattet, dass sowohl Lechrainer Dickschädel als auch schwäbische Querschädel allerhand an „nahezu tödtlichen“ Blessuren aushalten können.

Übrigens: Ein Jahrhundert zuvor, im Februar 1651, hatte es schon einmal eine Schlägerei zwischen schwäbischen

und bayerischen Bauern gegeben, die damals aber unblutig abließ. Etliche schwäbische Bauern kamen mit etlichen bayerischen Bauern, die Salz fuhren, auf offener Gasse in Streit und traktierten sie übel „mit trukhnen straihen“. Wegen dieses verübten Frevels wurden die Schwaben mit 10 Schilling, das entsprach 2 Gulden, 34 Kreuzer und 2 Heller, bestraft. Was diesmal die Ursache des Streites war, berichten die Ratsprotokolle leider nicht.

Der Spiegelschwab in Landsberg

Von Alois Eppe

Kurzbiographie von Ludwig Aurbacher¹

Am 26. August 1784 wurde Ludwig Aurbacher *neben dem fürstlichen Schlosse im schwäbischen Markte Türkheim*, als Sohn eines Nagelschmieds, geboren. Da man weder in seinem Geburtsort, noch im nahen Kirchdorf die schulischen Grundlagen erwerben konnte, um später Priester zu werden, *sann mein sorgsamer Vater auf weiteres Fortkommen[...] In Landsberg war eine vortreffliche Elementarschule und ein Lehrer; der weit und breit des besten Rufes genoss*². Also schickte man den Ludwig in die Schule nach Landsberg. Er wohnte kostenlos bei einem *Huttler*, einem Zimmermann, und hatte *bei Wirten, Bäckern, andern vermögenden Bürgern* einen Freitisch, d.h. hier bekam er wöchentlich ein kostenloses Mittagessen. Nach dem Landsberger Jahr kam er als Sängerknabe ins Chorherrenstift nach Dießen, dann ins Benediktinerseminar nach München und schließlich ins Klostersgymnasium und -lyceum nach Ottoheuren. Aus dem Kloster Ottoheuren vertrieb den Novizen die Säkularisation. Aurbacher ging ins Kloster nach Wiblingen. Angeschlagene Gesundheit und Gedanken der Aufklärung ließen ihn jedoch aus diesem Kloster bald austreten. Im nahen Ulm erhielt er eine Stelle als Privatlehrer und schließlich, durch Vermittlung ehemaliger Ottoheurer Patres, die Stelle eines Professors für Sprache und Ästhetik am königlichen Kadetten-corps in München.

Hier kam Aurbacher mit der katholischen Spätromantik in Berührung. Zu seinem Freundeskreis zählte der spätere Regensburger Bischof Michael Sailer (1751 – 1832) und der Hofbibliothekar und Mundartforscher Andreas Schmeller (1785 – 1852). Er verkehrte mit Joseph Görres (1776 – 1848) und tauschte sich mit dem dichtenden Arzt Johann Nepomuk Ringseis (1785 – 1880) und dem dramenschreibenden Minister Eduard Schenck (1788 – 1841) aus. Neben seiner Lehrertätigkeit sammelte Aurbacher Märchen und Sagen, Legenden und Lieder und brachte sie heraus. Aurbacher führte in München ein bescheidenes, zurückgezogenes Leben, blieb ledig, starb am 25. Mai 1847 und wurde auf dem Südfriedhof beigesetzt.

Die Abenteuer der Sieben und des Spiegelschwaben³

Ludwig Aurbacher wählt in seinen beiden Erzählungen „Die Abenteuer der Sieben Schwaben“ und „Die Abenteuer des Spiegelschwaben“ – er bezeichnet sie einmal „schwäbische Ilias“ und „schwäbische Odyssee“ – die Form einer Rahmenhandlung: Der Seehas vom Bodensee zieht durch Schwaben, um sechs mehr oder weniger tapfere Landsleute für den Kampf gegen einen Hasen, der am Bodensee sein Unwesen treibt, zu gewinnen. Zu diesen gehört auch der Spiegelschwab aus Memmingen. Als die Schlacht gegen den Hasen erfolgreich geschlagen, kehrt ein jeder in seine Heimat zurück, nur einer nicht, der Spiegelschwab. Einmal will er noch etwas von der Welt sehen, zum andern zieht es ihn nicht heim zu seinem überaus bösen Weib. Vom Bodensee wandert er ins Allgäu, dann über Kempten, Kaufbeuren⁴, Buchloe ins Oberbayerische, nach Landsberg, Weilheim, Andechs und schließlich kehrt er über Meitingen und die Stauden nach Memmingen heim. In diesen Rahmen baut Aurbacher sein gesammeltes Material über Land und Leute, Sprich- und Schimpfwörter, Charakterisierungen und Lokalgeschichten, alte Sagen und derbe Späße der jeweiligen Gebiete ein. In Landsberg, der bayerischen Grenzstadt, lässt Aurbacher Schwaben und Altbaiern aufeinander treffen. Weiter erwähnt er eine Sage über einen vergrabenen Schatz auf dem Schlossberg.

Im Einzelnen verhält es sich so: Der Spiegelschwab wandert von Buchloe, über den Stoffersberg, wo er Zigeuner trifft, nach Landsberg. Der Zöllner am Stadttor lässt ihn erst nach einigem hin und her in die bairische Grenzstadt. Dort geht der Spiegelschwab sogleich in die „Glocke“. Er bestellt, isst, trinkt und unterhält sich mit dem bairischen Wirt und der Wirtin, *einer Schwäbin von Lamertingen*. Es kehren auch zwei weitere Schwaben hier ein, der Mucken- und der Suppenschwab. Sie geben vor, bei der Hasenjagd dabei gewesen zu sein und erzählen, in bestem Jägerlatein, von der Hasenjagd. Die Sage, dass es auf dem Schlossberg einen verborgenen Schatz gibt, macht sich der Spiegel-

1 Die Zitate in diesem Abschnitt, kursiv gedruckt, sind aus Aurbachers „Jugenderinnerungen“. Das Autograph befindet sich in der Bay. Staatsbibliothek in München (Handschriftenabteilung). Veröffentlicht wurde es u.a. in: Die Abenteuer der sieben Schwaben von Ludwig Aurbacher nebst seinen Jugenderinnerungen...verlegt bei Maximilian Dietrich in Memmingen, 1962. Auszüge aus Aurbachers Jugenderinnerungen finden sich in Frank, Hanns: Ludwig Aurbachers Jugendjahre in Landsberg und Diessen, in: Landsberger Geschichtsblätter, 37. Jg., Nr. 10, 1940/41. Zu Ludwig Aurbacher allgemein vgl. Eppe, Alois: Der Volkschriftsteller Ludwig Aurbacher, in: Literatur in Bayern, Nr. 73, München 2003

2 Diesem Lehrer, Ignaz Gilg (1732 – 1811), wurde 1843 in der Stadtpfarrkirche in Landsberg eine Gedenktafel errichtet.

3 Die Zitate in den folgenden Abschnitten, kursiv gedruckt, sind, falls nicht anders erwähnt, aus „Die Abenteuer des Spiegelschwaben“, in: Aurbacher, Ludwig: Ein Volksbüchlein, 2. Teil, München 1829. Vgl. auch Eppe, Alois: Die Volks- und das Jugendbüchlein von Ludwig Aurbacher, in: Märchenspiegel, Zt. f. internationale Märchenforschung und Märchenpflege, Volkach 2005, H. 2.

4 Eppe, Alois: Der Spiegelschwab in Kaufbeuren, in: Kaufbeurer Geschichtsblätter, Juni 2006, Nr. 6, S. 205 – 208.



Wie der Spiegelschwab sich auf dem Schlossberg für einen Schatzgräber ausgibt und die Landsberger um ihr Schatzgeld prellt

schwab zu nutze und prellt den Wirt und weitere Landsberger. Als diese den Betrug merken, ist der Spiegelschwab aber schon auf und davon, Richtung Weilheim.

Der schwäbische und der bairische Dialekt

Der Spiegelschwab in Landsberg ist für Aurbacher der ideale Rahmen, um den bayerischen und den schwäbischen Dialekt etwas zu charakterisieren.

So lässt Aurbacher den Zoller am Landsberger Stadttor die Ankömmlinge fragen: „*Wer seid's? wohin wollt's und was schafft's?*“

Die schwäbische Wirtin in der Glocke hingegen fragt ihren Landsmann, den Spiegelschwab: „*Was wender?*“ Der Landsmann fragte entgegen: „*Was hender?*“

„Was wollt's“ ist die Abkürzung von „Was wollt ees“. Bei „ees“ handelt es sich um eine alte Dualform, noch erhalten im bairischen Dialekt.

„Was wender?“ oder besser und mit richtiger Abtrennung geschrieben „Was wend-i(a)r?“ ist in Schwaben Produkt einer falschen Abtrennung in Fragesätzen. Der d-Auslaut des Verbs wird auch als Anlaut des Pronomens empfunden, also „Was wend-dia(a)r?“⁵.

In den Dialekten zeigt sich jedoch nicht nur ein grammatischer Unterschied, sondern auch ein emotionaler. Dem, durch das gebellte „o“, das verdoppelte „l“ und das zischende „s“, kurzen, kommandoartigen Tonfall des bairischen Wortes „wollt's“ steht das, durch zwei „e“, das nasale „n“ und das weiche „d“, gedehnte, gemütliche, fast einschläfernde schwäbische „wender“ entgegen.

Ein Unterschied zwischen schwäbischem und bairischem Dialekt sind die häufigen le-Endung im Schwäbischen. So redet der bayerische Glockenwirt von einem *Gesöff*, der Spiegelschwab vom *Tränkle*. Der Spiegelschwab verlangt von der Kellnerin ein *Mäßle Bier*; diese bringt ihm das Bier

in einem *Krug*. Die le-Endung ist einmal eine Verkleinerungsform. Sie zeigt, dass der Schwabe gern zur Untertreibung neigt. Die le-Endung ist aber auch eine Koseform. Ein Baier schüttet das *Gsöff* in sich hinein. Der Schwabe genießt und genießt es und weiß es zu schätzen, sein *Tränkle*, sein *Mäßle Bier*.

Während der Schwabe also häufig verkleinert, tut dies der Baier eher seltener und dann in einer anderen Diminutivendung: Die Glockenwirtin bietet dem Spiegelschwab entweder ein schwäbisches *Süpple* oder ein bairisches *Süpperl*. In der Wirtsstube der Glocke war unter dem *Fürhängele* der *Passauer Töpel* zu sehen. Hier handelt es sich um zwei Untertypen der Verkleinerungsform von -lein, nämlich -le (schwäbisch) und -e(r)l (bairisch) ⁶.

Von Speisen und vom Trinken

Neben dem Dialekt geht Aurbacher auf den Unterschied in der schwäbischen und der bairischen Küche ein. Die Glockenwirtin, eine *Schwäbin von Geburt*, fragt den Spiegelschwab, ob er essen will. Nachdem dieser bejaht, zählt sie ihm ihre Speisekarte auf: *Wender ein Brennsüpple⁷ oder Leberspätzle, wender eppe einen Bettelmann⁸, oder wender eppe Hasenbollen⁹, oder wender sonst eppes von Knödeln, Nudeln oder Kücheln oder einen Gogelhopf¹⁰*. Der Spiegelschwab meint, dass er etwas bairisches Essen will und so nennt sie ihm bairische Speisen, die sie zu kochen versteht: *So könnt ihr erstens haben ein Süpperl mit Schneckerl¹¹ oder Nockerl¹²; ihr könnt zweitens haben einen Semmel-, Zwespen¹³- oder Hollerrötzel¹⁴; ihr könnt drittens haben Dampf nudeln, bayerische, mit Hutzeltunk¹⁵; ihr könnt vierten haben bayerische Rübeln¹⁶ oder bayerisches Pulver¹⁷; ihr könnt fünftens haben ein Fotzmaul¹⁸*. Beiden, hier vorgestellten Küchen, fehlt es an Fleisch, es sind recht einfache Speisen. Die schwäbische Küche legt ihren Schwerpunkt auf Eierteigwaren, in der bayerischen werden vielfach Rüben verarbeitet und – geben Sie es zu, lieber Leser – die schwäbischen Speisen klingen einfach appetitlicher.

Aurbacher geht auch auf den Unterschied in der Reihenfolge der Zunahme von Speis und Trank ein. *Wenn ein Bayer in ein Wirtshaus kommt, so verlangt er vor allem Bier; ein Schwab aber will vorher essen und zwar g'nueg essen, und dann erst trinken, wie's auch natürlich ist*. Die Flüssigkeitsaufnahme erfolgt ja in Schwaben zuerst durch das Suppenwasser und erst nach dem Essen über das Bier.

Schwaben und Baiern

Der Aufenthalt des Spiegelschwab in Landsberg bietet Aurbacher die Gelegenheit, die Schwaben und Baiern zu charakterisieren, besonders in den Meinungen und Vorurteilen der anderen.

5 Vgl. hierzu Renn, Manfred und König, Werner: Kleiner Bayerischer Sprachatlas, München 2006, S. 87, 91

6 Vgl. hierzu Renn, Manfred und König, Werner: Kleiner Bayerischer Sprachatlas, München 2006, S. 92/93

7 Brennsuppe ist eine sehr einfache Suppe aus Fett, Mehl und Wasser.

8 „Bettelmann“ war damals ein Brei aus Semmeln und Milch.

9 „Hasenbollen“ waren in Honig getauchte Klößchen.

10 Heute noch geläufige Kuchenform.

11 Schneckenförmige Nudeln

12 Tropfenförmige Knödelschen für die Suppe

13 Zwetsch(g)en

14 Holunderbrei

15 „Hutzel“ ist gedörrtes Kernobst. Tunk = Tunke = Soße

16 Kleine, weiße, süßte Rüben; vgl. Schmeller, Andreas: Bayerisches Wörterbuch, München 1827 – 1837, Bd. II, S. 11

17 Kleine weiße Rüben, zu breiförmiger Masse gehackt; vgl. Schmeller, Andreas: Bayerisches Wörterbuch, München 1827 – 1837, Bd. I, S. 389

18 Das Essbare am Rindsmaul.

So sehen die Schwaben die Baiern als ein etwas einfältiges und lustiges Völklein, in München braut man gutes Bier und das *Bayerland* ist voller Säue.

Als nämlich der Spiegelschwab am Landsberger Grenztor vom Zoller gefragt wurde, was er denn in Bayern wolle, sagte dieser, dass er *ein Weilheimer Stückle erfahren, den Passauer Töpel sehen und einen Münchner Bock trinken wolle*.

Weiter erzählt Aurbacher: *Unser Herr, als er die Welt durchwandert, sei auch nach der bayerischen Grenzstadt Landsberg gekommen. Da habe ihn der Zoller am Tor angeschrien und gefragt: Wer seid's? woher kommt's? wohin wollt's? und was schafft's? Der Fremde habe gesagt: Ich bin Unser Herr und will ins Bayerland, um meine Schafe zu suchen. Hierauf habe der Zoller gesagt: Da seid's auf dem unrechten Weg; hiesigs Land gibt's keine Schaf', nur Säue. Deshalb trifft man auch soviel bayerische Sauhändler. In den „Abenteuern der Sieben Schwaben“ begegnet den Sieben bei Mindelheim ein Sauhändler aus Bayern und es kommt just zum Streit. Und auch als der Spiegelschwab von Buchloe nach Landsberg wandert, kam des Weges her ein Sauschneider aus Filzhofen [Vilshofen], der Bauern Bayerland. Der stand still, und, indem er die Hände auf den Stecken und den Kopf auf die Hände stützte, lugte er nach dem Spiegelschwab. Der Spiegelschwab trat ihm entgegen und besah ihn von vorne und von hinten: „Was lugst mich so an? fragte der Sauschneider, hast du noch nie einen Bauern gesehen? Wägerle, sagte der Spiegelschwab, es ist mir mein Lebtag noch nie kein Tier vorgekommen, das einem Menschen so ähnlich sieht.*

Aber nicht nur wegen ihres Aussehens macht sich der Spiegelschwab über die Baiern lustig, sondern auch wegen ihrer angeblich beschränkten Intelligenz. Der Passauer Töpel, eigentlich ein Steinkopf, welcher vom Passauer Dom herunterfiel, ist ein Synonym für die Einfältigkeit der Passauer, ja aller Altbayern. Dass dies jedoch ein simples Vorurteil ist, entlarvt Aurbacher in folgender Episode: Der Spiegelschwab sitzt allein in der Wirtsstube in der Glocke in Landsberg und schaut so herum. Und was sieht er da? *Es hingen schöne Bilder da, welche die Taten Till Eulenspiegels darstellten. Und eine Tafel aber hing unter ihnen, die hatte die Aufschrift: Hier unter diesem Vorhang steht dein recht wahrhaftes Contrafet; Dies reich ich dir zur Gabe dar; Mach auf und schau, denn es ist wahr: Der Spiegelschwab hob das Fühängle auf und er sah – ja, was sah er? – Den leibhaften Passauer Töpel mit der schönen Unterschrift: Ich bin der Töpel hübsch und fein, Zu Passau bin ich nicht allein, Wert ausgeschiedt in alle Land, Darum bin ich so wohlbekannt. Der Spiegelschwab ließ das Fühängle gleich wieder fallen und schlich sich an den Tisch zurück. Aber der Wirt, der durch das Küchenfenster zugesehen, sagte: Er ist nicht recht getroffen, der Töpel; schaut dort in den Spiegel hinein, da sieht er ihm aufs Haar gleich.* Aurbacher schreibt über das Vorurteil, dass es in manchen Gebieten eine Konzentration von Dummen gibt: *Am meisten mögen sie sich jedoch freiwillig zu Schilda in Sachsen, zu Hirschau in der Oberpfalz und allhier zu Weilheim in Oberbayern angesiedelt haben. Aber nicht alles, was man diesen Städten Böses nachsagt, ist, wie gesagt, wahr: Gar vieles kommt auf Rechnung anderer Städte in Ober- und Niederbayern, in Franken, wie auch in den beiden Pfalzen; ja selbst München, der Sitz der Weisheit, ist nicht frei von solchen dummen Streichen und denen, die sie machen; und man könnte es füglich Groß-Weilheim nennen.*

Genauso wie selbst München... nicht frei von... dummen Streichen ist, genauso ist das bairische Bier, speziell der Münchner Bock, nicht das non plus ultra der Biere. Wie das Vorurteil vom dummen Baiern der Glockenwirt korrigierte, so entmythologisiert der Spiegelschwab die Legende vom unübertroffenen Münchner Bock: Immer noch sitzt der Spiegelschwab in der Glocke in Landsberg und der



Wie der Spiegelschwab in der Glocke in einen Spiegel schaut und dort einen Passauer Töpel sieht.

(3 Zeichnungen von Franz Bilko, aus: Die sieben Schwaben – Für die Jugend neu bearbeitet von Fritz Nothardt, Stuttgart, 2. Aufl. 1953)

Glockenwirt bringt ihm ein bayerisches Bier. *Der Spiegelschwab fragte den Wirt: von was man denn in Bayern das Bier mache? Der Wirt sagte: „Nun ja, von was denn, als von Hopfen und Malz“. „Bei uns in Schwaben“, sagte der Spiegelschwab, „macht man's aus Weidenrüttele und Hobelspän“. „Was!“ sagte der Wirt, „das muß ja ein Malefiz-Gesöff sein.“ Worauf der Spiegelschwab sagte: „Es schmeckt justement so, wie dies da. Allerdings ist der Spiegelschwab später doch so ehrlich, dass er zum Wirt, der ihm einen Bock einschenkt, sagt: Sapredipix? Das wär ein Tränkle! G'seng Gott! sagte der Wirt. Und sie tranken einander Gesundheit zu.*

Wie charakterisiert Aurbacher nun seine Landsleute, die Schwaben? Der Schwabe ist sparsam und gutmütig, neigt zur Übertreibung, hat einen ausgeprägten Minderwertigkeitskomplex und ganz Schwaben ist voller *Judennester*.

Als die Glockenwirtin dem Spiegelschwab ein *Mäßle Bier* in einem Krug ohne Deckel [brachte], denn sie meinte, er sei ein *Schinder* seiner Profession - anscheinend bekamen die ehrbaren Bürger in der Wirtschaft ihr Bier in einem Krug mit Deckel - hatte [der Spiegelschwab] *schier Lust, ihr das Bier über den Kopf zu schütten. Er wollte es aber doch zuerst versuchen, ob es nicht schad wäre ums Tränkle, wenn auch nur ein Tröpfle verloren ginge. Und er trank.* Die Moral hieraus lautet, dass die Sparsamkeit dem Schwaben über seine Ehre geht.

Dann wollte der Glockenwirt den Spiegelschwab aufziehen, wobei der die Späße von „*gau, stau, lau*“ und „*schwäbisch ist gäbisch*“ und andere *Stampaneien* vorbrachte, womit die Bayern die Schwaben zu necken und zu gecken pflegen. *Der Spiegelschwab sagte zu allem kein Wörtle, sondern schwieg und soff. Zuletzt fragte ihn der Wirt noch zu welcher Art von Schwaben denn er gehöre: Ich, antwortete er, gehöre zu den geduldigen Schwaben. Was denn diese für eine wären? Nun, sagte er; die legen sich auf den Bauch und lassen sich den Hobel ausblasen von Leuten, die sie foppen.* Die meisten Schwaben sind also gutmütige Menschen, auch wenn man versucht sie zu ärgern, und sie ärgern sich gleich gar nicht, wenn es ihnen gut geht und sie etwas zum Trinken haben.



Wie der Spiegelschwab in Landsberg, der bayerischen Grenzstadt, einzieht und wie der Zoller von ihm den Judenzoll fordert

Der Spiegelschwab sitzt immer noch in der Glocke in Landsberg, da kommen zwei andere Schwaben herein, der Mucken- und der Suppenschwab aus Marchtal und Ehingen. Diese behaupten nun, sie wären bei der Hasenjagd am Bodensee dabei gewesen, es wären also neun Schwaben gewesen. Sie wollen, gegen Trinkgeld den Hasen zeigen, das Untier; das die neun Schwaben am Bodensee droben erlegt hätten. „Was? rief der Spiegelschwab, neun Schwaben? Wir sind nur unserer sieben gewesen. Und was den Hasen anlangt... Kurzum, es ist alles verstunken und verlogen. Der Wirt sagte: Sehen und hören könne man's ja, man dürfe dann doch glauben, was man wolle... Die aber wiesen nun einen ausgestopften Hasen vor; das Untier; wie wenn sonst andere, die einen Wolf oder Luchs oder Bären erlegt, die Haut oder den Kopf davon zur Schau im Land herum tragen und sie erzählten dabei die Geschichte der Hasenjagd, aber mit ganz anderen Umständen, weshalb denn der Spiegelschwab ein über das andere Mal sein verstunken und verlogen in seinen Krug hinein brummelte. Hier charakterisiert Aurbacher die Schwaben, welche gern Erzählungen erfinden, fantasievoll ausgestalten, sich in die Handlung mit einbinden, als wären sie dabei gewesen und dabei leicht der Übertreibung verfallen. Übrigens kommen der Mucken- und der Suppenschwab aus dem Teil Schwabens, der laut Werbung vorgibt, alles, außer Hochdeutsch zu können. Auch eine dieser Übertreibungen. Andererseits nehmen sich die Schwaben gegenseitig nicht gar zu ernst, da sie wissen, dass man in diesem Land gern übertreibt. bzw. eine lebhaftere Fantasie pflegt.

Als der Spiegelschwab ans Landsberger Stadttor kommt, so schildert es Aurbacher, will ihn der Zoller nur in die Stadt lassen, wenn er den Judenzoll zahle, da Schwaben voller Judennester steckt und folglich fast jeder, der sich von Westen her der bayerischen Grenzstadt nähert, ein Jude ist. Tatsächlich gab es im 19. Jahrhundert in Schwaben etliche Juden, wie übrigens in Franken auch. Historischer Hintergrund hierfür waren die vielen kleinen Herrschaften in Schwaben, die an der Ansiedlung der Juden nicht schlecht verdienten. Wie reagiert nun der Spiegelschwab auf diese Mutmaßung des bairischen Zollers? Der Spiegelschwab begann so zu fluchen, dass der Zoller überzeugt war, dass er ein Christenmensch sei, weil er so heidnisch fluchen könne.

Nach Aurbacher hat jeder Stamm Einfältige und Gescheite und in jedem Land gibt es Besonderheiten, im einen viel Säue, im anderen mehr Juden. Überall tut man gern und gut essen und trinken. Freilich eines zeichnet den richtigen Schwaben aus: sein Minderwertigkeitskomplex.

Hierzu erzählt Aurbacher in seinen „Abenteuer der Sieben Schwaben“ folgende Episode: Es geht die Sage, dass einmal ein Schwab gebeichtet habe; und nachdem er einige Sünden bekannt, habe er plötzlich innegehalten. Auf die Frage des Beichtvaters, ob ihm noch etwas auf dem Herzen liege, habe der Schwab gesagt: Ja, eins drücke ihn noch, aber er schäme sich, es zu sagen. Der Beichtvater: Er solle nur frei von der Brust weg reden. Hierauf der Schwab: Ich bekenne dass ich -- ein Schwab bin. Darob habe ihn der Beichtvater getröstet und gesagt: Nun, eine Sünde ist's eben nicht, aber schön ist es freilich auch nicht.

Die Skapulierbruderschaft in Schwifting und ihr Jahrtag

von Alois Koch

Die Pfarrei Schwifting

In der Pfarrei Schwifting existiert aus dem Jahr 1743 eine Zusammenstellung aller im Jahreslauf zu beachtenden Vorgänge, Gepflogenheiten und Vorschriften. Das handgeschriebene 269 Seiten umfassende Buch ist heute im Diözesanarchiv in Augsburg verwahrt. Geschrieben wurde es vom damaligen Pfarrvikar Pater Marcellinus Pfalzer aus dem Augustiner-Chorherrenstift Rottenbuch. Dieses ›Kloster‹ war Grundherr von etwa drei viertel der damals rund 60 Anwesen im Dorf, darunter 11 ganzen Höfen. Das Patronatsrecht für die Pfarrei besaß das Stift schon seit 1244. Am 10. Oktober 1300 wurde die Pfarrei Schwifting inkorporiert. Das bedeutete, dass sie aus der Jurisdiktion und Verwaltung durch den Fürstbischof von Augsburg herausgelöst und dem Prälaten von Rottenbuch unterstellt wurde. Einzig die geistliche Aufsicht verblieb beim Bistum Augsburg. Rottenbuch hatte nun nicht nur weltliche, grundherrschaftliche Rechte, sondern auch die Verpflichtung zur Seelsorge. Waren es zunächst nach heutigen Begriffen wahrscheinlich weltliche Geistliche, so sind seit 1492 die Namen von Rottenbucher Chorherren überliefert.

Bruderschaften als Ausdruck des Glaubens

Bruderschaften entstanden schon im frühen Mittelalter in vielfältiger Form, am häufigsten als Gebetsverbrüderungen. Sie dienten dem Seelenheil und dem Totengedächtnis. Die Lebenden beteten für die Verstorbenen. Die Mitglieder hatten so die Gewissheit, dass nach ihrem Tode auch für sie um ihre Aufnahme in den Himmel gebetet wurde. Corporis-Christi-Bruderschaften zur besonderen Verehrung des Altarsakraments und verschiedene marianische, wie Rosenkranzbruderschaften, gehörten zu den ersten. Schon im 14. Jahrhundert gab es auch frühe Skapulierbruderschaften. Das Skapulierfest am 16. Juli geht auf die Legende zurück, dass die Jungfrau Maria im Jahr 1251 dem heiligen Simon Stock, dem 6. Generalprior des Karmeliterordens, ein Schulterkleid überreicht habe mit der Verheißung: „Wer in diesem Kleid stirbt, wird das ewige Feuer nicht erleiden“. Mit dem Skapulier ist das Kleidungsstück der Karmeliter gemeint, das aus zwei breiten Tuchstreifen besteht, die beide Schultern bedecken und über Brust und Rücken herabhängen. Der Wunsch des gläubigen Volkes, an dieser Verheißung Anteil zu haben, führte zu dem Brauch, den ›Weltleuten‹ ein klei-

nes Skapulier – zwei zusammengenähte kleine, viereckige braune Stoffstücke – anzulegen. 1910 bestimmte Papst Pius X., dass Medaillen mit dem Bild des Herzen Jesu und der Gottesmutter die Stoffskapuliere ersetzen können. Einen besonderen Aufschwung erlebten die Bruderschaften in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und in den Jahren danach.

Die Skapulierbruderschaft in Schwifting

Marcellinus Pfalzer (1706-1763) war von 1742 bis 1756 hier tätig. Er berichtet, dass unter einem seiner Vorgänger, nämlich Dominikus Karg (in Schwifting von 1658-1660, 1660/61-1666, 1673-1679), im Jahr 1673 *per venerabiles Patres Ordinis Carmelitarum instituta, erecta[!] et plantata est in Parochiali Ecclesia ad Altare B.V.M. Alma Confraternitas B.V.M. SSI Scapularis. Confirmata autem est à Rmo ac celsissimo Principe et Episcopo Augustano, Anno 1675 die 18. octobris.* („Im Jahr 1673 wurde durch die ehrwürdigen Väter des Karmeliterordens in der Pfarrkirche am Altar der Seligen Jungfrau Maria die Erzbruderschaft der Seligen Jungfrau Maria vom hochheiligen Skapulier eingesetzt, errichtet und gepflanzt. Bestätigt wurde sie aber durch den hochwürdigsten und vornehmsten Augsburger Fürsten und Bischof im Jahr 1675 am 18. Oktober.“) [Johann Christoph von Freyberg, Bischof in Augsburg 1666-1690.]

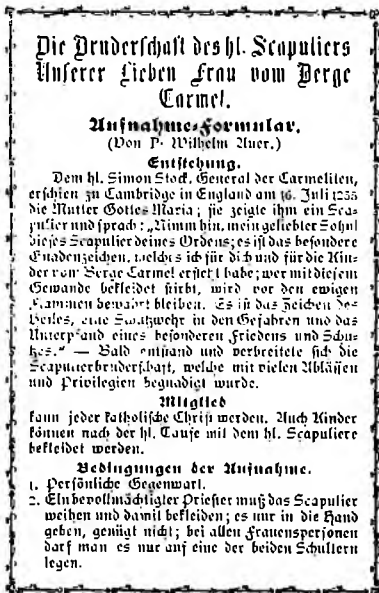
Auf dem Bruderschaftsaltar in der Pfarrkirche durften an jedem Montag das Allerheiligste ausgesetzt und an jedem zweiten Sonntag im Monat ein Amt mit Predigt abgehalten werden. Dieses Privileg war ursprünglich nur für jeweils sieben Jahre gewährt und musste immer wieder erneut rechtzeitig beantragt werden. Eine Prozession schloss sich dem Gottesdienst an. Das Opfer an diesem Tag gehörte der Bruderschaft. Im Juli war jedoch wegen des Titularfests am 16. kein Monatssonntag. Diese und weitere Informationen verdanken wir Pater German Schlag, der von 1763 bis 1772 Pfarrvikar in Schwifting war. Für die Bruderschaft war der Höhepunkt im Kirchenjahr das Skapulierfest, das zunächst am Sonntag nach dem 16. Juli gefeiert wurde.

Die Aufnahme in die Bruderschaft

In die Bruderschaft tritt man ein, indem man sich einschreibt. Das älteste in Schwifting existierende Einschreibebuch beginnt mit dem Jahr 1711 und wurde bis 1792 fortgeführt. Ein weiteres Exemplar umfasst die Jahre 1792 bis 1850. Seit 1851 wird der – heute mit 270 Seiten fast voll geschriebene – dritte Band geführt. Die ersten beiden Bücher enthalten nur die Namen von Auswärtigen. Für die Dorfbewohner wurden offenbar eigene Listen geführt, wie aus einer Aufstellung von 1841 hervorgeht, die alle Eingeschriebenen ab 1814 bis 1840 enthält. Jährlich wurden zwischen vier und elf Männer und Frauen neu eingetragen. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts sind auch die Schwiftinger im allgemeinen Verbrüderungsbuch verzeichnet. Am Jahrtag ließen sich – vermutlich abhängig von der Wetterlage – unterschiedlich viele auswärtige Besucher aufnehmen. Die Zahlen schwankten zwischen 20 im Jahre 1786, als es sehr stark regnete, und 222 im Jahre 1841. Erst nach 1870 ist ein allgemeiner Rückgang zu verzeichnen. Im Durchschnitt traten nur mehr knapp über 50 Gläubige der Gebetsgemeinschaft bei. Diese Zahlen nahmen im 20. Jahrhundert weiter



Abbildung 1: Medaille



3. Das Scapulier muß gefertigt sein aus 2 viereckigen Stücken von gewählter Schafwolle von brauner oder schwarzer Farbe, und mit bräunlichen Schmitzen oder Bändern so verbunden werden, daß der eine Theil über die Brust, der andere über die Schultern auf den Rücken hinabhängt. (Scapular-Schulter; Scapulier-Schulterstück.)
4. Das Scapulier muß (zwischen Ober- und Unterleibern) Tag und Nacht fortwährend andächtig zur Verehrung der Mutter Gottes getragen werden, sonst können keine Ablässe u. gewonnen werden. Das Scapulier darf mit Stoff umhüllt und auch gewaschen werden; ist es unbrauchbar geworden, soll es verbrannt und darf durch ein neues lobne Weihe oder Wiedereinkleidung) ersetzt werden. Bilder sind nicht nöthig.
5. Die Namen sind in ein eigenes Verzeichniß einzutragen; dieß ist aber sehr nicht mehr wesentlich notwendig.

Vollkommener Ablass

Kann genommen werden:

1. Am Tage der Einkleidung.
2. In jedem Mittwoch des ganzen Jahres.
3. In jedem Monatssonntage durch Theilnahme an der Bruderschafts-Procession.
4. In der Todesstunde.
5. In folgenden Tagen: 2. u. 4. Febr. — 19. März 3. Sonntag nach Ostern — 25. März — 5. u. 16. u. 25. Mai — 2. Juli — Scapulierfest (16. Juli, erst Sonntag darauf — und jeden Tag in der Octave) — 20. und 26. Juli — 7. Aug. — 15. Aug. — Sonntag darauf — 27. Aug. — 8. u. 29. Sept. — 15. Okt. (Hl. Theresia) — und jeden Tag in der Octave) — 21. u. 22. Nov. — 8. Dez.
6. Stations-Abstättage: Weihnacht, Gründonnerstag, Ostersfest, Christi Himmelfahrt.

- b) Beobachtung der kirchlichen Fasttage.
- c) Tägliche Beten der Tageszeiten Unserer Lieben Frau (Marianischer Curs); wer dieß nicht kann, muß an allen Mittwoch und Samstagen des Jahres von gleichzeitigen sich enthalten; aus wichtigen Gründen darf der bevollmächtigte Priester selbst außer der Beicht hierfür andere gute Werke auferlegen.
7. Die Vorschriften der Bruderschaft verpflichten unter keiner Sünde.
- a. Besondere Gebete sind nicht vorgeschrieben; es ist jedoch sehr geeignet, täglich 1 Vater unser, Ave Maria und das Salve Regina zu beten.

NB. Vorstehendes bearbeitet nach Manrel (Schreiber) Ablässe und nach anderen approbirten Quellen.
Mit Erlaubniß der Oberleuten.

O Maria, Du Königin des hl. Scapulier's, bitte für uns!

In die Scapulierbruderschaft wurde eingetribel:

(Name).....
in den 18
von

F. Auer für Buchdrucker, Landsberg.

den Text für die „Tägliche Erneuerung der Bruderschafts-Formel“ und die bildliche Darstellung der Befreiung aus dem Fegefeuer.

Daneben gab und gibt es immer noch die Praxis der Erneuerung der Weihe an die Gottesmutter. Einige Tage vor dem Scapulierfest werden an die Mitglieder Zettel mit dem aufgedruckten Weihegebet – „Formula“ – verteilt mit der Anmerkung: „Jedes der löblichen Scapulier-Bruderschaft Schwifting einverleibte Mitglied wird ersucht, in diese Formel den Namen zu schreiben, und selbe am Scapulierfest mit einer kleinen Gabe zu opfern. Für verstorbene Mitglieder werden 4 Quatember-Gottesdienste und am Montag nach dem Titularfest ein Seelen-Gottesdienst gehalten. Für lebende Mitglieder wird an jedem Monatssonntag ein heiliges Amt der Messe gehalten.“ Im Jahr 1844 wurden insgesamt 1720 derartige „Formulae“ ausgegeben, davon allein nach Landsberg 155 für männliche und 216 für weibliche Mitglieder, nach Hagenheim 46, nach Hofstetten 110, nach Obermühlhausen 31, nach Pürgen 114, nach Stoffen 72. Die Schwiftinger Bruderschaft muss danach sehr bedeutend gewesen sein. Es zeigt sich hier, dass sie nicht ein Ableger einer städtischen Verbrüderung, sondern im Gegenteil offenbar ausgesprochen attraktiv für Gläubige aus der Stadt Landsberg war, in der es einige andere Bruderschaften gab. Die Bezeichnung dieser Zettel ist übrigens in den Lechrainer Dialekt eingegangen: Noch heute heißen sie in Schwifting Fümamala.

Der Einzugsbereich

In den 150 Jahren von 1851 bis 2000 traten 5267 Personen aus insgesamt 119 Orten – meist aus der näheren Umgebung – der Bruderschaft bei. Aus

69 Pfarreien sind freilich nur ein oder zwei Eintragungen verzeichnet, aus weiteren 16 nur drei bis acht, unter letzteren auch aus Epfenhausen (4) und Ramsach (6). Mehr als einhundert Einträge sind außer von Schwifting (1152) selbst, von Gläubigen aus Landsberg (526), Penzing (510), Reisch (430), Hofstetten (400), Pürgen (261), Oberfinning (174), Thaining (160), Stoffen (149), Lengendorf (122), Ummendorf (118), Hagenheim (110) und Stadl (110) zu finden.

Im 20. Jahrhundert sind bei 1706 Neuzugängen – von denen 43 % in Schwifting wohnten – nur mehr 49 Orte genannt, davon 26 mit einem oder zwei Namen, weitere zwölf mit drei bis neun Nennungen. Nur mehr für Schwifting (739), Pürgen (323) und Reisch (266) war die Bruderschaft attraktiv, aus Pürgen kamen noch 78 neue Mitglieder, aus Landsberg 60. Der Einzugsbereich nahm rapide ab und seit etwa 1930 sind außer aus Schwifting, Reisch und Penzing nur mehr ganz vereinzelt Namen aus anderen Orten zu finden.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dagegen war der Zustrom noch ziemlich gleichmäßig und beträchtlich gewesen. In den 50 Jahren von 1851 bis 1900 trugen sich 3580 Personen aus 108 Pfarreien ein. (Im Verbrüderungs-

Aufnahmeformular aus dem 19. Jahrhundert

ab und bewegen sich heute zwischen 1 und 5, in einzelnen Jahren gab es sogar überhaupt keine Neuzugänge.

Das Aufnahmeformular wurde vom Pfarrer ausgefüllt. Ein noch erhaltenes Exemplar aus dem 19. Jahrhundert enthält die wenigen Regeln für die Mitgliedschaft und die für die damalige Zeit sehr umfangreichen und großzügigen Möglichkeiten, einen vollkommenen oder unvollkommenen Ablass zu gewinnen. Bemerkenswert ist, dass für die Pfarrkirche in Schwifting alle Möglichkeiten eingeräumt waren, die für Karmeliterkirchen galten. Auch wenn heute nicht mehr von einem Fegefeuer gesprochen wird, war es für die Zeit bis weit in das 20. Jahrhundert hinein von besonderer Bedeutung, dass für die Angehörigen der Bruderschaft das „Samstags-Privilegium“ galt, nämlich dass ihre Seelen am nächsten oder an einem anderen Samstag nach dem Tode aus dem Fegefeuer befreit wurden. Bemerkenswert und geradezu modern mutet die Position '7' der Bedingungen für die Privilegien an: „Die Vorschriften für die Bruderschaft verpflichten unter keiner Sünde“, was die absolute Freiwilligkeit der Verpflichtungen unterstreicht. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts enthielt das Aufnahmeformular nur mehr

	Ort	Anzahl	Prozent
	Gesamt	3534	100,00
1	Landsberg	466	13,19
2	Schwifting	413	11,69
3	Hofstetten	354	10,02
4	Penzing	197	5,57
5	Pürgen	183	5,18
6	Reisch	164	4,64
7	Oberfinning	162	4,58
8	Thaining	154	4,36
9	Stoffen	131	3,71
10	Lengenfeld	111	3,14
11	Stadl	108	3,06
12	Ummendorf	95	2,69
13	Pflugdorf	95	2,69
14	Hagenheim	90	2,55
15	Unterfinning	76	2,15
16	Obermühlhausen	73	2,07
17	Issing	60	1,70
18	Erpfling	58	1,64
19	Pitzling	57	1,61
20	Unterigling	56	1,58
21	Kaufering	49	1,39
22	Reichling	46	1,30
23	Untermühlhausen	40	1,13
24	Oberigling	33	0,93
25	Oberbergen	25	0,71
26	Seestall	18	0,51
27	Hurlach	15	0,42
28	Entraching	14	0,40
29	Dettenschwang	14	0,40
30	Mundraching	14	0,40
31	Schöffelding	10	0,28
32	Utting	10	0,28
	13 Orte (3 bis 10)	66	1,87
	14 Orte (2 Namen)	28	0,79
	49 Orte (1 Name)	49	1,39

Tabelle 1: Anzahl der Einschreibungen 1851 bis 1900

buch fehlt vom Jahr 1852 ein Blatt mit 46 Namen, so dass nur für 3534 die Herkunft zu ermitteln ist.)

Hier fällt besonders der große Anteil der neuen Mitglieder aus der Stadt Landsberg auf, der auf eine besondere Attraktivität der Skapulierbruderschaft in Schwifting hinweist. Auch das immerhin acht Kilometer entfernte Hofstetten ist ganz stark vertreten. Die Ursache dafür ist nicht zu erkennen. Während Schwifting zum Kloster Rottenbuch gehörte, war Hofstetten bayerisch und dem Landgericht Landsberg zugeordnet. Die verwandtschaftlichen Verhältnisse wurden nicht erforscht, es liegt aber die Vermutung nahe, dass es zu den anderen Nachbarorten in dieser Hinsicht keine derart großen Unterschiede gab. Auch die Ortsgrößen differierten nicht in einem so großen Ausmaß.

In der Stadtforschung geht man überwiegend davon aus, dass Bruderschaften ein städtisches Merkmal seien und dass sie aus den Städten auf das Land ausgriffen und es einbezogen. Der hohe Anteil an Mitgliedern aus der Stadt Landsberg bestätigt diese Annahme jedoch keineswegs. Es bleibt

spannend, ob eine Auswertung der Einschreibebücher aus dem 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts diesen Trend bekräftigt.

Die innere Organisation der Bruderschaft

Männer und Frauen konnten sich an diesem Feiertag in die Bruderschaft einschreiben. Offenbar gab es jedoch in der Organisation einen Inneren und Äußeren Rat, dem nur Männer aus Schwifting und Reisch angehören konnten¹. Die Satzung von 1775 enthielt ein *Verbundnis der Marianischen Ratsverwandten in der Erzbruderschaft*. Zu ihnen gehörten die *Consultores* [Räte], *Ductores* [die Anführer der Prozession], Himmel- und Figurenträger wie auch andere *Bruderschaftsbedienstete* und die *Kirchenpröbst* [heute Kirchenverwaltung]. Beim Tod eines dieser Genannten sollten mindestens sechs *Consultores* am Leichenbegängnis teilnehmen und den Toten mit Vortragung des *Bruderschafts Labari* [Fahne] zum Grab geleiten. *Der Praefekt leitet die Veranstaltung*. Außerdem waren von den Räten freiwillige Almosen zu geben, damit sobald als möglich auf dem Bruderschaftsaltar ein Requiem gehalten werden konnte. Daran sollten möglichst viele teilnehmen und ihr Opfer auf den Altar legen.

Für die *Consultores* war die Teilnahme an den Monatssonntagen Pflicht. Wer dreimal unentschuldig fehlte, wurde aus dem Rat ausgeschlossen und erhielt auch kein Seelenamt. Gleiches widerfuhr jedem, der wegen *üblem Verhalten* ausgestoßen wurde. Wer aus einem anderen Grund aus dem Rat ausschied, wurde wie ein *Consultor* beerdigt.

¹ Diözesanarchiv Augsburg Pf 36, 7/II.



Caroline Wiesthölzl
 wurde der Erz-Bruderschaft des heiligen Scapulier
 einverleibt zu Schwifting den 4
 des Monats 18 im Jahre 19 42.

FORMULA

Heilige Jungfrau! und Mutter Gottes Maria! Ich

erwähle dich von heute an aus ganzem Herzen für meine besondere Patronin und Fürsprecherin bei Gott. Ich verspreche dir, dein gnadenreiches Skapulier allzeit andächtig auf reinem Herzen zu tragen, und unter demselben die beständige Andacht gegen dich zu erhalten, auch das wahre kindliche Vertrauen zu dir niemals in irgend einer Gefahr, Versuchung, Widerwärtigkeit oder Unglück fallen lassen. Deswegen bitte ich treuherzig und inniglich, du wollest auch mir allzeit sein das Zeichen des Heiles, das Heil in Gefahren, der Bund des Friedens und ewigen Vertrages zwischen dir und uns Sündern; würdige dich auch bei deinem liebsten Sohn für uns zu bitten, daß er unsere Sünden, als Ursache alles Unheils, gnädigst verzeihe, den wahren Glauben, die feste Hoffnung und inbrünstige Liebe in uns vermehre, auf daß wir seinen heiligen Willen jetzt und allzeit erfüllen mögen. Dies bitte ich! Erhöre mich o gütige, o süße, o milde Jungfrau Maria. Amen.

Anmerkung. Jedes der löblichen Skapulier-Bruderschaft Schwifting einverleibte Mitglied wird ersucht, in diese Formel den Namen zu schreiben, und selbe am Skapulierfest mit einer kleinen Gabe zu opfern. Für verstorbene Mitglieder werden 4 Quatember-Gottesdienste und am Montag nach dem Titularfeste ein Seelen-Gottesdienst gehalten. Für lebende Mitglieder wird an jedem Monatssonntage ein heiliges Amt der Messe gehalten.

Landsberger Verlagsanstalt

Noch heute gebräuchliche „Formula“

Der Ortsgeistliche war der Präses der Bruderschaft. Der Präfekt wurde jährlich neu gewählt, 1755 war es der Schmied Anton Giggenbach. Als *Secretarius* war in diesem Jahr der Bader Matthias Mändl bestimmt. Der Name des neuen Präfekten wurde am Titularfest nach der Predigt von der Kanzel verkündet, auch die der Angehörigen des Marianischen Rats und der anderen *Bedienten*. Leider sind keine Aufzeichnungen zu finden, wie Letztere zu ihrem Amt kamen. Die Wahl des Präfekten wurde durch den Pfarrvikar Pater German Schlag genau beschrieben:

8 Tage vor dem Titularfest ist die Wahl eines neuen Praefecten, diese mus andre 8 Tag zuvor öffentlich verkündet werden. Die wahl gehet vorbey im Pfarrhof in der Oberen grossen Stube, bey welcher alle Consultores des innern und äusseren Raths [sechzehn und zwölf] erscheinen müssen. Auf dem Disch wird ein Crucifix und ein geweyhtes Liecht gesezet. Herr Vicarius erscheint in Rocheto et Stola albi coloris [Chorrock und weißer Stola]. Vor der Wahl fragt er die consultores, ob es bey den Pactis Marianis [...] sein verbleiben habe. Hernach ermahnet er sie zu fleisiger Haltung derselben und ermahnt sie besonders zu Besserung der Fehler wider dieselben; wie auch das sie einen solchen ohne Respect erwählen sollen, welcher sie der würdigste zu seyn gedenket, und andre mit einem guten Beyspiel vorzuleuchten im Stand ist. Hernach bettet er mit ihnen die Lauretanische Lytaney und schreitet so dan zur Wahl. Zu dem Ende gehen alle Consultores aus dem Zimmer hinaus und einer nach dem andre widerum hinein und sagen Herrn Vic. Ihre Stim in das ohr, welche er aufschreibt, wem und von wem sie gegeben wird. Ich hab allzeit einen nach den andren hineingerufen und zu dem End die letztere Promulgation [Bekanntmachung der Mitglieder des Rats beim letzten Bruderschaftsfest] für mich genommen. Wenn alle votiert

haben, so geht Herr Vic. aus dem Ziemer heraus und sagt ihnen, das numehro wirklich ein Praefect erwählet seye, denn wenn die Vota auf zway gleich ausfiellen, so könnte HH. Vic. einen nehmen, was er für einen wollte.

Die »Bruderschaftsordnung« stellte eine Art Hierarchie dar und war zugleich die Reihenfolge bei der Aufstellung zur Prozession am Jahrtag. Seit 1776 bis zur letzten zur Zeit auffindbaren Liste von 1949/50 blieb sie im Wesentlichen unverändert: Präses, Präfekt, zwei Assistenten, Sekretär, 16 Konsultoren des Inneren Rates (*weiße Fähnlein*), drei für Rauchmantel und Wetterkerze, vier Himmelträger, 12 Konsultoren des Äußeren Rates (*blaue Fähnlein*), zwei Ductores beim Kreuzträger, (5 Namen als Reserve), zwei Laborien, Bruderschaftsfahne, Pankratiusfahne, Ursulafahne, Kreuzträger, Stiftungspfleger, Sakristan.

Die Vorbereitungen auf das jährliche Bruderschaftsfest

Das Fest selbst war für Schwifting und auch die Umgebung ein großes Ereignis. Dazu sollen bevorzugt die Quellen sprechen, Marcellinus Pfalzer im Directorium von 1743 und German Schlag in seiner Beschreibung von 1772²

Marcellinus Pfalzer schreibt:

Vier Wochen vor diesem Fest habe ich den hochwürdigen Herrn Rektor der Jesuiten in Landsberg aufgesucht und ihn gebeten, zwei hochwürdige Patres zu schicken, von denen einer die Predigt halten sollte.

2 Beide im Diözesanarchiv Augsburg Pf 36. (Die Archivalien der Pfarrei Schwifting sind - noch - nicht so erschlossen, dass ein unmittelbarer Zugriff auf einzelne Schriftstücke möglich ist.)

Pater German Schlag weitete diese Einladung und Bitte aus:

Zwey Jesuiten werden auch alle Jahr zum Beichtthören eingeladen, demnach geht HH. Vic. zu Herrn Pater Rektor und haltet um Sie an. Vorhin seind diese zwey Patres allzeitenst in ipso festo um 7 Uhr früh hir eingetroffen, weill ich aber gesehen, wie früh die Leute und zwar in grosser Menge zum Beichten, wie spath aber die eingeladene Herrn Pfarrer zum Beichtthören ankömmen, so hab ich bey HH. P. Rector angehalten, dass er mir die zwey Patres in Profesto [am Vorabend] schon herauslassen möchte, welches ich auch erhalten; damit Sie nämlich in ipso festo [am Festtag selbst] dester früher in den Beichtstuhl kommen und die Leut nicht so lang warten durften, wie auch damit Sie schon in Profesto mir im Beichtthören beyhülffen. Will HH. Vic. dieses nicht thun, so mus er sich gleichwohl um einen Weltpriester sehen, welcher ihm im profesto auf den abend und in ipso festo in der frühe Beicht hören helfe, den einzig und allein kann es HH. Vic. niemal nicht erschwingen. Diesen Weltpriester mus er alsdan in profesto et festo auf der Schlüssel haben [verköstigen] und wenigst mit 1 fl 12 kr bezahlen, die Jesuiten aber mus er doch in festo abholen lassen, was hat er dann auf solche Weise für einen Profit, wenn er Sie erst in ipso Festo abholen läßt. Ich habe deshalb alle Zeit an dem Sambstag zuvor abends um 2 Uhr meinen Knecht mit dem gefährt in das Collegium um die zwey Patres hierin geschicket, das Sie bis um 1/2 4 Uhr heraus und dann um 4 Uhr mit mir in den Beichtstuhl gekommen, welcher insgemein bis 8 Uhr gedauert hat. Auf die Nacht habe ich Ihnen eine Collation [Imbiss] und gute Ligerstadt zubereiten lassen. Sie nehmen mit einem wenigen vorlieb, gemäß ihrer angebothenen abtödtung, hören mit Eifer et cum erectu [Aufmerksamkeit, Erbauung] Beicht, u.

Tägliche Erneuerung

der

Bruderschafts-Formel.

Heiligste Jungfrau und Mutter
Gottes Maria!

Ich *Nathan Kesper*

danke dir in tiefster Ehrfurcht, daß du mich durch das heil. Scapulier zu deinem Pflegekinde angenommen hast. Ich erneuere den Bund, den ich durch die Annahme des heil. Scapulier's mit dir geschlossen habe, und nehme mir kräftig vor, deinem göttlichen Sohne mein ganzes Leben hindurch treu zu dienen und dich kindlich zu verehren. Erbittle mir die Gnade, daß dieses heilige Schulterkleid mir werde ein Zeichen des Heiles, eine Rettung in allen Gefahren, eine Ermunterung zur Tugend und Heiligkeit, ein Trost im Leben, Stärke im Tode. Amen.



Druck von Xav. Kraus in Landsberg u. L.

Tägliche Erneuerung der Bruderschaftsformel
(Rückseite der Formel von 1902)

will ich lieber zwey Jesuiten, als einen Weltgeistlichen auf der Schlüssel haben. Von diesen zwey Jesuiten hat auch der eine die Predigt. [...] Die Mühe, welche die Weltgeistlichen HH. Pfarrer mit dem Beichtstuhl haben, währet nicht lang, und wird Ihnen mit der Tafel genug belohnt.

Während Marcellinus Pfalzer erst acht Tage vor dem Fest Einladungsschreiben und Verkündzettel verschickte, erledigte dies German Schlag schon vierzehn Tage zuvor, damit sie acht Tage vor dem Fest in den Pfarreien verlesen werden konnten. Die Einladungen gingen an die Pfarreien Hagenheim, Hofstetten, Oberbergen, Oberfinning, Oberigling, Penzing, Pitzling, Pürgen, Stadl, Stoffen, Unterfinning, Unterigling, Untermühlhausen und an die Stadtpfarrkirche zu Landsberg. German Schlag vermerkte dazu: HH. Vic. mus eben alle die Jeninge Pfarrer nicht einladen zum beicht hören und folgbar zum Essen, welche er Verkündzettel zuschickt, wo käme er sonst hin?

Herr Marcellinus ist bei keiner beständigen Einladung verblieben. Ich aber bin bey einer beständigen verblieben und habe nur allzeit Herrn Stadtpfarrer zu Landsberg, welcher insgemein zugleich Dechant ist, [und] die Herren Pfarrer von Penzing, Untermühlhausen, Bürgen, Stoffen, Hofstätten, Oberfinning, Unterfinning zum Beichtthören und Essen eingeladen. Zu dem Ende habe ich allzeit in die Verkündzettel dieser hineingeschrieben: Vor allem seind Euer Hochw. HH. Pfarrer Selbst höflichst eingeladen. Den Herrn Stadtpfarrer und Dechant zu Landsberg muss HH. Pfarrvic. alle Jahr schriftlich oder mündlich zu Haltung des Hochamts und des Umgangs einladen, weill er sein HH. Capiteldechant ist und viele Landsberger herauskommen; ihm und diesen wurde es verschmahen, wenn man Ihme diese Ehr nicht anthätte.

Weiter merkte German Schlag für seine hochwürdigen Herren Nachfolger an: Herrn Landrichter und H. Gerichtschreiber mit ihren Frauen mus H. Vic. auch einladen, mündlich oder schriftlich, sonst hebt er einen Verschmach auf. Übrigens mus er es mit den weltlichen Gästen nicht zu weit auseinander machen, sonst sezet er sich nur in die Unkosten. Er wird genug zu thun haben, das sie sich nicht selbst zuschlagen, erst zugeschweigen, wenn er sie einladen sollte.

Der Festtag aus der Sicht des Ortsgeistlichen: Seele und Leib als Einheit Gottesdienste und Prozession

Der Jahrtag selbst begann für Marcellinus Pfalzer schon am Tag vor dem Fest. Er konsekrierte eine große Hostie für die Monstranz und 500 kleine Hostien. Nach dem Mittagessen wurde um zwei Uhr im Turm ein Zeichen gegeben [mit den Glocken] zum Beichtthören. Hierzu war es notwendig – wie er schreibt –, noch einen Priester aus Landsberg zur Mithilfe zu bestellen. 1745 kamen zwei RR. Patres Franciscani vom Lechfeld. Pater Pfalzer war offenbar noch nicht so »kostenbewusst« wie später German Schlag, auch wenn er bei den profanen Angelegenheiten durchaus sparsam war, wie sich noch zeigen wird.

Um 17 Uhr sang der Pfarrvikar die Vesper mit Orgelbegleitung. Nach der »Lauretanischen Litanei«, dem »glorreichen Rosenkranz« und den Fürbitten, segnete er – angetan mit der violetten Stola – das Weihwasser, anschließend – nun mit schwarzer Stola – wurde das Volk damit besprengt [facta aspersione Populi] und die Gebete für die Verstorbenen schlossen den Gottesdienst ab. Danach war weiter die Gelegenheit zum Beichten geboten.

Am Festtag selbst gleich in der Frühe nach halb fünf Uhr seynd in die Kirche getragen worden 1/2 Maas Opferwein, 3 Maas Speiswein |: darauf aber wohl achtzugeben, das er nit von anderen in der Sacristey außgetruncken werde :) etliche duzet Scapulier-Papier, die Nämnen aufzuschreiben, Schreibzeug, und Federn, die Einschreibungs-Zeitl und, und.

Um fünf Uhr zelebrierte Marcellinus Pfalzer am Marienaltar eine Messe für die Bruderschaft. Nach dem großen Segen setzte er die Monstranz aus, die bis zur Prozession dort stehen blieb.

Die beiden Jesuitenpatres wurden mit einem Wagen abgeholt und kamen gegen sechs Uhr an. Bis etwa acht Uhr standen sie dann in der Margarethenkapelle den Gläubigen zum Beichtthören zur Verfügung. Vor der Predigt wurde den Patres Suppe oder Tee angeboten.

Nachdem alle Pfarrherren und Kreuz [die Gläubigen aus den Pfarreien, die gemeinsam mit einem Kreuzträger zum Gottesdienst kamen] würcklich ankommen seynd, habe [ich] RR. PP. Jesuitas aus der St. Margaretha Capellen abgeholt. Der eine hatte die Predigt zu halten, der andere in der Pfarrkirche bis zum Beginn der Prozession weiter Beichten abzunehmen.

Während der Predigt ließen sich viele Anwesende vom Pfarrvikar in die Erzbruderschaft eintragen. Danach verkündete er von der Kanzel die Namen der Mitglieder des neuen Marianischen Rates und schließlich wurden noch die Namen der im abgelaufenen Jahr verstorbenen Mitglieder und Wohltäter der Erzbruderschaft verlesen und für sie *alta voce* [mit erhobener Stimme] zwei Vaterunser gebetet.

Hierzu hatte German Schlag für seine Nachfolger noch einen besonderen Ratschlag parat: *Da mus er sich aber hüten, das er zu dem Nahmen der Verstorbenen das Wort gutthäter nicht hinzuseze. Weill insgmein die Landgerichtsbeamte zugegen sein, welche den Schlus daraus machen wurden, als wäre der Bruderschaft weis nicht was legiert [vermacht] worden, da man sie doch niemal um die legata Confraternitatis [Vermächtnisse zugunsten der Bruderschaft] hat wissen lassen.*

Nach der Predigt war das Hochamt und darauf folgte die Prozession. Unter Marcellinus Pfalzer waren dafür noch die beiden Jesuiten zuständig. German Schlag wies schon darauf hin, dass es schicklich sei, den Herrn Stadtpfarrer aus Landsberg darum zu bitten. Die Prozession hatte wie die Fronleichnamsprozession vier Stationen mit jeweils Evangelium und Segen. Der Weg führte von der Kirche zum Kreuz an der Sandgrube (heute am westlichen Ortsausgang Richtung Landsberg), von da zur Schmiede (wahrscheinlich rechts an der Ecke Einmündung der Lindenstraße in die Dorfstraße, heute Dorfstraße 15). Die dritte Station war *prope Domum fabri ferrarij* [beim Haus des Schmieds], im Gegensatz zur vorigen Dorfschmiede nun bei einem angesiedelten Schmied und zwar in der Dorfstraße vermutlich beim Anwesen Zimmermann (heute Dorfstraße 6). Das vierte Evangelium wurde schließlich auf dem Friedhof vor der Kirchentüre gesungen.

Nach der Prozession konnte noch einmal eine Messe besucht werden durch diejenigen, die einander abwechselten und deshalb später kamen.

Im Jahr 1742 wurden an diesem Tag insgesamt 1100 Kommunionen ausgeteilt, 1758 sogar etwa 1300. Es muss ein sehr attraktives Fest in dieser kleinen Gemeinde mit damals gerade 60 Anwesen gewesen sein.

Das Festmahl

Neben den religiösen und gewiss ernsthaft dem Seelenheil dienenden Zeremonien und Vorgängen, spielten aber auch die weltlichen Dinge, Essen und Trinken sowie Geld eine große Rolle. Pater German Schlag räumt diesen Aspekten in seinen Aufzeichnungen breiten Raum ein: *Herr Vic. sollte auch als Praeses mit der Procession gehen, ich aber bin niemals mitgegangen, weill ich vor aufnehmen und einschreiben nicht Zeit gehabt. Wenn H. Vic. mit der Procession gehen will, wo wird er mit dem aufnehmen und einschreiben vor 4 Uhr nicht fertig, gott weiß hernach was im Pfarrhof geschie-*

het, denn die gäste gehen nach der Procession zur Tafel, und die Weltliche haben ihre fuhrleute und Bediente, auf welche man acht geben mus. Einem andern unter der Procession das aufnehmen und einschreiben übergeben, ist wenigst nicht rathsam, weill er die praxis nicht hat und also leicht einen Substantialfehler begehen kann. [...]. Es darf auch nicht vergessen werden, dass jeder für das Einschreiben einen Kreuzer gibt, oder vielmehr für den Bruderschaftszettel. H. Vic. aber mus alles gratis machen pro Deo et Scriptura thun. Bey dem Einschreiben müssen auch beyde Kirchenpfleger zugegen seyn, welche das Geld einnehmen.

Weiter führt German Schlag aus: *Nach dem alles aus ist, gehet man zum Essen. Da mus H. Vic. wohl aufsehen lassen, das nichts von Silber und Zin hinwegkomme. Ich habe darum allzeit meinen Knecht und den hiesigen Dorfbader aufwarten lassen. [...] Ich bin niemal in die Vesper um 4 Uhr hinaufgegangen und hab also nur den Rosenkranz allein abbetthen lassen, wegen dem Unmus, welcher im Pfarrhof ist.*

In der Zeit des Pfarrverwesers Marcellinus Pfalzer scheint es unter den Honoratioren noch etwas gesitteter zugegangen zu sein. Allerdings waren zu dieser Zeit nur Pfarrer und Patres zum Essen geladen: *Bey der Tafel zu Mittag werden alle anwesende Geistliche Herren außgespeiset. Anno 1742 gab es folgende Speisen:*

1. Suppen. 2. Bluett- und Rindterne wüerst. 3. Hennen mit geschnittenen nudlen. 4. Kalbskopf. 5. Schäßfine [Schaf-] Lungen zum Voressen. 6. Rindtflleich 8 Pfund, Rettich, Saurkraut, Kolliraben. 7. Bastetten á 36 x [Kreuzer], darinnen Kalbfleisch, Tauben, Knödden, mägen. 8. gebrattene hüenlein [Hühnchen], Sechs an der Zahl sambt einem Cariviol [Blumenkohl]. 9. Rehschlögl in einer Rham-brüe, und 1 Rehziemerl in einer Capernbrüe. 10. gebrattene 2 Ändten, Erbes schothen, gebachene Kälberfüess. 11. Schwarz Wildtbreth. 12. Kälberne Bratten á 4 1/2 Pfund, Salat und geselchete Wüerst. 13. Piscoten dorten á 40 x und Erdtbeern.

Brod á 1 kr. [Kreuzer] vor 15 xer. Tyroller-Wein á 16 x. 15 Maas, Jesuiter Bier á 4 xer. 16 Maas.

Im Jahr 1747 zählte Pfalzer sogar 30 Gänge auf, darunter unter anderen auch Artischocken und Pomeranzen-Salat.

In einem der folgenden Jahre konnte er es sich nicht verkneifen, noch einzufügen: *NB Es wird sehr nuzlich seyn, wan neben guten braunen bier auch Umb ein Weisses, oder Waizen-Bier für die Gäst Umbgesehen wird, sonst braucht man gemeinlich mehrer Wein, uti hoc anno expertus sum [wie es mir in diesem Jahr widerfahren ist].*

Auch für die Geistlichkeit klang das Fest in der Kirche aus: *Nach vollendter Mahlzeit Cantantur Vesperae, dicuntur Lytanniae Lauretanae et Rosarium.* – Nach dem Essen wurde die Vesper gesungen und die Lauretanische Litanei und ein Rosenkranz gebetet. Am Werktag danach feierte man die Jahresmesse für alle verstorbenen Mitbrüder und Mitschwestern.

Ausblick

Die Bruderschaft besteht in Schwifting heute noch. Das Skapulierfest – nun am Sonntag vor dem 16. Juli – ist für die Pfarrei eines der Hochfeste im Kirchenjahr. Die Ausdrucksform der Frömmigkeit ist schlichter geworden, aber ein feierliches Hochamt und die Prozession – wenn auch ohne Stationen und auf kürzerem Weg – gehören wie seit der Gründung dazu. Für auswärts wohnende Schwiftinger ist es die Gelegenheit, sich wieder einmal mit den Familien zu treffen. In geringer Zahl belegen immer noch Mitglieder aus umliegenden Gemeinden und der Stadt Landsberg ihre Zugehörigkeit zur Gemeinschaft.

Ein „enterischer“ Ort: Die Burgwies und die Schanze im Schlegelwald

von Anton Lichtenstern

Am Wanderweg von Landsberg nach Mundraching kommt man etwa drei Kilometer südlich der Kirche von Pitzling im Schlegelwald zu einem Brunnettrog aus Holz mit einer Bank. An einem Baum daneben hat das Forstamt der Stadt eine Tafel mit dem folgenden Gedicht anbringen lassen:

Kam einmal ein Wandersmann,
der hielt seinen Schritt hier an,
sinnend in Gedanken.
Nahm aus Rucksack Nagl, Beil,
zimmert bis nach einer Weil,
diese Bank entstanden.

Und seither von Müh und Plag
saß der Wanderer manchen Tag
ruhend an der Quelle.
Träumte hier von alter Zeit
unter Buchenherrlichkeit
und Geplausch der Welle.

Was ihr nimmermüder Mund
ihm erzählte und gab kund
ist ihm hangen geblieben.
Dann einmal zu guter Stund
kam das Lied ihm aus dem Mund,
das hier aufgeschrieben.

Einst vor vielen hundert Jahren
eine Burg am Berg dort war,
mächtig ihr Gequader.
Ritter waren wilde Mann,
fielen Städt und Burgen an,
stets in Streit und Hader.

Wild Getier gab's einst im Wald,
Jagdhali hat oft gehallt,
und bei manchem Feste
rauschte wie der Donnerschall
von der Burg her übern Wall
rauhes Sang der Gäste.

Von der Burg die droben stand
blieb nach einem wilden Brand
nichts von ihrer Mauer.
Später baut ein Hirt den Grand,
der hier liegt im Moosgewand,
tot ist längst sein Bauer.

So zeigt die Vergänglichkeit,
was in stiller Einsamkeit
hierum an der Quelle.
Wanderer schau zum Himmel auf,
einmal endet auch dein Lauf
denk's an dieser Stelle.

Die Tafel mit dem Gedicht gibt es schon viele Jahrzehnte, die heutige stammt von 1995. Der Text wurde von dem Pitzlinger Georg Miller [1907-1991] überliefert. Der Verfasser ist unbekannt, vielleicht war es einer der Pitzlinger Lehrer. Die Form und der Inhalt zeigen, dass sich der Autor die



Die Tafel mit dem Gedicht

Dichtung der Romantik zum Vorbild genommen hat. Das Motiv des Wanderers, der die Natur liebt und sich in die Vergangenheit hineinräumt ist ebenso typisch dafür wie die Vorstellung von den Bewohnern der Burg als Feste feiernden Raubrittern und schließlich die Besinnung auf die Vergänglichkeit.

Der Flurname des Waldes um den Brunnen lautet „Burgwies“. Er bezieht sich auf die frühmittelalterliche Abschnittsbefestigung unmittelbar oberhalb¹ und auf die ehemalige große Wiese zwischen dem Steilhang und dem Lech, die heute von Wald und weiter nördlich vom Stausee bedeckt ist. Dort befand sich ein nach 1867 errichteter Schießplatz für das seit 1863 in Landsberg stationierte 7. Jägerbataillon, dessen Wälle heute im flachen Wasser als schmale, mit Weiden bewachsene Inseln zu erkennen sind.²

Karl von Leoprechting, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts der Besitzer des Schlosses Pöring war, erzählt in seinem Werk „Aus dem Lechrain“ auch über die Burgwies.³ Es ist anzunehmen, dass der Verfasser des Gedichtes diese Erzählung gekannt hat.

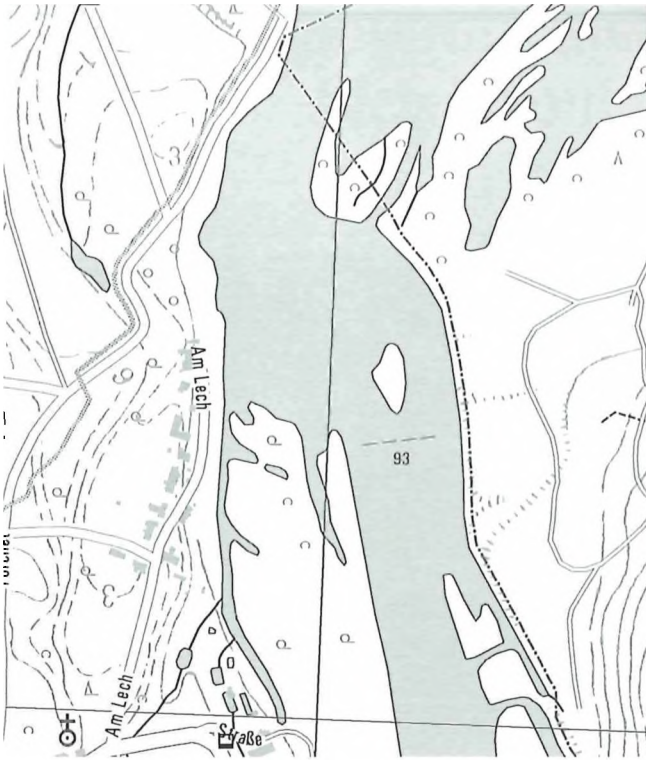
Leoprechting berichtet, das einsam am Lech gelegene Gelände sei um 100 Tagwerk [über 30 Hektar] groß gewesen, etwa doppelt so groß wie der heutige Wald unterhalb des Steilhanges. *Ein geheimnißvoller Schleier deckt ihre [der Burgwies] Wunn und Waid*, schreibt er. „Wunn“ ist eine Wiese, auf der Heu gewonnen wird, „Waid“ eine

1 Die Schanze ist in der Denkmalliste für die Gemeinde Pürgen, Ortsteil Stoffen, eingetragen.

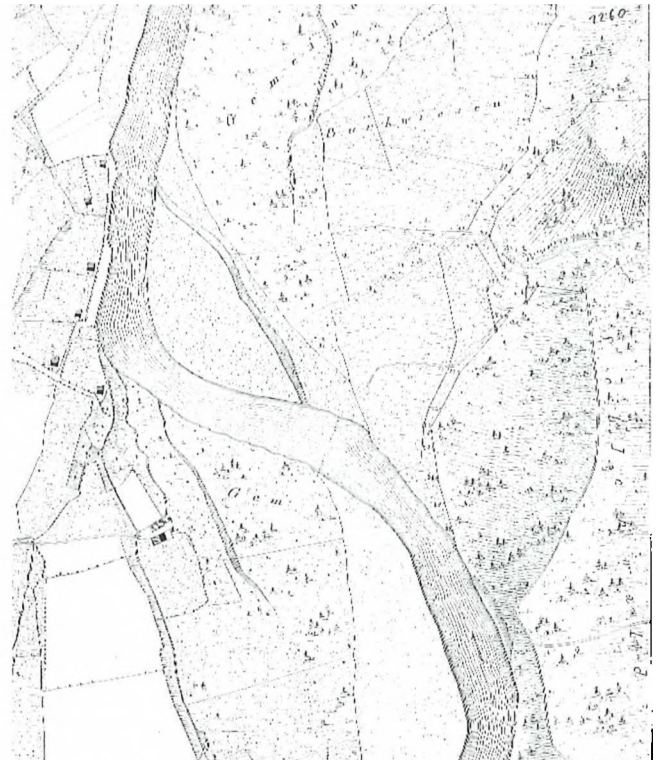
2 Adalbert Maier: Landsberg als Grenz- und Garnisonstadt. LG 1934, S. 35

3 Karl Freiherr von Leoprechting: Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde. München 1855. S. 126: Die Burgwies und das Samstagwasser.

Zu Leoprechting und seinem Werk s. Anton Lichtenstern: Lechrainsagen und Heimatgeschichte. LG 1994/95. Glaube, Aberglaube, Frevel. Die Volksreligion in Karl v. Leoprechtings „Aus dem Lechrain“. LG 2005



Schanze und Burgwies heute

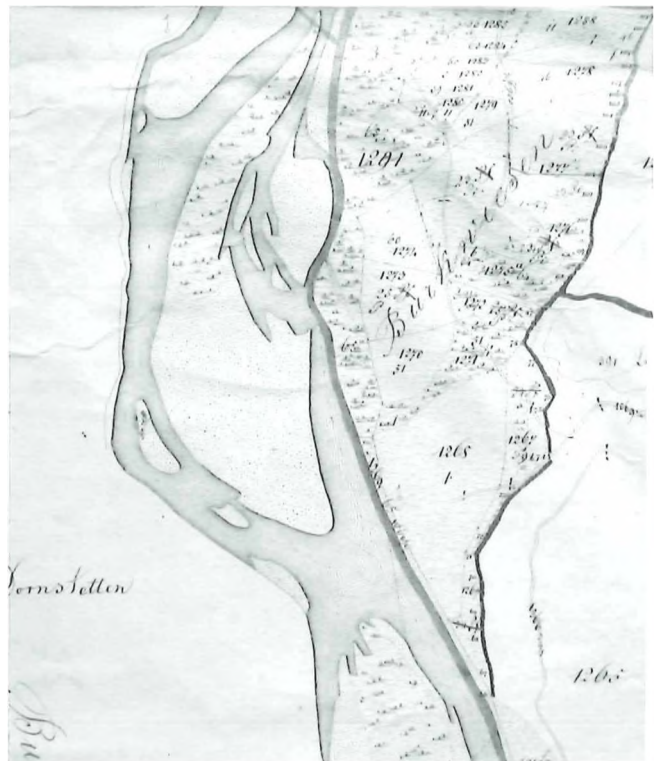


Liquidationsplan Stoffen von 1847

Viehweide.⁴ Nur selten, heißt es weiter, kamen Leute dorthin. In den Auwäldern am Lech holten sich Kretzen- und Rechenmacher ihr Holz oder ein armes Weib schnitt Gras auf fremder Waid. In dem Dickicht der Dörner und Beeren, der Schling- und Buschpflanzen, dann dem endlosen Weidach [Weidengehölz] verirrt sich einsame Wanderer, die auf dem Gangsteig nach Mundraching unterwegs waren. Leoprechting schreibt, dass in der Niederung und an der Leiten, am Steilhang, auch viele Laubbäume wuchsen: [Die] Eiche, die blinkende Birke, die gebenedeite Asche [Esche], so vieler Segen reich, ihr Gesponst, die Erle in moosigem Grunde, die stolze Buche, die zitternde Aspe [Espe], der hohle Weidenbaum, die muntere Frau Hasel, die ehrwürdige Kranewit [Wacholder].

Der Lech war in der Zeit, als Leoprechting die Volkserzählungen festhielt, noch ein Gebirgsfluss mit einem breiten Kiesbett, mit Inseln, Kiesbänken und Altwässern, die sich bei jedem Hochwasser verlagerten. Auf dem ältesten Katasterblatt ist dies genau festgehalten: Zwischen Dornstetten und der Burgwies bildete der Fluss mehrere Arme, die große Kiesbänke und mehrere mit Gebüsch bewachsene Inseln umschlossen. Erst durch die „Korrekturen“ seit 1863 änderte sich die Flusslandschaft.⁵ Der Lech floss seither, wie das jüngere Katasterblatt zeigt, nur mehr in einem einzigen, gleichmäßig breiten Flussbett. Nur an der großen Biegung nach Westen gab es noch eine schmale Rinne wie die Sehne eines Bogens, die eine große Kiesbank einschloss.

Leoprechting beschreibt auch die bis heute in den Brunnentrog fließende Quelle: Sie ist vieler Heilkraft voll, die Mahder [Mäher] und Wandrer suchen sie gerne auf, ihnen allen zum Labsal. Die hier gefasste Quelle wird das Samstagwasser genannt, weil man zu hohen Weihbrunnen das Wasser allda am Samstag nach Stoffen geholt. Man holte also hier am Karsamstag das Wasser für die Weihe des Taufwassers in der Osternacht. Die Quelle kann als Beispiel für



Katasterblatt Stoffen von 1910

ein altes Quellheiligtum gedeutet werden, wie man es bei vielen Kapellen findet, zum Beispiel bei der Ulrichskapelle bei Eresing. Das fließende, „lebendige“ Wasser hielt man auch für besonders heilkräftig.⁶

In der Nähe gab es nach Leoprechting noch einen weiteren Brunnentrog für das Vieh, den Schnackengrant, benannt nach dem Schnackebauern von Stoffen. Grand ist der Brunnentrog; das Wort kommt auch im Gedicht vor.

4 Johann Andreas Schmeller: Bayerisches Wörterbuch. München 1996, Band II, S. 931

5 Karl Ernst Orbig u. a.: Gewässer und Gewässerhaushalt. In: Bernhard Müller-Hahl: Heimatbuch für den Landkreis Landsberg am Lech. 1982, S. 51

6 Dazu zum Beispiel Dietrich Höllhuber, Wolfgang Kaul: Wallfahrt und Volksfrömmigkeit in Bayern. Nürnberg 1987, S. 208 ff



Der Brunnentrog – das „Samstagwasser“



Wall und Graben der Schanze

Die Burgwies hat ihren Namen von der Schanze oberhalb des steilen Abhangs östlich des Samstagwassers. Über der Leiten, schreibt Leoprechting, *erhebt sich die Tannenmajestät des Schlegelwaldes. Hoch oben auf einem Vorsprung [steht] inner Graben und Wall ein altes Burgstall, von dem weiter nichts mehr zu sehen als weniger Urbau [Mauerschutt] und eine Öffnung, die noch immer über 20 Fuß tief zur Erde geht. [...] Das Schloß ist aber lang vor Menschen Gedenken versunken.* Dann berichtet Leoprechting, dass ein unterirdischer Gang von der Burg zu einem Feldkreuz an der Straße nach Pflugdorf geführt habe. Er sei vor wenigen Jahrzehnten noch zugänglich gewesen.

Die Abschnittsbefestigung liegt etwa 25 Höhenmeter über dem Brunnen zwischen zwei tief eingeschnittenen Schluchten. In der nördlichen der beiden verläuft ein alter steiler Hohlweg, wohl der bei Leoprechting erwähnte Katzensteig: *An der zerrissenen Leiten über Wurzeln und Stöcke führt herab ein schmaler Weg, am lichten Tage dunkel, heißet man ihn den Katzensteig.*

Wall und Graben sichern die Fläche nach Osten zu. Sie verlaufen in Nord-Süd-Richtung, die Länge beträgt gut 90 Meter.⁷ An der südlichen Schlucht „wendet sich der Wall schon etwa 20 m [vor der Einmündung des Grabens in die Schlucht] weiter nördlich nach Westen und verliert, von einer seichten Grabenmulde begleitet, rasch an Höhe“.⁸

Der Zugang befindet sich etwa in der Mitte. Die Anlage ist noch heute eindrucksvoll: Der Graben ist etwa 15 Meter breit und 4 bis 5 Meter tief, der Wall misst am Fuß ebenfalls etwa 15 Meter und ist noch gut 2 Meter hoch. Die Strecke vom Zugang bis zum äußersten Vorsprung über dem Steilhang im Westen beträgt etwa 100 Meter. Unmittelbar neben dem Steilhang findet man eine ovale Vertiefung, der Durchmesser beträgt in Nord-Süd-Richtung etwa 14 Meter, in Ost-West-Richtung etwa 8 Meter. Es handelt sich wohl um die Öffnung, von der Leoprechting schreibt. Hier könnte ein Bergfried gestanden haben. Vom „Urbau“, vom Mauerschutt ist nichts mehr zu sehen. Allerdings lagen vor einigen Jahrzehnten in der Nähe noch einige Tuffquader.

Über die Anlage haben sich keine historischen Quellen erhalten, auch in der Literatur wurde sie bisher noch nicht behandelt.⁹ Sie gehört zu den Burganlagen am östlichen Steilabhang des Lechs, der seit etwa 800 die Westgrenze des bayerischen Herzogtums war.¹⁰ Ob es sich um eine Ministerialenburg des frühen Mittelalters zur Sicherung dieser Grenze oder vielleicht um eine Fliehburg handelt, müsste durch Archäologen geklärt werden.

Wie bei vielen Burgruinen und versunkenen Schlössern erzählte man sich auch hier von einem umgehenden Gespenst: *Da ist ein Geist halb grau halb weiß, wehmütiger*

Geberde. [...] Viele hören ihn seufzen und jammern, noch andere haben ihn gesehen sitzend auf einem Baumstock, die langen spindeldürren Beine über den Weg gestreckt. Da muß dann jeder hinüber, mancher mehr todt denn lebendig. Weil niemand mutig genug war, die arme Seele mit der Frage Ich und alle guten Geister loben Gott den Herrn, sag an, was ist dein Begehren? zu erlösen, warf der Geist ihnen etwas nach oder führte sie so in die Irre, dass viele die ganze Nacht durch den Schlegelwald irrten, viele Meilen weit und sich frühmorgens doch immer wieder am Samstagwasser gefunden.

Auch Hojemännle kann man, weiß Leoprechting, an der Burgwies treffen. Diese kleinen Kobolde wohnen *auf der verfallenen Stätte und in den unterirdischen Gängen des Burgstalles.* Buben aus Stoffen, die in einem Altwasser des Lechs gebadet hatten, begegneten einem solchen in der Abenddämmerung. *Sie thun den Menschen nichts zu leide, suchen sie aber zu necken und zu ängstigen. Sie springen dann auf Händen wie auf Füßen und schreien Räder schlagend ihr wehmütig lautendes Hoje Hoje. [...] Die Mahder, so mit Tagesgrauen im Hochsommer auf die Burgwies zur Mahd kommen, haben schon öfter im Thau des Grasses die schönsten Ringe gesehen, oft weitgedehnt, daß ihrer Viele den Reigen getanzt haben müssen.*¹¹ Die Kreise im Korn oder im Gras, die heute oft als Zeichen für Außerirdische „erklärt“ werden, hat man am Lechraim also den Hojemännle zugeschrieben.

Die Burgwies mit ihrer Schanze ist einer der „enterischen“, der unheimlichen Orte am Lechraim wie die Teufelsküchen oder die Moore im südlichen Landkreis.¹² Dem Forstamt der Stadt Landsberg ist es zu verdanken, dass durch das stimmungsvolle Gedicht und den Brunnen die Erinnerung daran wach gehalten wird.

7 Für die Mithilfe bei der Ermittlung der Maße danke ich H. Georg Eberle, Kaufering.

8 Freundliche Mitteilung von H. Dr. Walter Irlinger, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

9 Die einzige Nennung in: Altbayerische Monatsschriften 9, 1909/10, S. 118 „Stoffen“. Freundliche Mitteilung von H. Dr. Walter Irlinger, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

10 Pankraz Fried und Sebastian Hiereth: Historischer Atlas von Bayern. Landgericht Landsberg und Pfliegergericht Rauhenlechsberg. München 1971. S. 16

11 Leoprechting, S. 33/34

12 Leoprechting, S. 17. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch., Bd. 1, Sp. 103: „nicht geheuer, da spukt es“

„Keinen Adligen, keinen Geistlichen, keinen Beamten mehr“

Die Anfänge des Bauernbundes in Landsberg

Von Manfred Dilger

„Die Börsenspekulation (muß) kräftig besteuert werden...(Verlangt wird) größte Sparsamkeit im Staatshaushalt ... größere Heranziehung des mobilen Kapitals und der Börse ... Ablehnung unnötiger Kanalbauten energisches Eintreten für die internationale Abrüstung“.¹ Das waren nicht Parolen von Globalisierungskritikern oder Umweltschützern aus dem Jahr 2007. Zwischen 1876 und 1911 wurden diese Forderungen in Programmen einer Bewegung aufgestellt, die 1893 als neue Partei in die bayerische Politik eingreifen sollte. Dieses Jahr sorgte wieder für eine erhöhte Temperatur im politischen Leben Bayerns, auch in Landsberg. Zwei Wahlen standen bevor – am 15. Juni für den Reichstag in Berlin und am 5. und 13. Juli für den Landtag in München. In wenigen Wochen davor erwachten die Parteien aus dem von ihrer Presse beklagten Dämmerzustand, hielten wieder Versammlungen ab, um die Wähler mit ihren Programmen und Kandidaten bekannt zu machen. Seit dem Ende der Sechzigerjahre hatten sich die politischen Kämpfe zwischen den Liberalen und der aus der Patriotenpartei entstandenen betont katholischen Zentrumsparlei abgespielt.²

Eine neue Partei

Aber am 22. Mai hörte man auf einer von ungefähr 500 Bauern besuchten Versammlung in Weilheim vorher noch nie gehörte Töne.³ Zweck der Versammlung war es, einen Kandidaten für die Reichstagswahl zu suchen, „der nicht zu weit rechts, nicht zu weit links, aber auch nicht zu sehr in der Mitte stehe“. Wofür dieser Politiker neuen Typs stehen sollte, das versuchte der Hauptredner, Ökonom Ebner aus Rinkam bei Straubing, als Vertreter des niederbayerischen Bauernbundes darzulegen. Er distanzierte sich zu Beginn von den Liberalen, aber auch von der Zentrumsparlei, denn „sie ist heute Regierungspartei geworden und deshalb nicht mehr im Stande, unsere Interessen zu vertreten“. Die Landwirtschaft werde stiefmütterlich behandelt, die Lasten – Millionen für das Militär, für ein neues Nationalmuseum in München und Gehaltsaufbesserung für höhere Beamte – auf die Schultern der Landwirtschaft abgeladen. Das Großkapital bleibe verschont, große Vermögen zahlten keine Steuern oder wanderten ins Ausland. Deshalb müssten Börsen- und Luxussteuern sowie eine progressive Einkommensteuer eingeführt werden. „Wir wählen weder einen Sozi noch einen Juden...keinen Adligen, keinen Geistlichen, keinen Beamten mehr“, sondern ausschließlich Landwirte, „nur gute Bayern und Katholiken“. Der bisherige Reichstagsabgeordnete Franz Weber aus Landsberg sei „ein ganz braver Mann, aber er ist an den Fraktionsschöben zu stark gegangen“.

Auch die anderen Redner – unter ihnen der Gastwirt und Ökonom Max Erhardt aus Hagenheim, als oberbayerischer „Landrat“ vergleichbar einem heutigen Bezirkstagsabgeordneten – drückten ihre Enttäuschung über das Zentrum aus,

das nur einen Verteidiger fand. Die Versammlung einigte sich auf den Privatier und Bürgermeister in Weilheim, Oswald Weinhart, als Kandidaten des Bauernbundes im von Landsberg bis Garmisch reichenden Reichstagswahlkreis. Er stand dem Zentrum nahe und hatte den Antisemiten versprochen, gegen die weitere Einwanderung von polnischen und galizischen Juden zu stimmen. Die Berichte über die Versammlung vermitteln den Eindruck, dass es sich bei der neuen Gruppierung um eine ausgesprochene Protestpartei handelte.

Die Landwirtschaft in der Krise

Das wird noch deutlicher, wenn man die Gründe für die Entstehung der neuen Partei betrachtet.⁴ Zwar hatte die Landwirtschaft seit 1848 – vor allem durch die Beseitigung der Grundherrschaft, Vermehrung des Ackerlandes, Einführung des Kunstdüngers, Bevölkerungszuwachs – einen ständigen Aufschwung erfahren. Doch als 1865 alle Zölle auf Agrarprodukte abgeschafft wurden, führte das zu einem Sinken der Agrarpreise. Diese Krise für die Landwirtschaft konnte auch durch die kurze Konjunktur nach dem siegreichen Krieg über Frankreich nicht behoben werden. Immer lauter wurden die Rufe nach Schutzzöllen gegen die Überschwemmung mit billigerem Getreide, vor allem aus Nordamerika, Argentinien und Russland. Doch die Erholung der Landwirtschaft durch Bismarcks Zollgesetz von 1879 – er hatte dabei sich von den Liberalen abgewendet und mit den Konservativen und dem Zentrum zusammengearbeitet – war nur von kurzer Dauer.

Sein Nachfolger, der Reichskanzler Caprivi, wollte mehr die zunehmende Industrialisierung berücksichtigen: „Entweder wir exportieren Waren oder wir exportieren Menschen“. Die Exportfähigkeit der Industrie sollte unter anderem durch eine liberale Handelspolitik erreicht werden. Der Schutzzoll auf Brotgetreide wurde von 5 auf 3,5 Mark je Doppelzentner gesenkt; gleichzeitig milderte man die seuchenpolitischen Vorschriften beim Import von Schlachtvieh und Fleisch. Das verbilligte die Ernährung der Arbeiterschaft, verringerte aber ganz erheblich die Erlöse der heimischen Landwirtschaft. So sank in Bayern der durchschnittliche Preis für einen Zentner Weizen von 11,19 Mark im Jahr 1891 auf 7,10 Mark 1894.⁵

Verminderten sich die Einnahmen der Bauern, so hatten sie gleichzeitig mit steigenden Ausgaben zu kämpfen. Das waren die indirekten Verbrauchssteuern ans Reich, mit denen vor allem die steigenden Militärausgaben bezahlt wurden, dann die direkten Steuern, wie Einkommen-, Grund-, Haus- und Erbsteuer, die ans Land gingen. Dazu kamen die Gemeindesteuern, die als Zuschlag zu direkten Steuern und als indirekte Verbrauchssteuern auf Getreide, Fleisch und Malz erhoben wurden. Als besondere Belastung galten die steigenden Abgaben zur Sozialversicherung – der Kranken-, Unfalls-, Alters- und Invaliditätsversicherung („Wapperlgesetz“ wegen der zu klebenden Beitragsmar-

1 Alois Hundhammer, Geschichte des Bayerischen Bauernbundes. München 1924, S.217ff.

2 Zu den Parteien in Landsberg: Manfred Dilger, Kulturkampf in Landsberg? Landsberger Geschichtsblätter 2006, S.35ff.

3 LAB (=Landsberger Anzeigblatt), 25.5.1893; STAM (=Staatsarchiv München), LRA 860

4 Hundhammer, S.1ff; Anton Hochberger, Der Bayerische Bauernbund, 1893-1914. München 1991, S.6ff.

5 Hochberger, S.10

ken)–, zumal man wegen der zunehmenden Militärdienstzeit der Bauernsöhne mehr Knechte einstellen musste. Viele Bauern hatten zusätzlich zu den Steuern und Abgaben noch den Bodenzins zu zahlen – einen Betrag zur Ablösung der Lasten, die auf dem Grundbesitz gelegen hatten, der 1848 zum freien Eigentum der Bauern geworden war. Der Bodenzins, der je nach Rechtslage an den früheren Grundherrn oder an den Staat bezahlt werden musste, wurde als zweite, nur den Bauern auferlegte Steuer empfunden.⁶

Erste Reformversuche

Um die kritische Lage der Bauern zu verbessern, wurden in Bayern schon früh Reformversuche angeregt. So entwarf der fränkische Gutsbesitzer Karl Freiherr von Thüngen-Roßbach 1876 ein Deutsches Bauernprogramm.⁷ Der niederbayerische Theologe Dr. Georg Ratzinger, zwischen 1875 und 1878 für die Bayerische Patriotenpartei Mitglied des Landtags und des Reichstags, veröffentlichte 1882 ein landwirtschaftliches Reformprogramm, das sich scharf gegen den Großkapitalismus richtete, der seiner Ansicht nach von jüdischen Bankiers und Spekulanten beeinflusst war und für die Verschuldung vieler Bauern vor allem verantwortlich war.⁸ Die in den Sechzigerjahren gegründeten Bauernvereine hatten vor allem politische Ziele – Kampf gegen die Liberalen, um ein unabhängiges Bayern und die Rechte der katholischen Kirche zu erhalten – und führten zur Patriotenpartei. Als diese sich 1887 der Zentrumsparlei im Reich anschloss, standen typisch bayerische landwirtschaftliche und mittelständische Interessen nicht mehr im Mittelpunkt. So stimmte das Zentrum im Reichstag 1889 dem „Wapperlgesetz“, 1890 der Militärvorlage, 1891/92 den Handelsverträgen mit ihren Zollsenkungen zu und nahm immer mehr den Charakter einer Regierungspartei an.⁹

1893 bildeten sich daraufhin oppositionelle Gruppierungen, die die landwirtschaftlichen Interessen selber in den Parlamenten vertreten wollten. Am Anfang stand der am 18. Februar 1893 in Berlin von ostelbischen Großgrundbesitzern gegründete „Bund der Landwirte“. Der Bund fand rasch Anhänger in Franken und in der Pfalz, nicht aber in den katholischen Gebieten Bayerns, wo man sich den preußischen und protestantischen Großagrariern nicht anschließen wollte.

Bauernbund gegen Zentrum (1893)

Da man aber auch vom Zentrum enttäuscht war, beschloss am 18. März 1893 ein landwirtschaftliches Comité in Straubing, den Niederbayerischen Bauernbund zu gründen. Der am 10. April in Straubing gegründete Bund sollte „keine politische oder religiöse Partei mehr, sondern bloß wirtschaftliche Vereinigung“ sein.¹⁰ In den

beiden Programmen des Jahres 1893 übernahm man die Forderungen Thüngens aus dem Jahr 1876 mit zahlreichen, die Landwirtschaft betreffenden Ergänzungen. So sollten zum Beispiel Landwirtschaftskammern eingerichtet, kein Vieh aus seuchenverdächtigen Ländern eingeführt und sämtliche Militärpferde von bayerischen Landwirten und Pferdezüchtern gekauft werden, ebenso Getreide, Gemüse und andere Lebensmittel, die das Militär benötigte.¹¹ Wenn man aber gegen bereits beschlossene oder beabsichtigte Handelsverträge war, Aufhebung der Grund-, Gewerbe- und Haussteuer und Beseitigung oder Änderung der Sozialgesetze verlangte, schließlich Verstaatlichung der Volksschulen und sämtlicher Mittelschulen forderte, dann hatte man sich schon auf das Gebiet der allgemeinen Politik begeben. Der Hauptgegner in Bayern war dabei neben der Regierung die Mehrheitspartei, das Zentrum, dem man zudem Missbrauch der Religion zu politischen Zwecken vorwarf, und gegen diese Partei vor allem richtete sich die Agitation vor den Wahlen zum Reichstag und zum bayerischen Landtag.

In Landsberg hatte H.H. Geistlicher Rat und Stadtpfarrer Martin im Namen der Zentrumsparlei zu einer Versammlung am 19. Mai im Katholischen Gesellenhaus eingeladen. Dort wurde der Landsberger Privatier Franz Weber, der schon bisher den Wahlkreis Weilheim mit Landsberg im Reichstag vertreten hatte, wieder als Kandidat nominiert.

Die Programme der Bauernbundsbewegung.

a) Deutsches Bauernprogramm.*)

aufgestellt von dem Freiherrn von Thüngen im Jahre 1876:

1. „Die Ausgaben der Bauern müssen verringert, die Ausgaben des Staates möglichst eingeschränkt, die Steuern nach dem Einkommen entrichtet, die Gebühren herabgesetzt und die Würfelspekulation kräftig besteuert werden.“
2. Die Einnahmen sollen durch genügend hohe Schutzzölle auf alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse vermehrt werden, damit nicht die einheimischen Produkte durch die übermäßige Konkurrenz des Auslandes auf Preise herabgedrückt werden, für welche sie bei uns ohne Verlust nicht herzustellen sind.
3. Der Bauer muß aus der Schuldknechtschaft des Geldkapitals befreit und wieder zum freien und unabhängigen Manne auf seiner eigenen Scholle gemacht werden durch Ablösung der Hypothekenschulden mit Hilfe des Staates und Verwandlung derselben in unkündbare Renten-schulden mit jährlicher Tilgung.
4. Der Bauer muß in seinem Eigentum geschützt und dessen weitere Verschuldung und Austreibung verhiltet werden durch ein dem Wesen des Grundbesitzes entsprechendes Heimstättengesetz, welches den zur Fortführung der Wirtschaft nötigen Teil an Gebäuden, Grundstücken, Vorräten, Gerätschaften und Vieh von der Pfändung und Zwangsversteigerung freiläßt.
5. Es muß für einen billigen, zweckentsprechenden Kredit gesorgt werden durch Schaffung staatlicher oder genossenschaftlicher Pfandbriefinstitute nach Art der preussischen Landschaften für den Grundkredit, desgleichen Raiffeisenscher Darlehenskassen womöglich in allen Landgemeinden für den Personalkredit; Umwandlung der sogenannten Reichsbank in eine wirkliche Reichsanstalt und Ausgabe von Reichspapiergeld an die genossenschaftlichen Geldinstitute gegen niedersten Zinsfuß, damit auch der kleine Mann zu billigem Gelde kommen kann. Beseitigung des Vorrates der Notenbanken zur Geldfabrikation.

*) Zugleich Programm des „Fränkischen Bauernbundes“ nach seiner Gründung bis zur Annäherung an die altbayerische Richtung.

6 Hochberger, S.30ff.

7 Hundhammer, S.217

8 Hochberger, S.52f.

9 Hundhammer, S.12; Hochberger, S.44f.

10 Hochberger, S.48

11 Hundhammer, S.218



Franz Seraph Weber, ehem. Zederbräu

Die Opposition dagegen einigte sich auf der bereits beschriebenen Bauernversammlung am 22. Mai in Weilheim auf den Weilheimer Bürgermeister Oswald Weinhart als Gegenkandidaten. Die dem Zentrum nahestehende Augsburgische Postzeitung mokierte sich über die Liberalen, die im Wahlkreis durch ihre Politik „allen Boden im Volk verloren“ und „sich einen Bauernkittel umgehängt“ hätten. Weinhart habe „wiederholt Wahlauftrufe der liberalen Partei unterzeichnet und erklärt jetzt, in kirchenpolitischer Beziehung auf dem Standpunkt des Zentrums zu stehen ... Wir hoffen ihn späterhin ganz auf unserer Seite zu sehen“. Diesmal solle man lieber Weber wählen.¹²

Die Wünsche der Zeitung sollten in Erfüllung gehen. Bei der Reichstagswahl am 15. Juni 1893 erhielt Weber in der Stadt Landsberg mit 373 Stimmen 56,6% der abgegebenen Stimmen. Keine Chance hatten dagegen Weinhart – für den auch die liberalen Wähler gestimmt hatten – mit 143 (21,7%) und v. Vollmar mit 132 (20%) für die Sozialdemokraten. Im Reichstagswahlkreis Weilheim fehlten Weber allerdings acht Stimmen zur absoluten Mehrheit – für ihn stimmten 6402 der 12819 Wähler – und deswegen wurde auf den 25. Juni die Stichwahl zwischen Weber und Weinhart angesetzt. Noch einmal wurden die Wahlkampfargumente ausgetauscht. Für das Zentrum war Weinhart „weder schwarz noch rot ... er leidet an zwei Seelen“, im Reichstag könne er als „Wilder“, fraktionsloser Einzelkämpfer, nichts bewirken. Von den Gegnern des Zentrums wurde er in einer Wahlversammlung am 24. Juni im Nonnenbräukeller – die Kellerhalle war überfüllt, ebenso die Nebenräume – als „Mann des Volkes“ gefeiert. Wahlmüdigkeit herrschte nicht, mehr Wahlberechtigte gingen diesmal zur Wahl, was dank entsprechender Agitation dem Zentrum zugute kam. Weber erhielt in der Stadt mit 448 Stimmen 63,5%, Weinhart konnte trotz der Vollmar-Stimmen nur 258 (36,5%) der Wähler erreichen. Auf dem Land konnte Weber seinen knappen Vorsprung auf 54% ausbauen, während Weinhart durch

die geringere Wahlbeteiligung 125 Stimmen verlor. Das galt vor allem für die Dörfer im Norden; am Ammersee und im Süden erzielte Weinhart fast durchwegs beachtliche Mehrheiten. Im Reichstagswahlkreis insgesamt erhielt Weber jetzt 52%, Weinhart 48% der Stimmen. Die Mehrheit des Zentrums stützte sich vor allem auf die Amtsbezirke Schongau und Garmisch, während Weinhart nur in Weilheim eine überzeugende Mehrheit gewann.¹³

Wahlüberraschungen

Zehn Tage nach dieser Stichwahl wurden die Bürger schon wieder zur Wahl gerufen. Diesmal sollten die Abgeordneten im bayerischen Landtag bestimmt werden. Der Landtag wurde noch nach dem traditionellen indirekten Wahlrecht bestimmt: in den Stimmkreisen wählte man in einem ersten Wahlgang die Wahlmänner. Diese bestimmten dann in einem zweiten Wahlgang acht Tage später die Abgeordneten. Für den Wahlkreis Weilheim, der die Stadt Landsberg und die Amtsbezirke Landsberg, Weilheim, Schongau, Starnberg und Garmisch umfasste, waren das drei; andere durften je nach Bevölkerungszahl einen oder bis zu sechs in die Abgeordnetenkammer entsenden. In Wahlauftrufen in der Presse und in den wenigen Wahlversammlungen, die in der kurzen Zeit noch möglich waren, stellten sich die Kandidaten für das Amt des Wahlmanns oder des Abgeordneten vor. Das Wahl-Comité der Zentrumsparterie nominierte – „Mit Gott für König und Vaterland“ – in den beiden Landsberger Stimmbezirken sechs bzw. vier Kandidaten, ebenso ein Ausschuss der Wähler, die nicht für das Zentrum stimmen wollten. In einer von 300-400 Bauern besuchten Versammlung in Hagenheim wurde der dortige Gastwirt Max Erhardt einstimmig als Kandidat aufgestellt.

Beim ersten Wahlgang am 5. Juli wurden in Landsberg – von 4956 Einwohnern waren 713 wahlberechtigt – bei einer Wahlbeteiligung von 55% alle zehn Kandidaten des Zentrums gewählt; auf dem Land dagegen konnte das Zentrum nur 15, die neue Bauernbewegung dagegen 28 Wahlmänner durchbringen. Zum zweiten Wahlgang am 13. Juli in Weilheim kamen 175 Wahlmänner zusammen – 125 vom Zentrum, 22 Liberale und die 28 Bauernbündler vom Landsberger Land. Zur großen Überraschung wurde Oswald Weinhart mit 165 Stimmen aus allen Parteien gewählt. Der Regierungspräsident von Oberbayern erklärte das damit, „dass der bauernbündlerische Reichstagskandidat Bürgermeister Weinhart von Weilheim dem Drängen der Geistlichkeit nachgebend den Beitritt zum Zentrum zusicherte, um das Abgeordnetenmandat zu erlangen“.¹⁴

Damit hatte sich der Wunsch der Augsburgischen Postzeitung vom 9. Juni erfüllt, und das Zentrum konnte wie bisher wieder drei Abgeordnete – die beiden anderen, Franz Weber aus Landsberg und Pfarrer Daiser aus Ettal, bekamen 101 und 96 Stimmen – in den Landtag schicken. Aber für die Partei waren diese Wahlen eine Warnung. Zwar hatten in der Stadt Landsberg die nicht für das Zentrum stimmenden Bürger – wie früher auch schon – keinen Wahlmann durchbringen können. Aber auf den Dörfern um Landsberg, in denen bisher das Zentrum fast in einer Monopolstellung gewesen war, hatte der Bauernbund auf Anhieb fast zwei Drittel der Wahlmänner gewonnen. Wenn die neue Bauernbewegung, ohne als Partei im Wahlkreis organisiert zu sein, solche Erfolge erzielen konnte, so bedeutete das eine große Gefahr für die Zukunft des Zentrums. Hatte doch in Niederbayern der dort schon gut organisierte Bauernbund bei der Reichstagswahl ebenso viel Mandate wie das Zentrum, bei der Landtagwahl 41% der Wahlmänner und 7 der 20 Mandate erreicht.¹⁵

13 LAB, 20., 23. u. 27. 6. 1893

14 BHSTA (=Bayerisches Hauptstaatsarchiv München), MIIn 77332

15 Hundhammer, S. 31f.

12 APZ (=Augsburger Postzeitung), 9. u. 10. 6. 1893



Oswald Weinhart aus Weilheim

Die Landsberger Sektion im Bund

Auch in Oberbayern – wie in den übrigen Regierungsbezirken – entstand jetzt eine Parteiorganisation. Am 26. Dezember 1893 wurde in Traunstein ein Oberbayerischer Bauernbund gegründet. Bei der Gründungsversammlung sprachen vier Redner, die sich alle schon einen Namen gemacht hatten.¹⁶ Franz Wieland und Dr. Albert Gäch waren führend beim Niederbayerischen Bauernbund und seinen Wahlsiegen, Dr. Johann Baptist Sigl hatte schon seit Jahren als Journalist und bei Wahlen erfolgreich gegen das Zentrum gekämpft, und Dr. Leonhard Kleitner hatte den Oberländer Waldbauernbund mitgegründet.

Am 10. Juni 1894 fand in Landsberg im Schafbräukeller eine Versammlung statt, in der eine Sektion des Oberbayerischen Bauernbundes gegründet werden sollte. Die Halle war bis auf den letzten Platz gefüllt, das Publikum hartete, z.T. im Stehen, fünf Stunden aus. Nachdem Michael Klauf aus Stei-

nebach die traurige Lage der Landwirtschaft und des Gewerbes beklagt hatte, erläuterte Max Erhardt aus Hagenheim die Ziele des Bauernbundes. Dann sprach Dr. Kleitner zwei Stunden über das Programm des Bauernbundes, in dem jetzt auch die direkte Wahl der Landtagsabgeordneten – nach dem Vorbild der Reichstagswahl – gefordert wurde. Bei der Besprechung der Satzung kam es zu einer heftigen Diskussion über den § 3/2, der alle Kandidaten verpflichtete, nur im Einvernehmen mit Bundesvorstand und Bundesausschuß zu handeln, also sich einem imperativen Mandat zu unterwerfen. Sigl verteidigte den abwesenden Dr. Ratzinger, der wegen des § 3/2 schon aus dem Niederbayerischen Bund ausgetreten war. Kein selbstständig denkender und selbstbewußter Mann könne sich dieser Diktatur unterwerfen, Ratzinger und er seien auf ihr eigenes Programm hin gewählt worden, und dieser Paragraph widerspreche auch der Verfassung. Kleitner hielt den §3/2 für unbedingt notwendig und war „unerschütterlich“ entschlossen, daran festzuhalten, denn „epidemisch wackelnde Abgeordnete“ könnten mit den Wählern machen, was sie wollten und „selbstsüchtige Nebenabsichten“ verfolgen. Wenn § 3/2 falle, habe er sein letztes Wort im Bauernbund gesprochen. „Viele Leute meinen, es wäre nicht zum Schaden des Bauernbundes, wenn Dr. Kleitner bereits in Landsberg das letzte Wort gesprochen hätte“. Eine Abstimmung zu dieser Frage war nicht vorgesehen, aber die Stimmung der Versammlung war für Sigl und Ratzinger, und Kleitners autoritäres Auftreten sollte später gerade in Landsberg noch Folgen haben.

Die Landsberger Sektion des „Oberbayerischen Bauernbundes/Bund der Bauern und Gewerbetreibenden“ wurde mit Max Erhardt als erstem und Michael Klauf als zweitem Vorsitzenden gegründet, die Versammlung mit einem dreimaligen Hoch auf den Prinzregenten beendet.¹⁷ Die Sektion entfaltete im Amtsbezirk eine rege Versammlungstätigkeit, so am 16.12.1894 in Windach und sechs Wochen später in Pflugdorf. Unter Leitung von Max Erhardt sprachen vor allem einheimische Redner, wobei sich der Bauer Saal aus Oberbergen durch eine heftige Attacke gegen „zwei Raubtiere... Militarismus und Kapitalismus“ hervortat.¹⁸

16 STAM, RA 57824

17 LAB, 12.6.1893; APZ, 13.u.14.6.1893; Hochberger, S.44; STAM, RA 57791

18 STAM, RA 37824



Dr. Johann Baptist Sigl (Postkarte mit Karikatur, 1901)



Dr. Georg Ratzinger

In Landsberg hatten sich bereits die Probleme angedeutet, die auch die Zukunft der Bauernbewegung bestimmen sollten. Die Gegensätze zwischen führenden Personen wie Kleitner und Sigl beruhten oft auf persönlichem Ehrgeiz; sie „betrachteten die Gefolgschaft mehr als Resonanzboden für ihre persönlichen Angelegenheiten“¹⁹, und sie waren nicht bereit sich anderen unterzuordnen. Das zeigte sich deutlich, als man daran ging, die 1893 in den verschiedenen Teilen Bayerns entstandenen Bünde – März in Niederbayern, April in Franken, Mai in Schwaben, Dezember in Oberbayern – zu einer schlagkräftigen Organisation zusammenzufassen. Bei aller Gemeinsamkeit in landwirtschaftlichen Interessen zeigten sich deutliche Unterschiede vor allem bei den politischen Zielen, „in allen Schattierungen, von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten“. Grundsätzlich betonten die Franken und Schwaben die wirtschaftlichen Zielsetzungen, während die Altbayern auch in der allgemeinen Politik viel reformieren wollten. Um die Jahreswende 1894/95 hatte man sich auf den „Antrag Kanitz“ – Verstaatlichung des Getreidehandels – als kleinsten gemeinsamen Nenner und den fränkischen Freiherrn von Thüngen-Roßbach als Vorsitzenden geeinigt und gründete am 2. März 1895 den vereinigten Bayerischen Bauernbund – aber ohne Dr. Kleitner. Dieser gründete in Oberbayern noch im gleichen Monat den Bayerischen Bauern- und Bürgerbund. Er wolle kein „Mischmasch“, das sich zu sehr an den Interessen norddeutscher Agrarier wie Kanitz und Thüngen orientiere, sondern eine wahre bayerische Mittelstands- und Volkspartei zur „Wahrung der Selbständigkeit Bayerns gegenüber dem erneuten Ansturm der großpreußischen Zentralisationsbestrebungen“.²⁰ Im westlichen Oberbayern hatte er aber wenig Erfolg. Auf einer Versammlung in Weilheim am 15. April 1895 konnte er sich nicht durchsetzen, ihm wurde geradezu das Wort entzogen, und am 19. Mai trennten sich die 400 Landsberger Bauernbündler von der Organisation Kleitners und schlossen sich dem in allen Forderungen gemäßigteren schwäbischen Bauernbund an.²¹

Christliche Bauernvereine

Ein einigendes Band stellten die zunehmenden Angriffe des Zentrums gegen den Konkurrenten in seinem Revier dar. Das Zentrum bemühte sich den verlorenen Boden einmal durch Gründung von „Christlichen Bauernvereinen“ in den Dörfern wieder zu gewinnen. Der erste dieser Vereine entstand im Mai 1893 in Niederbayern, also einen Monat nach Gründung des dortigen Bauernbundes. Im November 1897 erst wurde der Oberbayerische Kreisverband des Christlichen Bayerischen Bauernvereins mit Sitz in Tuntenhausen gegründet. Zu den führenden Personen gehörten in der Regel Dorfgeistliche und Zentrumspolitikern. Im Mittelpunkt der Programme stand die Lösung wirtschaftlicher Probleme der Bauern. Man findet viele Parallelen zu den Programmen der Bauernbünde, aber statt staatlicher Hilfe setzten sie mehr auf Selbsthilfe der Bauern durch genossenschaftliche Organisationen.²² Selbst staatlichen Stellen fiel es manchmal schwer, die bäuerlichen Organisationen zu unterscheiden. So wurde eine Vereinsgründung in Petzenhausen am 19. März 1898 als solche des Bauernbundes bezeichnet, obwohl es sich eindeutig um einen Christlichen Bauernverein handelte.²³

Es gab aber auch Fälle, bei denen eine Verwechslung ausgeschlossen war, weil sich die Vereine mit allen Mitteln

bekämpften – so in Hagenheim. Am 17. März 1898 meldete Bürgermeister Finsterwalder beim Bezirksamt Landsberg „im Auftrag mehrerer Bürger“ eine Versammlung am kommenden Sonntag, 20. März an, „in den oberen Lokalitäten des Herrn Erhard“ – schon bekannt als führender Mann des Bauernbundes. Mehrere Bürger seien beunruhigt wegen des Treibens des Bauernbundes, vor allem seit der letzten Versammlung in Pflugdorf, und wünschten „eine nähere Erklärung über das Programm desselben“. Herr Vikar Reich sei bereit, für die Gemeinde diese Erklärung abzugeben. Auswärtige seien dazu nicht eingeladen. Das Bezirksamt beauftragte nun den Bürgermeister, diese Versammlung „als Abgeordneter der Polizeibehörde zu besuchen und darüber alsbald sachgemäßen Bericht zu erstatten“. Er mußte dem Bezirksamt melden, dass die Versammlung nicht wie geplant abgehalten werden konnte. Herr Erhard habe vor Beginn der Versammlung Gäste aus benachbarten Gemeinden eingeführt, obwohl er darauf hingewiesen wurde, dass an der Versammlung nur Gemeindebürger teilnehmen dürften. Als der Gemeindediener die Ortsfremden abweisen wollte, „drangen dieselben gleichsam mit Gewalt in den Saal und fingen an zu lärmern und zu schreien“. Darauf ging Pfarrvikar Reich mit fast sämtlichen Anwesenden zum Pfarrhof, „wo die Statuten des Christlichen Bauernvereins erklärt wurden und zur Gründung eines Christlichen Bauernvereins geschritten wurde und der Beigeordnete Hirschvogel einstimmig von 31 Mitgliedern zum Vorstand gewählt wurde“.²⁴

Kampf in der Presse und vor Gericht

In der Presse und vor Gerichten folgten Nachspiele bis November. Zunächst gab die Gemeinde Hagenheim eine Öffentliche Erklärung ab, unterzeichnet vom Bürgermeister und vom Beigeordneten Hirschvogel – Vorstand des Christlichen Bauernvereins(!). Der Hagenheimer Seelsorger werde von der Bauernbundspresse wegen der Gründung des Vereins angeschwärzt, obwohl die Gemeinde Hagenheim selbst den Christlichen Bauernverein gewollt habe. Der Bauernbundführer Max Erhardt habe „seine Gemeinde ausgesaugt und ausgezogen“. Vor allem zahle er zu wenig Milchgeld, ihm Genehme bekämen einen halben Pfennig mehr, er ziehe willkürlich ab und habe schon einmal für einen ganzen Monat überhaupt nichts bezahlt. Auch habe Reich nicht gesagt, dass der Bischof ihn beauftragt habe, den Verein zu gründen, um herauszufinden, wer die Bauernbündler im Ort sind. Es sei eine gemeine Lüge und Verleumdung, dass Pfarrvikar Reich in der Wirtschaft „zur grünen Sink“ gesagt habe, er zahle aus eigener Tasche einen halben Pfennig drauf, wenn die Leute die Milch nicht mehr an Erhardt liefern. Herr Landrat und Gastwirt Erhardt sei selber schuld, wenn die Gemeinde nun seine Wirtschaft meidet und ihm keine Milch mehr liefert. Er habe die Bündler aus den Nachbargemeinden gerufen, um seine eigene versammelte Gemeinde hinauszuerufen.

Eine Woche später veröffentlichte Erhardt eine Erklärung, in der er die Vorwürfe wegen der Milchpreise zurückwies und den Unterzeichnern das moralische und gesetzliche Recht absprach, „namens der Gemeinde derartige Lügen auszustreuen“. Er könne durch Zeugen beweisen, dass Vikar Reich die ihm zugeschriebenen Aussagen gemacht habe. In der gleichen Zeitung erklärten zehn Hagenheimer Bürger, dass die gegen Erhardt gerichteten Behauptungen nicht den Tatsachen entsprächen. Erhardt „war stets bereit, Bedürftigen mit Rat und Tat beizustehen und Arbeit und Verdienst für zahlreiche Familien zu schaffen“.

Im August standen sowohl Reich wie Erhardt vor dem Amtsgericht Landsberg, jeder von beiden als Kläger und Beklagter. Reich musste zugeben, dass er auf Veranlassung der Gemeinde, die den Stoff geliefert habe, die Erklärung

19 BHSTA, Minn 73455 (Zitat aus der Frankfurter Zeitung v.27.4.1897)

20 Hochberger, S. 85 u.88

21 Hundhammer, S.58

22 Hochberger, S.67f.

23 STAM, RA 57791

24 LAB, 24.3.1898; STAM, LRA 45145

„stylisiert und geschrieben“ hatte und er sich wegen einer Denunziation Erhardts beim Ordinariat rechtfertigen musste. Weder Erhardt noch Reich konnten zuverlässige Zeugen für ihre Behauptungen aufbieten, und so wurden beide wegen Beleidigungen zu 40 Mark Geldstrafe oder acht Tagen Gefängnis und zur Teilung der Gerichtskosten verurteilt. Reich legte Berufung ein, die im November vor dem Landgericht Augsburg bis gegen 10 Uhr nachts verhandelt wurde. Trotz 16 Zeugen konnte keine der Behauptungen bewiesen werden. Der Vorsitzende erklärte, beide hätten den Fehler gemacht, Zuträgern zu glauben, und die Berufung wurde verworfen.²⁵

Themen für den Reichstagswahlkampf 1898

Auf Versammlungen des Zentrums, in der ihm nahestehenden Presse und von Geistlichen wurde vor allem der „liberale“, antiklerikale Charakter der Bauernbündler angegriffen. Eine Ausnahme machte Pfarrer Meßner, Stadl, der auf der Versammlung in Pflugdorf am 27. Februar 1898 erklärte, der Bauernbund sei auch ein christlicher Verein und deswegen wolle er keinen Christlichen Bauernverein gründen. Der Bauernbund solle aber mehr mit dem Zentrum gehen.²⁶ Doch das verhinderte vor allem der erbitterte Streit um die Frage der Schulorganisation. Der Bauernbund hatte in seinen Programmen die Verstaatlichung der Volksschulen gefordert und wurde dabei von vielen Lehrern und ihrer Vertretung, dem Bayerischen Lehrerverein, unterstützt. Wie schon in den Zeiten des Kulturkampfes ging es dabei für die Lehrer um die Unabhängigkeit von der geistlichen Schulaufsicht, oft vom örtlichen Pfarrer. Das Zentrum sah die christliche Erziehung der Jugend gefährdet. Deshalb erregte die politische Agitation von Lehrern für den Bauernbund – in Wahlcomités oder als Kandidaten – Anstoß. Der Bauernbund garantiere nicht die Achtung vor der bestehenden Staatsordnung sowie Frieden und Eintracht in der Gemeinde, und deswegen dürfe der Lehrer sich zu den Liberalen und zum Zentrum bekennen und dafür agitieren, für andere Parteien – gedacht war an Bauernbund und Sozialdemokraten – aber nicht.²⁷ Zu einem Berufsverbot führte diese Mahnung allerdings nicht.

Ein anderes Thema, das in den Vordergrund trat, war der Bodenzins. Gemäßigte Bauernbündler und auch das Zentrum waren für eine schrittweise Abschaffung, radikale Bauernbündler verlangten die sofortige Aufhebung. Da nach Wielands Auffassung der mittelalterliche Bodenzins nur noch im rechtsrheinischen Bayern und in der Türkei, aber nicht mehr in der Pfalz und in Preußen existiere, sagte er in diesem Zusammenhang: „Lieber preußisch werden als bayerisch verderben“.²⁸ Das war Munition für die Gegner im Wahlkampf zur bevorstehenden Reichstagswahl.

Schon am 27. Dezember 1897 war in der Bahnhofrestauration Asch-Leeder eine Markgenossenschaft des Bayerischen Bauernbundes mit dem Bauern Josef Schmied aus Lechsberg als 1. Markmeister (Vorsitzender) gegründet worden. Die neue Markgenossenschaft für den Bezirk Landsberg wurde am 28. Februar 1898 in Pflugdorf gegründet. 1. Vorstand und Obmann war der Bürgermeister Bonifaz Zimmermann von Stadl; dort war auch der Sitz des Vereins.²⁹ Es fanden laufend Versammlungen statt, so am 24. April in Dettenschwang, am 8. Mai in Dießen/St. Georgen, am 15. Mai in Schongau, am 22. Mai in Pähl und am

28. Mai im Nonnenbräukeller in Landsberg. In Schongau wurde eine Markgenossenschaft des Bauernbundes gegründet und Max Erhardt aus Hagenheim zum Kandidaten im Reichstagswahlkreis bestimmt. Die Angriffe richteten sich vor allem gegen das Zentrum und seine „Kuhhandelspolitik“. Aber „Los vom Zentrum!“ heiße nicht „Los von der Religion!“.³⁰ Doch gerade das wurde dem Bauernbund in den Zentrumsversammlungen bestritten. So konnte man am 1. Mai in Prittriching und am 12. Juni in Weilheim erfahren, dass man den Plan gefasst habe, „eine eigene deutsche Nationalkirche mit einem eigenen deutschen Papst“ zu schaffen. „Glühender Priesterhaß“, Hetze gegen den Klerus, Trennung von Kirche und Staat und Trennung der Schule von der Kirche seien Merkmale und Absichten der Bauernbündler – so in einer Versammlung des „Volkvereins für das katholische Deutschland“. Der Veranstalter Franz Weber erklärte bei dieser Gelegenheit, nicht mehr für den Reichstag antreten zu wollen, und stellte den neuen Zentrumskandidaten vor, Clemens Freiherr von Thünefeldt, Gutsbesitzer aus Schmiechen.³¹

Die Wahl zum Reichstag brachte im Wahlkreis Weilheim den erwarteten Sieg des Zentrums. Freiherr von Thünefeldt erhielt 7514 (55,2 %), Max Erhardt vom Bauernbund 5575 (41 %) und der Sozialdemokrat Schmid 524 (3,8 %) Stimmen. Aber in Landsberg Stadt und Land stimmten nur 51,9 % für den Kandidaten des Zentrums, 47,2 % für den Bauernbündler. Dabei zeigte sich ein deutlicher Unterschied zwischen Stadt und Land: in der Stadt Landsberg kam das Zentrum auf 76,2 % und in Dießen auf 72,8 % der Stimmen, in den Dörfern überrundete der Bauernbund das Zentrum mit 1647 gegen 1382 Stimmen. Überraschend ist, dass sich die beiden Kandidaten daheim – von Thünefeldt in Schmiechen und Erhardt in Hagenheim – nicht durchsetzen konnten. Mit Schadenfreude registrierte man in der gegnerischen Presse, dass „die Bündler gerade da, wo sie am meisten Versammlungen hielten, die wenigsten Stimmen erhielten“. Als Beispiele werden allerdings nur Städte wie Landsberg, Schongau und Garmisch angeführt.³²

„Was uns am Bauernbund nicht gefällt“

Der große Erfolg des Bauernbundes auf den Dörfern um Landsberg war für die Zentrumsparterie ein Alarmsignal. Der Parteienkampf ging ohne Pause weiter, denn im nächsten Jahr stand die Wahl zum bayerischen Landtag bevor. Zunächst war es die Presse, die die Auseinandersetzung weiterführte. In Landsberg erklärte der „Oberbayerische Generalanzeiger“ – von der Regierung wie das „Anzeigblatt“ als „farblos“, von der Markgenossenschaft des Bauernbundes als „gehässiges, fanatisches Centrumsbblatt“ bezeichnet – in acht Folgen „Was uns am Bauernbund nicht gefällt“.³³

Die „geringen Erfolge im Wahlkampf“ werden zunächst mit dem „Geschimpfe gegen die katholischen Priester und die damit verbundene Verachtung der Religion“ erklärt. Dazu kommt der „Geist der Auflehnung gegen die geistliche und weltliche Obrigkeit“, denn „wer die Obrigkeit nicht achtet, der verachtet Gott... es ist keine Gewalt außer von Gott“.

Am meisten missfällt die Forderung des Bauernbundes nach „Verstaatlichung der Volksschule“. Die Kirche verliert dadurch den entscheidenden Einfluss auf die Schulleitung, es gibt keine geistlichen Lokal- und Distriktsschulinspektoren mehr, der Schul- und Mesmerdienst muß getrennt werden. Ohne die Kirche in der Schule gibt es keine christliche Erziehung, „Der Kirche die Kinder nehmen heißt ein natür-

25 LAB, 7.u.13.4.1898; OGA (=Oberbayerischer Generalanzeiger, Landsberg), 27.8. u.15.11.1898

26 OGA, 1.3.1898

27 Der Regierungspräsident von Niederbayern, Frh.v.Fuchs, zitiert vom OGA

28 OGA, 17.5.1898; Hochberger, S.32 Anm.139

29 OGA, 17.1., 18.1.u.1.3.1898; STAM, RA 57751

30 LAB, 21.5.1898; OGA, 9.5. u.2.6.1898; STAM, LRA 860 u. RA 57824

31 LAB, 12.5.1898; STAM, RA 860; OGA 15.5.1898

32 LAB, 21.6.1898; OGA, 28.6.1898

33 BHSTA, MIInn 46675/76; OGA, 27.8.1898; OGA, 4.7. bis 20.8.1898

Wahlergebnis im Amtsbezirke Landsberg.

	Thünefeld (Centrum)	Erhardt (Bauernbund)	Schmitt (Sozialdemokrat)		Thünefeld (Centrum)	Erhardt (Bauernbund)	Schmitt (Sozialdemokrat)
Beuerbach	22	11	—	Pflugdorf	5	48	—
Dettenchwang mit				Pöbling	21	7	—
Dettenhofen	66	31	—	Reittriching	63	55	—
Dleffen	243	91	—	Rürgen	28	31	—
Eching	24	15	—	Rott	26	47	—
Egling mit				St. Georgen	68	42	2
Heinrichshofen	25	103	—	Scheuring	63	22	—
Epfenhäusen mit				Schmiechen mit			
Untermühlhausen	27	38	—	Unterbergen	26	64	—
Eresing	87	55	—	Schöffelbing	7	25	—
Erpfing	59	6	—	Schwabhausen mit			
Geretshausen	36	3	—	Kaltenberg	20	32	—
Greifenberg mit				Schwölting mit			
Deuern	3	59	—	Neisch	58	19	—
Hagenhelm	28	19	—	Stabl mit			
Hofstetten	9	67	—	Mundraching	14	67	—
Holzhausen	10	27	—	Stoffen mit			
Hurlach	31	28	—	Lengenfeld und			
Iffing	16	66	—	Ummendorf	33	85	—
Kaufring	19	77	—	Uthalning	27	47	—
Lubenhausen	5	23	—	Unterfinning	25	15	—
Oberbergen mit				Unterigling	40	16	—
Ramach	45	2	—	Unterwindach mit			
Oberfinning mit				Oberwindach und			
Entraching	24	48	—	Hechtenwang	10	74	1
Oberigling	33	6	—	Utting mit			
Obermettingen	37	11	—	Nleben	60	47	3
Obermühlhausen	24	16	—	Walleshäusen	21	44	—
Oberschondorf mit				Well	19	26	—
Unterschondorf	12	76	1	Winkl	10	24	—
Penzing	17	—	—	Landsberg	387	92	26
Pestenacker	12	23	—				
Rezenhausen	42	—	—	Summe	2012	1830	33

Außerdem wurden für Bollmar in Dettenchwang 1 und in Eresing 3 Stimmen abgegeben.

Gesamt-Ergebnis

der Wahl zum Deutschen Reichstag im Wahlkreis Weilhelm
(Bruck, Garmisch, Landsberg, Schongau, Weilhelm).

Clemens Frhr. v. Thünefeld 7519, Max Erhardt 5575 und Schmitt 552 Stimmen. Somit erhält der Centrumscandidat Frhr. v. Thünefeld Stimmenmehrheit und findet deshalb keine Stichwahl statt.

Dieses Horrorgemälde wurde kurz vor der Landtagswahl im Juli 1899 durch eine Erzählung aus der Heimat in 13 Folgen – „Die Politischen beim Dorfwirt“ – wiederholt und noch verstärkt.³⁴ Beim Dorfwirt in Hausen treffen sich am Stammtisch die politisch interessierten Bauern, unter ihnen der Matties vom Riederhof, ein Anhänger des Bauernbundes. Er wird schon anfangs durch den etwas dümmlichen Ausruf charakterisiert „Helft uns. Unsere Abgeordneten können alles. Wir kriegen diesmal alle Stimmen.“ Natürlich lassen sich seine Stammtischbrüder – alle Anhänger des Zentrums – davon nicht beeindrucken. Sie führen die Niederlagen des radikalen Wieland in Niederbayern an, glauben an das Freibier als Wahlmagnet der Bauernbündler, zählen die bekannten Argumente gegen die Verstaatlichung der Volksschule auf und verteidigen die spärlichen Erfolge des Zentrums für die bayerischen Bauern mit seiner Minderheitsposition im Reichstag. Dem Bauernbündler fehlen nicht die Argumente zur Verteidigung der Politik seiner Partei, aber er wird erst schwankend, als sich der Dorfpfarrer zur Runde gesellt. Dieser weist ihm nach, dass er seine Überzeugungen nur der verleumderischen antiklerikalen Bauernbundspresse verdanke, die er als frommer Katholik ja gar nicht lesen dürfe. Die Autorität des Geistlichen bringt ihn dazu, das Bauernbundsblatt abzubestellen – „meine Seele will ich nicht auch noch aufs Spiel setzen“ –, mit Wieland zu brechen und in den Christlichen Bauernverein einzutreten.

Bei der Landtagswahl am 10. Juli 1899 fand der fiktive Bauernbündler aus Hausen doch Nachfolger. In der Stadt Landsberg wurden – von 49% der Wahlberechtigten – wie schon bei den vorhergehenden Landtagswahlen alle zehn Wahlmänner des Zentrums gewählt. Auf den Dörfern verlor der Bauernbund in vier Wahlbezirken – Penzing, Pestenacker, Schmiechen und Utting – die bei den Reichstagswahlen des vergangenen Jahres errungene Mehrheit. Nur noch Unterwindach, Lengenfeld und Ludenhausen stellten Wahlmänner vom Bauernbund. Landsberg Stadt und Land schickten 53

Wahlmänner, darunter 11 vom Bauernbund, nach Weilheim zur Wahl der Landtagsabgeordneten am 17. Juli 1899. Von der Mehrheit der Wahlmänner – 133 vom Zentrum, 41 Bauernbündler – wurden drei Kandidaten des Zentrums für den Landtag bestimmt, wobei Pfarrer Karl Daiser mit 146 Stimmen auch von Mitgliedern des Bauernbundes gewählt wurde.³⁵ Dieses Wahlverhalten der Bauernbündler fand bei ihren Gegnern vom Zentrum freundliche Worte, glaubte man doch, erste Anzeichen einer Annäherung der beiden Parteien zu erkennen.³⁶

34 OGA, 10.6. bis 10.7.1899

35 LAB, 11., 13. u. 20.7.1899

36 „Das Centrum läßt den Bauernbund grüßen“ im OGA, 29.7., 1., 8. und 12.8.1899

Reichstagswahl 1898 (LAB vom 21. 6. 1898)

liches Eigentumsrecht der Kirche verletzen“, das sie seit bald 2000 Jahren besessen hat. Denn mit den Worten Jesu „Lasset die Kleinen zu mir kommen“ wurde die Volksschule geboren. Wer die Verstaatlichung der Volksschule verlangt, widerspricht dem Papst und lehnt sich gegen seinen Bischof auf, „kein Katholik kann dem bündlerischen Programm zustimmen“. Dazu kommt, dass in Italien die religionslose Schule nur die Vermehrung der Zuchthäuser erreicht hat, in Frankreich die jährliche Zahl der Verbrechen Jugendlicher in fünfzehn Jahren von 26000 auf 50000 gestiegen ist. Zunehmen werden auch die finanziellen Lasten vor allem der Landbevölkerung, die die ungeheuren Schulkosten der großen Städte mittragen muß. Durch Gehälter und Pensionen der Lehrer und der weltlichen Schulinspektoren droht eine Verdreifachung der Steuern!

Kommenden Sonntag den 11. Juni Nachmittags 2 Uhr

Versammlung des Bayer. Bauern- u. Bürgerbundes, sowie der Gewerbetreibenden im Schafbräu-Keller zu Landsberg,

wozu freundlichst einladet

Der Einberufer: **Zimmermann**, Bürgermeister in Stadl.

Als **Redner** treten auf die Herren: **Eisenberger** von Ruhpolding und der Kandidat für den Bezirk Landsberg **Schwaller** von Apfeldorf.

Aufruf

an alle nicht der Centrunspartei angehörigen Urwähler Landsbergs.

Wiederum ruft uns die Staatsbürgerpflicht an die Wahlurne! Wer in einer gesunden Fortentwicklung unseres ganzen wirthschaftlichen und politischen Lebens das Wohl des Einzelnen wie der Gesamtheit erblickt, wer der täglich unerträglich werdenden, anmassenden Haltung des Ultramontanismus und seinem schädigenden Einflusse auf unser ganzes Kulturleben Einhalt geboten wissen will, wer praktisch durchführbare Maßregeln gegen den drohenden Niedergang des Kleingewerbes und der Landwirthschaft anstrebt, der gebe seine Stimme nur einem Wahlmanne von freidenkender Richtung und **keinem Centrumsmanne**, da die freiheits- und kulturfeindliche Politik der Centrunspartei seit Jahren offen zu Tage liegt.

Als Männer unseres Vertrauens werden nachfolgende Herren als Wahlmänner in Vorschlag gebracht:

Für den I. Wahlbezirk:

Otto Bachmann, I. Reallehrer.
Franz Groll, I. Bezirksgeometer.
Franz Guttermann, Cafetier.
Kav. Kraus, Buchdruckereibesitzer.
Georg Mayr, Kaufmann u. Gemeindebevollmächtigter.
Carl Renner, Bäckermeister u. Magistratsrath.

Landsberg, den 8. Juli 1899.

Für den II. Wahlbezirk:

Georg Feldigl, Stadtschreiber a. D.
Joseph Schmid, Kaufmann u. Magistratsrath.
Friedrich Wacker Dr., I. Bezirksarzt.
Michael Weishaup, Mühlenbesitzer.

Das Wahlcomite.

Gegen-Protest

auf den von der Centrunspartei mittels Plakates erlassenen Protest.

Den Protest der hiesigen Centrunswahlmänner und ihrer Parteigenossen erklären wir als einen unerträglichen Versuch zur Vergewaltigung aller politisch Andersdenkenden.

Nicht die Gegenüberstellung von „Freidenkern“ und „Männern des Glaubens“ erlaubt der Wortlaut unseres Wahlaufrufes, sondern er reklamirt für uns den **politisch mündigen** Theil der Staatsbürger.

Unsere **Bayerntreue**, unsere Sorge für das **Kleingewerbe** und für die **Landwirthschaft**, unser Festhalten an der **„Christlichen Kultur“** lassen wir von **Niemand** in Zweifel ziehen. Wir protestiren mit aller Macht dagegen, uns als **Staatsbürger zweiter Klasse** zu behandeln und das Recht, unsere politische Anschauung zur Geltung zu bringen, verkümmern zu wollen.

DAS COMITÉ

der nicht der Centrunspartei angehörigen Urwähler.

Landtagswahl.

Landsberg, 10. Juli. Die Beteiligung an der Wahl der Wahlmänner für die Wahl der Landtagsabgeordneten war heute eine bedeutend flauere, indem von den 700 Wahlberechtigten hiesiger Stadt nur 343 gewählt haben. Im ersten Wahlbezirk haben von 398 Wahlberechtigten 200 und im zweiten Wahlbezirk von 302 Wahlberechtigten nur 143 gewählt.

Als Wahlmänner wurden von der Centrumspartei gewählt:

im ersten Wahlbezirk:		
Eduard Hörner, Pfarrer von Spötting	142	Stimmen,
Georg Stecker Mayer, k. Postexpeditor	142	"
Joseph Pflanz, Schuhmacher u. Mag.-R.	140	"
J. N. Steigenberger, Conditor u. Mag.-R.	141	"
Johann Schwarz, Bäckermeister	142	"
Joseph Danzer, Maurermeister	140	"

im zweiten Wahlbezirk:

Martin Kolmsperger, Stadtpfarrer	106	Stimmen,
Franz Weber, Privatier	104	"
Georg Lichtenstern, Neubauer	106	"
Mag Rößch, Kaufmann	105	"

Die Stimmen der nicht der Centrumspartei angehörigen vorgeschlagenen Wahlmänner vertheilen sich:

im ersten Wahlbezirk:

Otto Bachmann, k. Reallehrer	58	Stimmen,
Franz Groll, k. Bezirksgeometer	58	"
Franz Guttermann, Cafetier	57	"
Kav. Kraus, Buchdruckereibesitzer	58	"
Georg Mayr, Kaufmann u. Gem.-Dev.	58	"
Carl Kenner, Bäckermeister u. Mag.-R.	58	"

im zweiten Wahlbezirk:

Georg Feldbigl, Stadtschreiber a. D.	32	Stimmen,
Joseph Schmid, Kaufmann u. Mag.-R.	32	"
Friedrich Wacker Dr., k. Bezirksarzt	32	"
Michael Weishaupt, Mühlenbesitzer	33	"

Aus dem LAB vom 11. 7. 1899

Stagnation und Niedergang

Das neue Jahrhundert brachte Verhältnisse, die dem Bauernbund als Protestpartei nicht günstig waren. Die Kontroversen bei den Themen von Politik und Wirtschaft verloren an Schärfe. So waren alle Parteien – wenn auch mit Unterschieden – für eine Reform des Wahlrechts zum bayerischen Landtag, das dem zum Reichstag angeglichen werden sollte. Die wirtschaftliche Lage der Bauern verbesserte sich erheblich durch modernere Produktionsmethoden und Erhöhung des Schutzzolls. Dazu kamen in Bayern die wirtschaftlichen Erfolge der Christlichen Bauernvereine unter der Leitung von Dr. Georg Heim mit ihren Lagerhäusern und Darlehenskassen.³⁷

Für den Bauernbund blieb das nicht ohne Auswirkungen. Die prominentesten Vertreter – Ratzinger, Sigl und Wieland – starben, die Einheit des Bauernbundes konnte nicht erhalten werden. Es bildeten sich 1901 ein fränkischer, mehr konservativ-gemäßigter, und ein altbayerischer, mehr radikaler Bund, zwischen denen die schwäbischen Bündler schwankten. Gleichzeitig versuchte der konservative Bund der Landwirte in Altbayern einzudringen. Bei den Wahlkämpfen blieb dem Bauernbund fast nur noch die Schulfrage

als Wahlkampfthema, und hier erinnerte die Schärfe der Auseinandersetzungen an die Zeit des Kulturkampfes. Der Kampf spielte sich allerdings nicht mehr zwischen Staat und Kirche ab, sondern zwischen den Parteien, und hier gab es für die Bauernbündler die größte Übereinstimmung mit den Liberalen. Die Agitation des Zentrums richtete sich nun hauptsächlich gegen Juden und den antikerikalen Liberalismus, während der Bauernbund in den Versammlungen kaum mehr erwähnt, also mit Nichtachtung gestraft wurde. Wenn Kandidaten des Bauernbundes auftraten, wurden sie als verkappte Liberale dargestellt, vor allem wenn es Lehrer waren. So wurde die Bauernbundsversammlung in Landsberg am 25. Mai 1903 als „Versammlung der Liberalen und Bauernbündler“ und der Kandidat des Bauernbundes, der Lehrer Hofmann aus Engelschalking, als „Liberaler von reinstem Wasser“ bezeichnet. Auch wurde ein „gewisser hochliberaler Herr aus Landsberg“ angeführt, der „mit fein eingefädelten Plänen... die katholischen Bauern zur Besorgung der Geschäfte des Lehrerliberalismus einfangen möchte“.³⁸ Offensichtlich hatte er in der Stadt Erfolg, denn dort siegte der Bauernbündler Hofmann mit 422 Stimmen über den Zentrums kandidaten von Thünefeld, der nur 322 Stimmen erhielt. Im ländlichen Wahlbezirk wie im ganzen Reichstagswahlkreis Weilheim blieb von Thünefeld knapp Sieger.³⁹

Dieser Erfolg in der Stadt Landsberg – vom Zentrum mit Recht als Scharte bezeichnet – war eine Ausnahmeerscheinung, denn sonst zeigte sich in diesen Jahren „Stagnation, ja Lethargie... Nur in Zeiten des Wahlkampfes erwachte der Bauernbund aus seinem Dornröschenschlaf“.⁴⁰ Der Bauernbund wurde zusammen mit den Liberalen Teil nichtultramontaner Wählervereinigungen gegen das Zentrum. Bei der Landtagswahl 1905 – sie wurde zum letzten Mal nach dem alten

Wahlrecht durchgeführt, weil die Liberalen mit dem Bauernbund das direkte Wahlrecht noch verhindert hatten – brachte das Zentrum in Landsberg mit 65% der Stimmen alle 10 Wahlmänner durch. Auf dem Land konnte der Bauernbund nur noch 8 von 43 Wahlmännern durchsetzen; die Wahlbezirke Unterwindach und Ludenhausen waren seine letzten Bastionen.⁴¹ Diese Entwicklung ging bei den nächsten Wahlen im Jahr 1907 weiter, bei denen im Wahlkreis Landsberg für die Liberalen der Gutsbesitzer Dr. Ernst Fischer vom Stadtwaldhof, für den Bauernbund wieder der Lehrer Wolfgang Hofmann von Engelschalking antraten. Der Bauernbund erhielt bei den Reichstagswahlen am 25. Januar 10,8% der Stimmen, bei den Landtagswahlen am 31. Mai – nun nach direktem Wahlrecht, inzwischen vom Zentrum im Bund mit den Sozialdemokraten erreicht – nur noch 6,6%

37 Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, 3. Band, München 1995, S. 660 f.

38 OGA, 28.4., 4. und 8.6. 1903; LAB, 11.6. 1903

39 LAB, 18.6. 1903

40 OGA, 15.7. 1905; Hochberger, S. 104

41 OGA, 13.7. 1905.

der Stimmen. Im Reichstag hatte sie keinen Abgeordneten mehr, im Landtag noch 3.⁴²

Neue Perspektiven?

Der Bauernbund war zur Splitterpartei abgesunken, das Überleben verlangte eine Neuorientierung. Der Bauernbund in Altbayern und Schwaben trennte sich endgültig von den Gruppen in Franken und fand dadurch zu einer gestrafften und innerlich geschlossenen Form. Es stellte sich auch die Frage nach der Zusammenarbeit mit anderen Parteien. Eine Annäherung an das Zentrum, wenn auch verschiedentlich verlangt⁴³, erwies sich als immer unwahrscheinlicher. In dieser Partei wurde der konservativ-adlige, am Reichszentrum orientierte Flügel stärker, die mehr an sozialen und demokratischen Forderungen interessierte Richtung unter der Führung von Dr. Heim verlor an Einfluss.⁴⁴ Das verstärkte die alte Beziehung des Bauernbundes zu den Liberalen, und dazu kam es vor den Wahlen des Jahres 1912 zum Bündnis mit den in Bayern mehr evolutionär als revolutionär eingestellten Sozialdemokraten, zum „Großblock“, vom Zentrum „Rotblock“ genannt. Die Blockparteien waren sich nicht in allen Fragen einig; Differenzen gab es zum Beispiel in der Zoll- und Sozialpolitik. Der Bauernbund forderte auch Begrenzung der Rüstungsausgaben und eine Vermögenssteuer zusätzlich zur progressiven Einkommensteuer und stand damit näher bei den Sozialdemokraten als bei den Liberalen. „Wie für die Arbeiterschaft die Sozialdemokratie, so war auf dem flachen Lande der Bauernbund die Partei der Opposition „gegen das herrschende System“.“⁴⁵ Einig waren

sich die Parteien des „Großblocks“ vor allem im Kampf gegen die absolute Mehrheit des Zentrums und in der Forderung nach dem Verhältniswahlrecht für den Landtag. Das Zentrum, das darin eine Benachteiligung seiner Wählerschaft auf dem Land sah, agitierte gegen diesen Programmpunkt des „Rotblocks“ und stellte auf einer Versammlung in Reisch fest, „der Bauernbund ist ganz auf dem Hund, denn er hat den Bauernstand ganz und gar verraten und preisgegeben den ärgsten Feinden desselben“.⁴⁶

Die Wähler im Wahlbezirk Landsberg sahen das nicht so. Zwar blieb bei den Reichstagswahlen am 21. Januar 1912 der Kandidat des Zentrums, Freier von Thünefeld, in der Stadt mit 46,3 % der Stimmen gegenüber Liberalen und Sozialdemokraten – der Bauernbündler bekam nur eine Stimme – in der Minderheit; im Wahlbezirk Landsberg erhielt er – dank der Mehrheit von 72,5 % auf dem Land – wieder mit 63,2 % der Stimmen eine deutliche Mehrheit. Für den Bauernbundkandidaten Huber stimmten in den Dörfern fast 11% der Wähler, eine Mehrheit für ihn noch in Unterwindach, Greifenberg, Oberbergen und Pflugdorf.⁴⁷

42 Hochberger, S.219f und 227f.;

43 OGA, 19.1.1912

44 Dieter Albrecht, Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. In: Handbuch der bayerischen Geschichte, hg. von Max Spindler, Band IV/1 (München 1974), S.306f.; OGA, 19.1.1912

45 Hochberger, S.105; Hundhammer, S.118

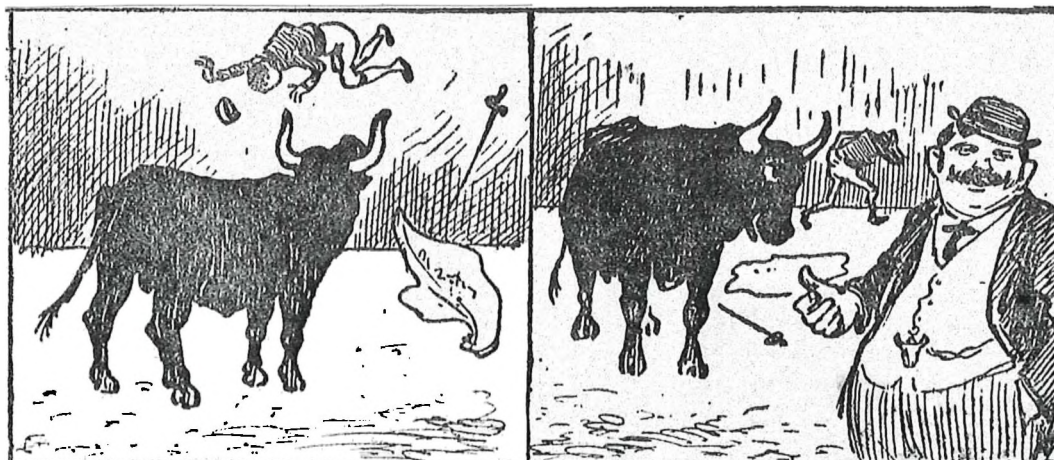
46 OGA, 21./22. und 27.1.1912

47 OGA, 18. und 20.1.1912; LTB (=Landsberger Tagblatt), 14.,16. und 21.1.1912



Vor der Wahl.

„Auf in den Kampf, Torero — — — !“



Wie der Stierkampf ausgegangen ist.

„Au weh! Du Hilfe! Du Hilfe!“

Was das Volk dazu sagt.

„DSS hob i mir glei denkt, daß der Windbeutel mit dem Prachtexemplar net ferti wird.“

Oberbayerischer Generalanzeiger

den 10. Februar 1912.

1) Wahlplakat des gegen das Zentrum gerichteten Blocks der Liberalen, Sozialdemokraten und des Bauernbundes. (Plakate in vielen Städten von der Polizei beschlagnahmt, nicht in Landsberg)

2-3) Antwort des Zentrums nach der Landtagswahl am 5.2.1912, bei der es zwar 11 Sitze verloren, aber doch die absolute Mehrheit behalten hatte (wegen des Mehrheitswahlrechts bei einer Minderheit der Stimmen).

Vaterlandsfreunde!

Auf zum Sturm gegen den Rotblock!

Liberalen, Bauernbündler und Sozialdemokraten haben sich verbunden zum Frontangriff gegen den christlich-konserverativen Geist des bayerischen Staatswesens.

Bauer! Hörst Du, Liberale und Bauernbündler ver-
stehen sich mit dem Todfeind des Bauern-
Bundes, mit dem Sozial.

Bürger! Hörst Du, die Liberale schließen Freundschaft
mit der Sozialdemokratie, die mit am
lauesten nach Umkehr der Gesellschaft und
Wernichtung des Bürgerlandes gerufen hat.

Beamte! Hörst Du, die Liberale begeben mit ihrem
Vertrauen die Sozialdemokratie, den ge-
schworenen Feind unseres Staatswesens.

Veteran! Hörst Du, die Liberale schämen sich
nicht Hand in Hand zu gehen mit der
vaterlandsverräterischen Sozialde-
mokratie.

Eltern! Hörst Ihr, Liberale bringen es über sich im
Bunde mit der Sozialdemokratie mit
rücksichtsloser Offenheit für die religionslose
Erziehung der Jugend einzutreten.

Handwerker! Hörst Du, was der Liberalismus
für eine Mittelstandspolitik treibt.
Im Bunde der Sozialdemokratie
hilft er Dich und Dein Geschäft
ruinieren.

Drum auf zum Sturm! Wie ein Mann zu unserer Fahne!

Mit dem Zentrumsstetzel, der auch christlichen Sinn und Vaterlandsliebe verkörpert, protestiert dagegen, daß der Liberalismus mit den Vaterlands-
feinden paktiert, daß er in bitender Wut gegen den „Ultramontanismus“, will helfen gegen christliche und speziell katholische Wirtschafsun-
gewisse steht in dem Augenblick, wo ganz Deutschland in Gassen vor dem ungeheuren Anwachsen der „roten Gefahr“ sich zur Verteidigung der
heiligsten Güter um Ehren und Altar zu Scharen begibt, sich mit den

Vaterlandsfeinden und Revolutionären verbündet.

Ich Euch nicht zumachen, es ist nur ein Zusammengehen, das unter dem Gesichtswinkel der Parteiloyalität betrachtet werden muß und dem etwa aus
der Geschichte anderer Parteien Gleiches vorgebildet werden könnte. Nein, die liberale Landesparlamentarier in Bayern hat solches Vorgehen als Prinzip
abgelehnt. Wenn Du es nicht glauben kannst, dann lies liberale Zeitungen. Suche aber nicht über die ungläublichen Verdrehungsversuche, die da gemacht werden, um einen solchen
Verrat an der eigenen Sache zu beschönigen.

Drum auf zum Sturm!

Jetzt alle zum letzten Wahl! Viele von Euch waren bisher liberal, viele sind es noch, aber jetzt könnt Ihr es nimmer sein, Ihr seid dazu zu gut!
Jetzt kämpft Ihr im Liberalismus einen wahren Feind Eurer besten Güter, jetzt hat er sich entpuppt als der Vorbote der Sozialdemokratie.
Jeder, der die „rote Gefahr“ kennt und kennen will, der wähle die Kandidaten, die für Kirche und Vaterland in gleich begeisteter Weise einzusetzen,

der wähle die Zentrums-kandidaten

Auch bei den Landtagswahlen, die nach kurzer Zeit am 5. Februar stattfanden, wurden im Wahlkreis Landsberg-Starnberg-Schongau wieder die zwei Kandidaten des Zentrums gewählt. Aber der „liberal-bauernbündlerisch-sozialistische Mischmaschkandidat“, der Guts- und Käserei-besitzer Bernhard Reich aus Utting, konnte ein Ergebnis erzielen, das an die besten Zeiten der Neunzigerjahre erinnerte. In der Stadt erhielten er und sein liberaler Partner Dr. Müller je 53,5 %, die beiden Zentrums-kandidaten je 46,5% der Stimmen. Auf dem Land gewannen die Kandidaten des liberal-bauernbündlerischen Blocks – zu ihrer Wahl hatten auch die Sozialdemokraten aufgefordert – fast ein Drittel der Stimmen, in 12 von 52 Stimmbezirken sogar die Mehrheit. Wenn man von den Ammerseegemeinden absieht, waren das wohl Mehrheiten für den Bauernbund.⁴⁸

Trotz des Verzichts der Sozialdemokraten in Landsberg hatten sie im Landtag die Zahl ihrer Sitze von 20 auf 30 vermehrt, im Reichstag waren sie die mit Abstand stärkste Fraktion geworden. Auch der Bauernbund war wieder im Reichstag – mit zwei Sitzen – vertreten und hatte bei der

Landtagswahl fünf Mandate statt bisher zwei gewonnen. Bei einer Nachwahl in Niederbayern gewann der am äußersten linken Flügel stehende Karl Gandorfer gegen das Zentrum einen sechsten Sitz für den Bauernbund. Sein wachsender Einfluß sollte sich dann bei der bayerischen Revolution 1918/19 zeigen, wo Gandorfer und mit ihm der Bauernbund eine wichtige Rolle spielten. Andererseits fand die letzte Bauernbundversammlung vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges in Issing statt. Am 26. Juli 1914 führte die drohende Kriegsgefahr zu einer begeisterten Solidaritätserklärung für Österreich-Ungarn und „die Musik intonierte die ‚Wacht am Rhein‘, die die Menge stehend mitsang“⁴⁹ – ein Vorbote der Entwicklung des Bauernbundes am Ende der Weimarer Republik.

48 OGA, 26.1., 7. und 14.2.1912

49 Hochbeiger, S.110

Eine Bauernfamilie in den Weltkriegen

Der Briefwechsel der Familie Schuster aus Wilzhofen

von Anton Lichtenstern

Vorbemerkung

Briefe aus dem bäuerlichen Milieu sind eher selten. Deshalb ist der umfangreiche Briefwechsel der Familie Schuster aus Wilzhofen bei Weilheim aus dem 1. und dem 2. Weltkrieg ein bemerkenswertes Dokument. Er gibt ein anschauliches Bild von der Landwirtschaft in der Zeit des ersten Weltkrieges, von den Auswirkungen der Kriegswirtschaft auf die Bauern und von der Situation der Soldaten auf den Kriegsschauplätzen der beiden Weltkriege. Darüber hinaus sind die Briefe anrührende Dokumente von Angst, Verzweiflung und Liebe.

Der erhaltene Bestand umfasst knapp über 400 Briefe und Postkarten aus dem 1. Weltkrieg und etwa 90 aus dem 2. Weltkrieg.

Der Fund der Briefe war ein Glücksfall: Ein Briefmarkenhändler in Landsberg bot sie um 1980 einzeln an. Bei der Durchsicht fiel mir auf, dass es sich um einen Briefwechsel handelte, und ich erwarb den ganzen Bestand. Über zwei Jahrzehnte später, als ich mich wieder damit befasste und in Wilzhofen die Familiengeschichte recherchierte, zeigten mir die Eheleute Lampl, die heutigen Besitzer des Schusterhofes, die Alben mit den Postkarten und stellten sie für die Bearbeitung zur Verfügung. Außerdem haben sie auch viele Familienfotos aufbewahrt.

Der Briefwechsel setzt ein, als der damalige Bauer Johann Schuster Anfang September 1914 an die Front eingezogen wurde.

Die meisten Briefe stammen von Johann und Anna Schuster, der zweiten Frau Johann Schusters. Die Briefe und Postkarten ihres Mannes aus den Jahren 1914 bis 1917 (er wurde im April 1918 entlassen) sind wohl ziemlich vollständig erhalten geblieben, Annas Briefe nur aus den Jahren 1914 und 1915. Einige Briefe oder Postkarten wurden von anderen Familienmitgliedern oder Bekannten geschrieben.

Die meisten Briefe und Karten aus der Zeit des 2. Weltkrieges schrieben die Söhne Hans und Peter.

Die Briefe und Postkarten, aus denen im Folgenden zitiert wird, werden bis auf geringe Korrekturen in der Orthographie und der Zeichensetzung unverändert wiedergegeben.

Der 1. Weltkrieg

Zwei Briefe

Der Briefwechsel setzt ein, als der damalige Bauer Johann Schuster Anfang September 1914 an die Westfront eingezogen wurde. Seine junge Frau Anna war in einer schwierigen Situation: Sie hatte für die drei Buben zu sorgen und sie musste mit den Dienstboten den großen Hof bewirtschaften. Die vielen Entscheidungen, die bisher der Bauer getroffen hatte, musste die unerfahrene Frau nun täglich selbst treffen. Diese Situation war wohl ein Grund dafür, dass Anna Schuster ihrem Mann so viele Briefe schrieb, in denen es vielfach um die Betriebsführung geht.

Zunächst sollen die beiden ersten Briefe einen Eindruck vom Briefwechsel der jungen Bäuerin mit ihrem Mann geben. Schon der erste macht ihre Situation deutlich:

Wilzhofen den 6. September 14

Lieber Johann!

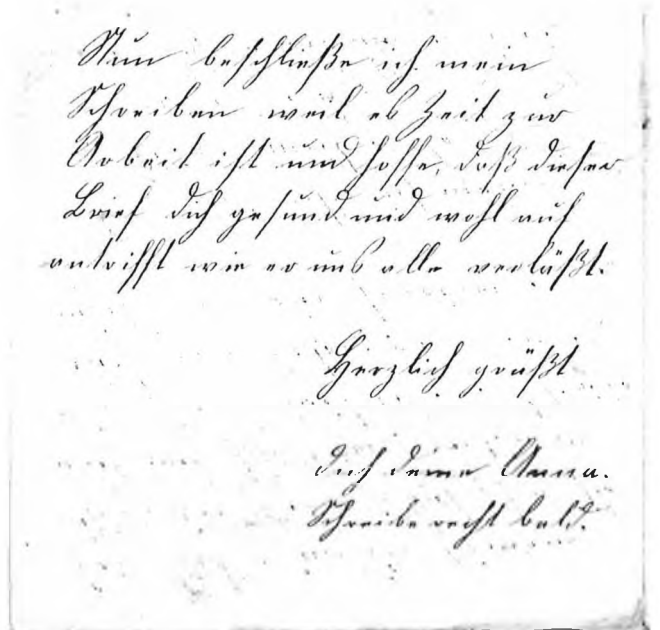
Deine Karten habe ich erhalten und habe mit sehnlichsten Verlangen auf dir gewartet bist aber nicht gekommen. [Er war damals noch in einer Kaserne in München.] Der Vater

ist auch am Samstag Abends gekommen weil ich ihm geschrieben habe, daß du kommst. Habe sehr viel Zeitlang, Kummer und Sorgen nach dir: Der kleine Peter fragt immer kommt der Vater noch nicht bald? Sind mit den Grumet schon ganz weit mähen alle Tage ein festes Fuder: Mit dem Klee sind wir jetzt auch fertig müssen halt jetzt Grumet füttern weil es dann kein drittes Futter auch nicht mehr gibt denn die Klee brennen alle aus [Pilzkrankheit]!. Zum Bauen kommt dann der Vater selber. Er hat gemeint, auf die Klee sollen wir Mischling [Futtergetreide] bauen, wenn es dir recht ist. Die zwei Kälber schicke ich am Montag Früh mit Mansch [Viehhändler] fort. Er hat gesagt, da habe ich keine Auslagen, aber was ich bekomme, weiß ich noch nicht. Großmutter ist auch gekommen, aber sie bleibt nur ein paar Tage da, dann geht sie wieder nach Tasing. Dein Schwager Ignatz ist auch schon verwundet worden, aber nicht gefährlich, nur am Finger. Soeben war Frau Schwaighofer da, habe noch 17 M 49 Pf. bezahlen müssen. Mathä und Hans [die Knechte] thun immer streiten, keiner will sich was gefallen lassen, jeder arbeitet nach seinem Kopf.

Lieber Johann, schreibe doch öfters, denn es wird mir dann gleich wieder leichter; wenn ich weiß, wo du bist und wie es dir geht. Wegen dem Jahrtag [für die verstorbene erste Frau] hab ich mit der Großmutter schon geredet. Sie hat gemeint, nur eine Jahresmesse, weil doch niemand da ist. Fürs Grumet haben wir gar keinen rechten Platz mehr alles ist voll müssen halt Bretter in die Oberdenn [Dachboden oberhalb der Tenne] thun. Der Vater schaut schon öfters nach und schickt den Karl [Annas Bruder], wenn wir viel Arbeit haben. Schreibe auch dem Vater bald, denn er möchte dir auch schreiben.

Nun beschließe ich mein Schreiben, weil es Zeit ist und hoffe, daß dieser Brief dich gesund und wohlauf antrifft wie er uns alle verläßt.

Herzlich grüßt dich deine Anna
Schreibe recht bald.



Aus dem Brief der Anna Schuster vom 6. 9. 1914



Der Blaslhof um 1920 (?), links Anna Schuster

Das Grummet, das zweite Heu, wird eingebracht. Der Stiefvater berät Anna über den Futteranbau, sie fragt aber ihren Mann, ob er dem Vorschlag, Mischgut (Mischgetreide Gerste und Hafer) anzubauen, zustimmt. Es gibt Schwierigkeiten mit der Unterbringung des Grummets. Anna verkauft zwei Kälber. Die beiden Knechte streiten oft, sie lassen sich von der jungen Frau nichts sagen.

Johann Schuster antwortet sofort:

München, den 8.9.1914

Liebe Anna!

Deinen Brief habe ich am Dienstag d. 8. erhalten, und habe gleich geschrieben. Wir sind noch immer in München, wann es fort geht und wohin, wissen wir nicht. Ich bin wegen meinem Finger beim Arzt und brauche nicht ausrücken. Urlaub haben nur wenige erhalten, und [sind] gleich wieder einberufen worden. Wegen meiner brauchst keine Sorgen haben, bei uns ist es nimmer so gefährlich. Du hast die meiste Arbeit und mußt dich viel kümmern. Ich habe recht viel Mitleid mit dir, aber habe nur Geduld, es wird schon wieder anderst werden. Ihr draußen habt mehr Arbeit als wir. Der

Gib mir wofel chst wuf die Kleinwies
 (Juden), wuf die den Karmen chst
 folgt. Der Matten wird die Jahre
 bruchfarer wird Recht zu sein. Galt
 wuf chst wuf die chst.

Es wuf die chst

Johann

Christen

Lena Schuster
 Mailfuss
 2. Karmen.

Aus dem Brief des Johann Schuster vom 8.9.1914

Hanns soll halt ein wenig nachgeben, der Matthe versteht es doch besser: Den Heiß stellt auf [Das Fohlen soll von der Stute getrennt werden], wens der Vater haben will. Wenn man anbauen kann, dann baut nur Mischung gibt mehr Stroh. Wenn nicht, dann baue ich im Frühjahr an, wenn ich



Der Blaslhof um 1985

1 Die Erklärung der landwirtschaftlichen Begriffe und der Dialektausdrücke verdanke ich Herrn Max Prummer, Metzgermeister in Landsberg, geboren in Pestenacker, Mitarbeiter des Bayerischen Wörterbuchs, herausgegeben von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

wieder gesund heim komme, das hoffen wir: Arbeite nur, was du leisten kannst, und habe nicht so viel Sorgen, nicht daß du krank wirst. Für das Grumet werdest schon einen Platz finden. Füttere nur gleich eines. Gebt aufeinander recht Obacht, daß keiner verunglückt. Dem Pepi [der älteste Sohn Josef] kaufst halt auf den Winter Stiefel oder lasst es ihm anmessen. Gib mir recht acht auf den kleinen Peter [der jüngste Sohn], und daß der Roman [der zweite Sohn] besser folgt. Der Vater wird dir schon beistehen und Rat geben. Gebt recht Acht auf die Pferde.

Es grüßt dich dein Johann

Adresse: Landsturm Battl. Weilheim 2. Komp.

Der Brief geht auf ihre Fragen ein, er gibt Ratschläge für den Umgang mit den beiden Knechten und für die Feldarbeit. Besonders am Herzen liegen ihm die Pferde, was in vielen der folgenden Briefe immer wieder deutlich wird.

Der Blaslhof und die Familie Schuster

Die Familie Schuster war Eigentümer des Blaslhofes in Wilzhofen bei Weilheim, Mühlenstraße 1. Der alte Hof steht noch. Beim Hof befanden sich etwas mehr als 100 Tagwerk Wiesen und Ackerland², dazu 20 Tagwerk Wald³. Das alte Inventar des seit längerem leer stehenden Wohnhauses befindet sich teilweise im Freilichtmuseum Südbayern an der Glentleiten.⁴

Anlässlich eines Antrags um Unterstützung gibt Anna den Geldwert des Hofes an:

Habe 15 Tausend Mark Schulden angesagt, 16 Stück Vieh und haben jetzt mit den Pferden 24 und das ganze Anwesen auf 35 000 M geschätzt [28.1.1915]

Im Stall standen also 16 Rinder, einige Kälber und drei Pferde, immer wieder auch Fohlen, außerdem wurden um die 20 Hühner und Schweine gehalten.

Der Bauer war Johann Schuster, geb. 1872. Seine erste Frau Maria, geb. Gall, war 1913 gestorben. Sie hatte drei Kinder hinterlassen, Josef, geb. 1901, Roman, geb. 1905, und Peter, geb. 1911. Johann Schuster heiratete am 27.4.1914 seine zweite Frau Anna, geborene Seen, geb. 1889 in Raisting. Anna Schuster gebar zwei Kinder, Johann, geb. 1918, und Anna, geb. 1919.

Während der Jahre 1914-1917 lebten auf dem Blaslhof die Bäuerin mit den drei Buben im Alter zwischen 4 und 13 Jahren (1915) (Josef, der älteste, hilft bereits mit), Stasi, wohl eine unverheiratete Schwester des Bauern, die beiden Knechte Matthä und Hans und die Magd Sophie. Stasi war wohl psychisch krank, wie sich aus einigen Hinweisen erschließen lässt; ob sie mitgearbeitet hat, geht aus den Briefen nicht hervor.

Die Familie Annas, die in Raisting wohnte, half oft bei der Arbeit, besonders der Stiefvater Annas, Georg Schmid, und Annas Bruder Karl.

Johann Schuster starb 1944, seine Frau Anna 1961. Der älteste Sohn Josef war schon 1935 verstorben, Johann in Russland im Februar 1942 gefallen. Nach dem Tod der Eltern lebten die Kinder Roman, Peter und Anna unverheiratet auf dem Hof. Sie übergaben ihn 1976 auf Leibrente an die Familie Lampl und lebten in Wilzhofen im Austrag. Als letztes Familienmitglied starb Peter Schuster im Jahr 1992.



Die Küche des Blaslhofes

Die Arbeitsbelastung der Bäuerin - „Arbeite nur, was ihr leisten könnt!“

Als Johann Schuster eingezogen wurde, fehlte auf dem Hof die wichtigste Arbeitskraft und in der Familie der Vater. Deshalb war Anna sehr belastet durch die viele Arbeit, durch Probleme mit den Dienstboten und mit den beiden älteren Stieföhnen sowie durch die Verantwortung für den kleinen Peter.

Über die viele Arbeit äußert sie sich nur selten, meist im Zusammenhang mit einer Nachricht über die Hilfe durch ihre Familie:

Um uns daheim brauchst du dich nicht viel kümmern, wir werden schon fertig nach und nach mit der Arbeit, wenn ich auch gar vieles auszustehen habe, ich will alles mit Geduld annehmen und dabei denken, es wird schon wieder anders werden. Diese Woche kommt der Vater zum Bauen herüber. [20.9.1914]

Der Vater verläßt mich nicht, er kommt alle Wochen und schaut nach und hilft mir wo er nur kann. Er war erst heute da. Einen recht herzlichen Gruß von ihm. [25.10.1914]

Die Arbeit geschieht alle, da hör ich nicht auf, zuvor alles recht ist. Es vergeht ja keine Woche, wo nicht von daheim jemand kommt. Jetzt war wieder der Vater da und hat die Roßständer gerichtet. Die Pferde stehen jetzt ganz anders da und sehen viel mehr gleich. [6.1.1915]

[Ich] muß in jeder Arbeit das erste und letzte sein. [8.2.1915]

Nur als sie einen Knecht einstellt, spricht sie deutlich von ihrer vielen Arbeit:

Habe es ungern getan, wiewohl ich selber kenne, daß es für uns 4 zu viel Arbeit ist, denn ich und der Hans können dies allein nicht alles machen, der Pepi u. Sophie sind in aller Arbeit noch zu schwach. [29.5.1915]

Johann weiß um ihre Arbeitsbelastung, immer wieder mahnt er, sie solle auf sich Acht geben, notfalls auch eine Arbeit liegen lassen oder Vieh verkaufen:

Haber baut nur an so weit ihr kommt, das andere laßt nur liegen, es wird dann schon ein Gras wachsen. [12.3.1915]

Arbeite nur was ihr leisten könnt, es wird schon einmal besser werden, wenn es einmal Friede ist. [24.3.1915]

Laß dir bei der jetzigen Arbeit nur was zukommen, trink mehr Bier; daß du bei der Kraft bleibst, denn man lebt nur einmal, und hat auf dieser Welt nichts als das Essen. [2.6.1915]

Iß und trink, was du magst, denn du mußt viel arbeiten und bekümmern, der Vater hat schon recht, wenn du dir zum Essen nicht mehr Zeit nimmst, daß er dich schimpft. [11.6.1916]

2 Im Gemeindearchiv Wielenbach befindet sich eine Zusammenstellung der bewirtschafteten Flächen des Hofes, die Anna Schuster 1916 anlässlich der Erfassung durch die Gemeinde angefertigt hat. Danach befanden sich beim Hof 87 T. Wiesen, 6 T. Klee, 6,5 T. Hafer, 3,5 T. Fesen, 3 T. Winterroggen, 0,9 T. Sommergerste und 1,2 T. Kartoffeln, also von der Gesamtfläche von 108 T. etwa 12 % Getreide. Die Auskunft verdanke ich H. Siegfried Schwaiger, Wielenbach.

3 Information von Herrn Franz Lampl, Wilzhofen

4 Bei einem Besuch in Wilzhofen um 1985 wurde mir gesagt, dass der Hof abgebrochen werden sollte. Daraufhin machte ich das Freilichtmuseum auf das Inventar aufmerksam. Die Familie Lampl übergab es an das Museum.

Wenn man keinen Knecht mehr bekommt und ich sollte nicht zurück kommen und beurlaubt werden, was ich nicht hoffe, denn wenn immer mehr Leute einrücken müssen, müssen doch die Älteren, die schon von Anfang an dabei sind, entlassen werden, dann verkaufe nur alles und behalte nur so viel, daß ihr leben könnt und leicht arbeiten könnt. [6.12.1916]

Über die Arbeit in der Landwirtschaft berichtet Anna ihrem Mann regelmäßig und ausführlich, aber ohne Klagen. Wenig schreibt sie über den Haushalt. Man liest, dass 1914 schon Licht- und Kraftstrom eingerichtet ist:

Das Elektrische hab ich gestern auch bezahlt für Monat August und September im ganzen für Licht und Kraft 1 M. Meßmerin hat 2,20 M bezahlt, die brauchen mehr Licht und sparen nicht so wie wir. In der Kuch brenne ich immer Petroleumlicht, aber um diesen Preis kommt man da bald billiger bei. [25.10.1914]

Im Herbst hobelt sie das Kraut für die Herstellung von Sauerkraut und dörft Obst:

Heute hab ich das Kraut gehobelt, muß alles selbst thun, was ich nur thun kann. Dem Hans ist so alles zu viel, was man ihm schafft. Habe auch immer viel Arbeit mit dem Obst dörren, habe schon einen ganzen Sack voll gedörft. Wer weiß ob es nächstes Jahr wieder so viel gibt. [30.10.1914]

Beiläufig ist davon die Rede, dass sie eine Nähmaschine hat und dass sie selbst das Brot backt:

Keine Nähmaschine brauch ich nicht kaufen, geht ja die alte noch ganz gut, die muß man nur recht richten können. Habe schon viel genäht mit ihr. Jetzt muß man das Geld sparen, nur kaufen, was man notwendig braucht, ist ja so alles viel teurer was man kauft und viel bekommt man gar nicht mehr. Keine Breze an Sonntagen gibt es überhaupt nicht mehr. Es darf kein Bäcker nicht mehr fahren. Jede Semmel kostet jetzt drei Pfennig. Jetzt koch ich halt mehr Nudeln und back Zöpfe, daß die Buben was haben. Mit dem alten Roggen kann ich noch dreimal [Brot] backen. Thu immer viel schönes Mehl [Fesemehl] hin, weil wir Roggen doch nicht viel haben und das Roggenmehl nie gut. [17.1.1915]

Die Kindererziehung - „Halte die Buben zum Folgen und zum Beten an!“

Der Vater war im Krieg, die junge Stiefmutter musste allein die drei Buben erziehen. Die beiden älteren, Josef und Roman, geben dem Vater immer wieder Anlass zur Sorge. Johann rät Anna zur Strenge. Einige Beispiele:

Ich ermahne dich noch einmal, die Buben in richtige Kur zu nehmen. Der Pepi und der Roman können schon was arbeiten und daß dem kleinen Peter nichts passiert. Daß wir einander wieder munter und gesund treffen. [9.9.1914]

Halte mir die Buben recht zum Folgen und Gehorchen an. [25.11.1914]

Der Vater hat mir geschrieben, daß der Roman nicht folgen will und in die Kirche nicht gehen will, du mußt schon strenger mit ihm vorgehen, und zum Beten anhalten, denn zur jetzigen Zeit braucht man schon beten. [6.1.1915]

Halte die Buben nur zum Folgen und zum Beten an, in dieser schweren Zeit. [12.1.1915]

Anna schreibt ihrem Mann, dass sie sich gebessert haben:
Dem Pepi gib ich alle Sonntage 50 Pf und kauf ihnen hie und da eine Wurst oder sonst was. Das Beten brauch ich ihnen nicht mehr schaffen, alle Tage, wenn sie ins Bett gehen, beten sie oft gleich 8 und 10 Vaterunser. [1.2.1915]

Nur ein einziges Mal beklagt sich Anna deutlich über den ältesten Sohn Josef:

Manchmal bin ich schon ganz verzagt, möchte alles recht und ordentlich haben und der Hans tut was er gern tut und der Pepi hilft ganz zu ihm, freut ihnen bloß, wenn sie etwas zerreißen können. [18.7.1915]

Johann bittet den Schwiegervater, in seinem Sinne einzugreifen und Anna zu unterstützen:



Feldpostkarte Anna Schusters vom 8. Dezember 1914

Und mit den Buben, ich hab es der Anna schon geschrieben, wenn sie nicht folgen wollen und es im Guten nicht geht, dann muß man strenger mit ihnen verfahren und zuhauen, wenn es anders nicht geht. Die sollen und müssen folgen, ich muß auch folgen und gehorchen. Ich ersuche Sie freundlichst, ich habe es der Anna schon mitgeteilt, nehmen Sie die Hundsbuben in Kur bis ich wieder komme. Dem Hans dürfen Sie es auch ein wenig sagen, der verdirbt ja die ganzen Buben, der lernt den Buben alles an, um nur die Mutter zu ärgern, die helfen alle drei zusammen. [3.9.1915]

Mit dem kleinen Peter hat Anna viel Freude. Sie erzählt öfters in ihren Briefen, wie er den Vater vermisst:

Die Buben sind immer kreuzwohlauf, nur dem kleinen Peter kommt oft der Zeitlang. Dann sagt er immer: Mami, jetzt gehst fort und holst den Vata mit dem Prügel, wenn er gar nicht mehr hoam geht! [18.11.1914]

Der Pepi ist recht fleißig, überall hilft er mit aber der Roman könnt besser folgen. Der Peter ist ein ganzer Gauner; der freut mich, was er oft alles sagt, sogar bei der Nacht, wenn er aufwacht weiß er was. Schläft immer bei mir in deinem Bett. Was ihm alles einfällt, jetzt sagt er immer: Gelt Mami wenn der Vater heimkommt, dann gibst ihm kein Geld mehr; dann kann er nicht mehr fort und muß daheim bleiben. [22.1.1915]

Die Hauptsache wäre nichts mehr und baldiger Friede, da wäre meine einzige Freude lieber Johann. Der Peter fragt alle Tage, wenn er aufsteht: Kommt der Vater noch nicht bald? Der hängt ganz an mir; wenn der Vater oft sagt, er nimmt mich mit, dann schreit er; was er aus dem Hals bringt und wenn er mich oft lange nicht sieht, sucht er das ganze Haus aus und ab und schreit immer: Wo ist Mami? [21.2.1915]

Anna schreibt, dass die Kinder gewachsen sind:



Anna Schuster in Tracht

Der Bebi ist schon größer als ich, Peter ist bald dicker als lang. Er ißt mit keinem Löffel mehr als mit dem deinigen. [14.3.1915]

Den Peter wirst gar nicht mehr kennen wie stramm er ist, mit seinem Tiroleranzug. [26.3.1915]

Der Vater möchte aus der Ferne den Kindern eine Freude machen, er schickt ihnen Bleisoldaten. [9.8.1915] Er sorgt sich um ihre Gesundheit: Anna soll dem Pepi und dem Roman gute und warme Kleider kaufen, auch wenn sie jetzt teuer sind, der Peter soll zum Ofen sitzen, wenn es kalt ist. [26.10.1916]

Er ermahnt Roman und Peter, sie sollen lernen, wenn die Schule angeht. [6.9.1917]

Feste, Feiertage, Religiosität - „Die ganze Stube voll Leut“

Feste in der Familie und im Dorf kommen in den Briefen immer wieder vor. In der Familie sind die Namenstage die wichtigsten Feste.

Einige Beispiele:

Anna und die Kinder schicken Johann Glückwünsche und Pakete zum Namenstag. Die Söhne sprechen auf ihrer Karte den Vater mit „Sie“ an:

Lieber Vater! Die besten Glückwünsche sendet Ihnen Euer Sohn Josef und Roman [20.6.15]

Der Vater schreibt dem kleinen Peter:

Dem kleinen Peter wünsche ich zum Namenstag alles Gute. Kaufe ihm nur in meinem Namen ein paar Würste. Die Karte gehört auch dem Peter, da kann er die Soldaten sehen. [24.6.1915]

Johann beglückwünscht seine Frau zum hohen Namensfeste, sie soll sich etwas Schönes kaufen, was dein Herz begehrt. [17.7.1915]

Anna schreibt ihrem Mann einen wohlformulierten Brief: *Innigstgeliebter Johann!*

Da nun dein Namensfest herannaht und du es schon zum zweiten Mal im Feindesland fern von der Heimat und deinen Lieben feiern mußt und ich dir mein liebster Johann nicht die Hand zum Glückwunsch reichen kann, so wünsche ich dir alles erdenklich Gute, vor allem Gesundheit und ein langes Leben, und was die Hauptsache wäre, daß du recht bald zu uns heimkommen dürftest. Das wünscht dir aus ganzem Herzen deine dich liebende Anna [19.6.1916]

Josef, der älteste Sohn, schreibt seinem Paten Josef, der auch im Krieg ist, zum Namenstag, und erhält von diesem einen Glückwunschbrief:

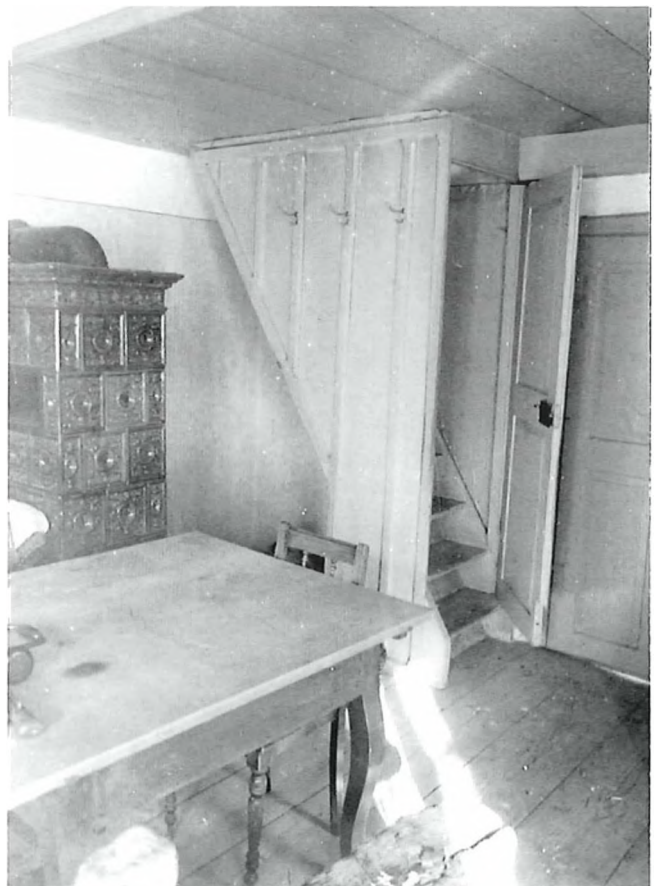
Ich habe gestern deine Karte erhalten, hat mich sehr gefreut, auch ich wünsche dir alles Gute, sei recht fleißig und brav. Bete für deine Mutter alle Tage, auch für deinen Vater, damit er wieder kommt. Bete auch für die Großmutter, geh auch auf das Grab zur Mutter. Ich bin gesund, hoffentlich auch du. Es grüßt dich dein Pate Josef [15.3.1915]

Wichtige Ereignisse sind die Kirchweihfeste in den Dörfern, wozu man die Verwandten einlud und besuchte. Anna schickt Johann vom Kirchweihfest in Raisting eine Karte:

Bin heute hier beim Kirchweihschmaus. Peter und Stasi sind auch dabei. Wärst sicher bei uns, wenn du hier wärst. [1.10.14]

Anlässlich der Kirchweih in Wilzhofen schreibt Anna an Johann:

Will dir heute nun mitteilen, wie wir Kirchweih zugebracht haben. Von Peißenberg war der Lenzler Vetter und ein Mädla da, Härtle Theres, Mathä und sein Frau, der Vater, der Karl und Mechtild. Haben sich alle recht gut untereinander unterhalten und gar oft an dich gedacht und von dir geredet. Auch du wirst zu uns hereingedacht haben, lieber Johann. Habe dir schon auch einige Nudeln abgeschickt, werden aber nicht mehr gut sein, bis du sie bekommst. Ich habe nicht viel Freude haben können. [15.2.1915]



Die Stube des Blaslhofes

An Kirchweih hatten wir die ganze Stube voll Leut, ich glaub, nachmittags waren einmal 20 Personen in der Stube, die Raistingler haben alle eingekehrt. [18.2.1915]

Johann wünscht der Familie daheim: *Haltet nur gut Kirchweih!* [10.10.1915] und feiert Kirchweih sogar im Feld:

Die Kirchweih habe ich gut eingebracht, nur was die Hauptsache gewesen wäre, hat es kein Bier gegeben. Wird nächstes Jahr anders sein. [18.10.1915]

Am Vorabend des 6. Dezember kam der Nikolaus zu den Kindern. Anna berichtet ihrem Mann:

Jetzt war gerade der böse Nikolaus da, der Peter hat ihn schon gefürchtet, hätt ihn bald mitgenommen, auch ist der brave da gewesen und hat ihnen allerlei gebracht, dem Peter ein Gewehr; jetzt geht er gleich zum Vater naus und verschießt Franzosen, damit sie den Vater heim lassen, sagt er immer. [5.12.1915]

Zu Weihnachten gibt es wieder Geschenke, man wünscht sich Glück zum Fest und für das neue Jahr:

Lieber Johann!

Wünsche dir vor allem recht gute Weihnachtsfeiertage, sowie ein gutes, gesundes, glückliches Neujahr und daß der liebe Gott und die liebe Himmelmutter dich wieder gesund und recht bald zu uns heimkehren lassen. Bete immer zu ihnen, was das beste sein muß was man thun kann. Warum läßt du denn gar so lange nichts mehr von dir hören, habe schon seit 7. Dezember nichts mehr bekommen, bin immer in Kummer und Sorgen, das glaubst du gar nicht, wie schwer es mir oft fällt, wenn ich lange nichts mehr von dir höre.

Hoffentlich wirst du noch immer gesund sein, was auch wir alle sind. [...]

Nun beschließe ich mein Schreiben und wünsche dir nochmal recht gute Weihnachten, und das Jahr 1915 ein besseres für uns alle wird.

*Es grüßt dich herzlich Deine dich liebende Anna
Schreibe recht bald wieder Auf baldiges Wiedersehen
Glückliche Weihnachten und gutes Neues Jahr wünscht dir dein Knecht Hans. Baldiges Wiedersehen*

Lieber Vater auch wünsche ich dir ein gutes und fröhliches neues Jahr dein Sohn Roman

Auch das gleiche wünscht dir dein Sohn Josef sowie auch der kleine Peter

Ein fröhliches Weihnachten und ein glückliches Neues Jahr wünscht dir deine Magd Sophie [18.12.1914]

Anna erzählt, wie sie Weihnachten gefeiert haben:

Es vergeht keine Viertelstunde, wo ich nicht an dich denke, besonders jetzt zur Weihnachtszeit. Es fehlt halt überall der Vater. Habe den Buben einen wunderschönen Christbaum gemacht. Hat der Vater eine Schachtel Süßigkeiten gebracht, auch ich selbst habe allerlei gebacken. Der Peter war ganz außer sich vor Freude und geht gar nicht mehr weg von dem Baume. Auch deine letzte Karte hat er nicht mehr aus der Hand gelassen, sogar mit ins Bett genommen und immer geschrien, der Vater hat dem Peter geschickt. Der Roman hat vom Deininger auch einen schönen Kleiderstoff aufs Christkind bekommen. Habe schon Kaffee, Zucker und eine Flasche Arrak zurückgegeben. Von der Meßmerin hat der Roman Schuhe, der Peter auch Schuhe und der Pepi eine Hose auf Niklaus bekommen. Auch ich habe dem Luitpold Schuhe, Hemden und einen Schimmel und der Mari ein Kleid, einen Unterrock und eine Puppe gekauft. Dem Hans einen gestrickten Janker und der Sofie ein Kleid. [24.12.1914]

In vielen Briefen zeigt sich die Religiosität. Der Vater fordert Anna mehrfach auf, *die Buben [...]* zum Beten [anzuhalten] in dieser schweren Zeit. [12.1.1915]

Anna schreibt, dass sie für die gesunde Rückkehr Johanns gebetet hat und berichtet von einem Bittgang und von einer Wallfahrt nach Andechs:



Annas Karte aus Andechs vom 12. Mai 1915

Haben heute einen Bittgang nach Hausen [heute Unterhausen] gemacht damit Ihr alle wieder glücklich heimkehrt und dabei sechs Rosenkränze gebetet. [20.9.1914]

Das Beten brauch ich ihnen [den Buben] nicht mehr schaffen, alle Tage, wenn sie ins Bett gehen, beten sie oft gleich 8 und 10 Vaterunser; auch ich, wenn mich der Zeitlang recht plagt, oder ich bei Nacht aufwache, dann fang ich halt wieder zu beten an für dich lieber Johann. Das muß noch das beste sein, was man tun kann, dann wirst du um Gotteswillen schon wieder gesund und hoffentlich recht bald zu uns heimkehren dürfen. [1.2.1915]

Sind heute hier [in Andechs], wärest sicher auch bei uns, wenn du da wärest. Beten schon, daß es bald Friede wird und du zu uns heimkommst. [12.5.15]

Sie sorgt sich, ob Johann im Feld auch Gottesdienste besuchen kann:

Der Roman wird ein Ministrant, der Vater lernts ihm immer; wenn er oft da ist, beichten muß er auch das erste-mal. Hast du doch auch gebeichtet auf Ostern? Kömmt ihr nicht auch hie und da in die Kirche gehen? Eine hl Messe habe ich auch lesen lassen, daß du wieder glücklich heimkommst. [12.4.1915]

In Unterhausen nimmt sie an einer Volksmission teil:

Heute war ich in Unterhausen. Ist schon 3 Tage die Mission dort, wird recht gebetet, daß der Krieg ein Ende nimmt. [12.3.1916]

Der Bruder Karl bedankt sich für eine Karte aus Ettal:

Der Kuchen schmeckt sehr gut im Schützengraben. Habe aus deiner Karte ersehen, daß du in Ettal warst, wirst wohl für mich auch ein Vaterunser gebetet haben. War heut im Gottesdienst hier. [20.8.16]

Die Dienstboten - „Man muß wissen, wer Herr im Haus ist.“

Anna bewirtschaftete den Hof mit zwei Knechten, Matthä und Hans, und der Magd Sophie. In vielen Briefen klagt sie, dass diese sich von ihr nichts sagen lassen und dass sie mit ihrem Verhalten und ihrer Arbeit oft nicht zufrieden ist. Schon im ersten Brief schreibt sie ihrem Mann:

Mathä und Hans thun immer streiten, keiner will sich was gefallen lassen, jeder arbeitet nach seinem Kopf. [6.9.1914]

Johann macht sich Sorgen und gibt Ratschläge:

Ihr draußn habt mehr Arbeit als wir. Der Hanns soll halt ein wenig nachgeben, der Matthe versteht es doch besser. [8.9.1914]

Ich hoffe doch, daß ihr zusammen arbeitet, daß nicht das ganze Sach herunter kommt. Es wird schon wieder anderst gehen, wenn ich wieder komme. Bin doch nicht gar zu gut, laß dich [nicht] zum Narren halten, schaffe nur richtig an, man muß wissen, wer Herr im Haus ist. [9.9.1914]

Mit Matthä, dem älteren der beiden Knechte, hat Anna keinen Ärger:

Mit Matthä komm ich sehr gut aus, er arbeitet was er thun kann. Geb ihm alle Wochen 3 M. [9.10.1914]

Schwierigkeiten gibt es, als Matthä heiraten will, ohne Stasi, der er wohl die Heirat versprochen hatte, davon etwas zu sagen.

Wie dir der Vater schon geschrieben hat, hat der Mathä in Weilheim ein Haus gekauft um 10000 M, es sind 450 M Bankschulden drauf, das andere hat er anzahlen müssen und muß jetzt viel verlieren, weil sie jetzt so nieder stehen auch hat er Möbel gekauft um 140 M und Heiraten im Sinn wenn Stasi nicht mit ihm geht. Er ist ganz überredet worden habe nichts gewußt auch die Stasi nichts, bis sie ihn am Freitag geholt haben zum Protokollieren. Die Stasi hat geschimpft ganz wild, auch ich hab immer abgewehrt und geredet, er soll doch nicht so dumm sein mit diesen Jahren noch, aber alles half nichts. [5.11.1914]

Dass ein Knecht heiratete, noch dazu in höherem Alter, war ungewöhnlich und deshalb Anlass vieler Mitteilungen und Meinungsäußerungen in den Briefen und auch Thema im Dorf:

Der Mathä will jetzt mit Gewalt heiraten, er läßt sich nicht mehr aufhalten. Morgen fährt er nach Weilheim und da kommt eine. Wie ich immer höre, soll es eine richtige Person sein, nur ein Kind hat sie schon. [18.11.1914]

Mathä ist schon Hochzeiter; bis in 3 Wochen, sagt er; ist alles vorbei. Sie ist bis von Niederbayern, ist 41 Jahre alt und ihr Kind 2 Jahre. Morgen will er schon sein Sach nach Weilheim hineinführen. [22.11.1914]

Auch Annas Stiefvater äußert sich in einem Brief an Johann dazu:

Ich bin der Anschauung, daß Mathä einen sehr dummen Streich macht mit sein Heirat und sein Hauskauf, das sagten mehrere Bürger von Wilzhofen auch zu mir. [23.11.1914]

Anna schreibt:

Mathä hat am 21. Dezember schon Hochzeit, er fährt nach München und dann nach Altötting. Es reut ihn jetzt schon, aber es hilft nicht mehr. [10.12.1914]

Am Heiligen Abend 1914 berichtet Anna ihrem Mann über die Weihnachtsgeschenke für die Dienstboten und wieder über Matthäs Heirat:

Dem Hans einen gestrickten Janker und der Sofie ein Kleid. Du meinst, ich bin mit Mathä nicht mehr ausgekommen, im Gegenteil, nur immer recht gut, mit keinem Wort noch nie einander beleidigt auch mit der Stasi nicht. Wie ich meine, hat der Mathä einen dummen Streich gemacht, dem wäre es viel wohler bei uns. Der wird es schon sehen, was er braucht samt 3 zum Leben, wo jetzt alles so teuer ist. Seine Frau hat keinen Pfennig und dient schon von 13 Jahren an, nur ein Kind mit 7 Jahren. Habe sie noch nie gesehen. Am Stephanstag kommt er heraus mit ihr. Habe den Mathä seid

du fort bist alle Wochen drei Mark und als Hochzeitspräsent 10 Mark gegeben. [24.12.1914]

Matthä besucht den Blaslhof mit seiner Frau, Anna besucht sie in Weilheim:

Der Mathä war am Sonntag auch da mit seiner Frau, wie sie herschaut, ist sie ein ganz nettes Leut, nur das Vieh fürchts, nur immer in Gasthäusern als Küchenmagd und kann keine Bauernarbeit. [29.12.1914]

Bei Mathä war ich auch und habe sein Haus geschaut; es wäre schon recht, nur 20 tausend Mark Geld soll er noch haben, wenn er samt 3 privatisieren will, da wird es aber fehlen, er wird nicht mehr viel haben, wie ich meine, denn seine Frau hat keinen Pfennig gehabt, nicht mal ein Stücklein Wasch. [9.1.1915]

Matthä hilft in der folgenden Zeit noch gelegentlich auf dem Hof aus.

Mit dem jüngeren Knecht Hans hat Anna viel Ärger, über den sie immer wieder schreibt:

Der Sattler darf auch bald kommen, sonst können sie nicht mehr einspannen. Der Hans reißt alles zam [gemeint ist das Pferdegeschirr] er gibt auf nichts obacht und wird recht frech und gleichgültig. Der war zuerst ganz anders und sagen darf man nicht viel du weißt es ja selber. Dann heißt es ich geh halt. [20.10.1914]

Heute hab ich das Kraut gehobelt, muß alles selbst thun, was ich nur thun kann. Dem Hans ist so alles zu viel, was man ihm schafft. [30.10.1914]

Hans blieb trotz seiner Drohung, auf Lichtmess den Dienst zu wechseln, auf dem Blaslhof, änderte aber sein Verhalten nicht:

Der Hans ist ja noch überhaupt kein Ackersmann, überhaupt kein Fuhrmann. Muß mich manchmal schon recht viel ärgern und sagen darf ich kein Wort. [1.2.1915]

Du meinst, die Pferde sehen schlecht aus, im Gegenteil, die sind alle recht schön und der Hans spart den Haber nicht, wie ich dir schon geschrieben habe. Nur im Putzen fehlt es, wenn der Vater kommt, ist sein erstes oft, die Pferde putzen. Der Hans kann es überhaupt nicht, sagt er immer. [12.2.1915]

Zum Hans darf ich schon gar kein Wort sagen, aber er thut, was er will, fährt schon drei Sonntage hintereinander nach München. Diesmal ist er schon Samstag abends fort und wir können seine Arbeit tun. Und wenn ich oft ein Wort sage, dann heißt es, ich geh. [2.5.1915]

Anna erzählt in diesem Brief auch ein Vorkommnis mit dem Knecht eines anderen Bauern. Dieser wurde tot aufgefunden. Hans hatte ihn vom Wirtshaus heimgeführt, weil er vor lauter Rausch das Haus nicht mehr gefunden hat. Eine Kommission untersuchte den Fall.

Im Mai stellte Anna einen weiteren Knecht ein, weil der Vater und die Großmutter so viel geschimpft haben und weil der Hans gesagt hat, sonst geht er: Ich habe es ungern getan, wiewohl ich selber kenne, daß es für uns 4 zu viel Arbeit ist, denn ich und der Hans können dies allein nicht alles machen, der Pepi u. Sophie sind in aller Arbeit noch zu schwach. Der Mathä will auch nicht helfen. Den bringt man von seiner Anna nicht weg. [Allerdings] braucht man mehr Bier und einen Wochenlohn mehr zum auszahlen.

Anna meint, der neue Knecht ist ein richtiger Bursch, er bekommt 6 M in der Woche wie Hans, er ist ebenso alt wie dieser. Sie hätte sich zu Lichtmess eine Dirn dinge sollen, die mähen kann, dann hätte sie ihn nicht gebraucht. Das hat sie nicht getan, weil sie mit Johanns Rückkehr aus dem Krieg gerechnet hat. [29.5.1915]

Die Probleme gehen trotzdem weiter:

Hans wird gemustert und ist seitdem noch grober und frecher; er tut nur was er mag. [25.6.1915]

Manchmal bin ich schon ganz verzagt, möchte alles recht und ordentlich haben und der Hans tut was er gern tut und



Der Knecht Hans (Karte vom 22. März 1915)

der Pepi hilft ganz zu ihm, freut ihnen bloß, wenn sie etwas zerreißen können. [18.7.1915]

Johann bittet den Schwiegervater, Anna zu helfen:

Dem Hans dürfen Sie es auch ein wenig sagen, der verdirbt ja die ganzen Buben, der lernt den Buben alles an, um nur die Mutter zu ärgern, die helfen alle drei zusammen. [3.9.1915]

Als Anna damit rechnet, dass Hans eingezogen wird, schreibt Johann:

Wenn der Hans so ist, wie du mir schreibst, dann ist es ja freilich nicht viel Schade, wenn er fort muß, denn wenn er sich um die Arbeit nicht mehr kümmert und die Pferde zusammenführt und dazu noch so grob und frech ist, da hat man ja mehr Schaden als Nutzen. [25.10.1915]

Hans wird aber noch nicht eingezogen. Anna berichtet, dass er sich etwas gebessert hat, weil ihn der Vater in Kur genommen hat. Auf Lichtmeß hat sie einen neuen Knecht gedingt, er war 2. Knecht beim Wirt, ist 17 Jahre alt und kann alle Arbeit. [21.11.1915]

Kurz darauf, nach seinem Unfall an der Futtermaschine, man musste ihm einen Finger abnehmen, entscheidet sich Hans, doch dazubleiben. Anna dingt ihn wieder. Er weiß, meint sie, wo anders bekommt er es auch nicht besser [8.12.1915]

Wie lange Hans auf dem Hof arbeitet, ist wegen der Unvollständigkeit der Briefe nicht klar. 1916 war er im Krieg, wie zwei Briefe von ihm an die Bäuerin dokumentieren. Ende November 1916 schreibt Johann, dass der neue Knecht einrücken muss. Sie soll Matthä bitten, beim Dreschen zu helfen. [24.11.1916]

Zu Lichtmess 1917 hat Anna wieder einen Knecht eingestellt. [4.2.1917]

Auch mit der Magd Sophie, die Anna für 1915 wieder gedingt hat [18.11.1914], gibt es Probleme:

Von den 16 Kühen melkt Sophie nur drei. Sie wird von Tag zu Tag fauler und gleichgiltiger; in der Hausarbeit kann ich sie nirgends haben. [7.3.1915]

Sophie wird krank, sie geht eine Zeitlang zu ihren Eltern. Anna hat deshalb sehr viel Arbeit, obwohl eine Verwandte ab und zu aushilft. [25.6.1915]

Als Sophie Mitte Juli wieder zurückkommt, kann sie noch nicht viel arbeiten. [18.7.1915]

Kühe und Kälber, Milch - „Aufstellen oder verkaufen?“

Die Kühe und die Kälber sind die Lebensgrundlage des Hofes und kommen deshalb in den Briefen häufig vor. Sie haben Namen nach ihrem Aussehen: die „Schwarze“, die „Rote vom Beni“, die „gelbe Kleine“ die „Büschelkalm“, nach ihren Eigenschaften: die „Zähe“ [das heißt, sie ist schwer zu melken] oder nach ihrer Herkunft: die „Haunshoferin“, die „Grasleiterkuh“. Im Stall steht auch ein Stier.

In den Briefen Annas geht es darum, welche Kälber man aufstellen, also behalten und aufziehen soll, und welche man verkaufen soll:

Das Kalb von der schwarzen Kuh wird am Freitag 4 Wochen alt, was soll ich thun, aufstellen oder verkaufen? Ist ein schönes schweres Stierkalb. Von der Grasleiterkuh hab ich schon aufgestellt, ist ein Kuhkalb. [12.10.1914]

Anna freut sich, wenn sie Glück hat im Stall, und berichtet ausführlich über ein Unglück:

Ein Kalb von der Schwarzen haben wir auch schon wieder. Hat nichts gebraucht als anhängen. [20.9.1914]

Ich [war] im Stall wieder unglücklich. Habe dir erst vor einigen Tagen geschrieben, daß wir bis daher immer ganz glücklich sind, aber man soll nicht so laut schreien, dann kommt gewiß was. Habe heute Nacht das Kalb mit vier Wochen stechen müssen. Hat in der Frühe noch mit Appetit gesoffen und gescherzt und nachmittags um 4 Uhr hat ihn der Vater schon zum Stechen naus, draußen hat er sich dann wieder besser aufgemacht, dann hat er ihn wieder herein und noch leben lassen. Weil man immer meint, es soll doch gehen, aber geholfen hat nichts, hab ihm allerlei geben, aber nachts hat ihn der Vater doch stechen müssen. Hat ihn dann aufgemacht und geschaut was fehlt. Es waren die ganzen Gedärme entzunden und die Gall ausgegossen. Der reut mich schon sehr; weil er so schön war; und ihn gern aufgestellt hätte. [15.2.1915]

Johann gibt in seinen Briefen Ratschläge, zum Beispiel empfiehlt er, das Vieh im Herbst nicht auf die Weide zu treiben:

Viehaustreiben hat noch nie Nutzen gebracht, meist ist ein Stück Vieh draufgegangen. [10.9.1916]

In ihren Briefen berichtet Anna auch über die Milchmengen, die sie an die Käserei abgibt:

Haben jetzt viel Milch, geben alle Tage 60 bis 65 Liter her. [20.9.1914]

Die schwarze Menzkuh [Kuh, die nicht mehr aufnimmt, trächtig wird] ist das Futter auch bald nicht mehr wert, die muß ich halt einmal verkaufen, um die 2 Liter Milch tags kann man sie nicht mehr füttern. [10.11.1914]

Auch haben wir immer viel Milch, gebe alle Tage 50 l her und habe noch so viel daheim, daß ich ordentlich kochen kann. Kein Schmalz habe ich schon seit Anfang Oktober nicht mehr gekauft. [10.12.1914]

Gebe jetzt 50 oft 60 Lt. Milch her: [25.2.1915]

Ein Teil der Milch wird im Haus verbraucht und verarbeitet:

Muß [...] mehr Milch zu Hause behalten, daß ich Topfen hab zum Kochen. [21.3.1915]

Die Pferde - „Die Gaulreiter sind zu faul.“

Die Pferde – auf dem Blaslhof waren es drei und dazu meist ein Fohlen – waren als Zugtiere lebenswichtig für den Betrieb, sie waren der Stolz jedes Bauern und sein wertvollster Besitz. Dies geht auch aus den Briefen hervor. Anna schreibt:

Die Pferde sind auch recht schön und lassen nichts stehen, wenns ziehen braucht. Der Peißenberger wird jetzt wieder ganz anders als er im Herbst war; da hat er nur zu viel

*Arbeit gehabt und kein Leben und der Heiß ist so spät weg-
gekommen [Das Fohlen wurde lange von der Stute gesäugt].
[8.2.1915]*

*Du meinst, die Pferde sehen schlecht aus, im Gegenteil,
die sind alle recht schön und der Hans spart den Haber
nicht, wie ich dir schon geschrieben habe. Nur im Putzen
fehlt es, wenn der Vater kommt, ist sein erstes oft, die Pferde
putzen. Der Hans kann es überhaupt nicht, sagt er immer.
[12.2.1915]*

Die Namen der Pferde entsprechen denen der Kühe: „der
Peißenberger“, der „Braune“, das „Sechsjährige“.

Ein häufiges Thema in den Briefen ist das Decken der
Stuten und die Aufzucht und der Verkauf der wertvollen
Fohlen. Zum Decken bestellte man einen Hengst mit seinem
Besitzer, dem „Gaulreiter“.

*Das Sechsjährige sagt der Beiler Franz ist 1800 M wert.
Ist schade, daß es nie aufnimmt. Der Beiler Franz ist doch
ein Gaulreiter, der sagt, da sind nur die Gaulreiter zu faul
und mögen nichts thun, da garantiert er, wenn er es hätt, daß
es aufnahm, er weiß schon viele solche, da brauchst nur den
Tragsack [Gebärmutter] öffnen. [18.2.1915]*

Auf Annas Anfrage, ob sie beide Stuten decken lassen
solle, antwortet Johann, sie solle es nicht tun, weil sie doch
nicht aufnehmen. [13.4.1915]

Anna berichtet aber daraufhin: *Den Peißenberger wollen
sie zulassen, meint der Vater; alle drei Pferde sind recht
schön [15.4.1915]*

Johann macht sich immer wieder Sorgen um die Pferde:

*Das weiß ich schon, daß der Hans kein Fuhrmann ist. Wie
werden die Pferde aussehen, wenn ich wieder nach Hause
komme. [5.2.1915]*

*Sie [die Knechte] sollen besonders auf die Pferde aufpas-
sen, das Junge ja nicht alle Tage einspannen. [10.9.1915]*

*Der Pepi [der älteste Sohn Josef] ist schon noch zu jung
und zu schwach, der ist über die Pferde noch nicht Meister.
[25.10.1915]*

*Das junge Pferd lass nur decken und die Fohlenstut auch,
aber später; wenn die Arbeit weniger wird. [4.4.1916]*

Zur Reparatur der Pferdegeschirre kam der Sattler ins
Haus:

*Der Sattler war schon zwei Tage da und hat alles wieder
gerichtet. [5.11.1914]*

*Die Sattler hab ich auch gehabt diese Woche, war alles
zerrissen, alle Zugstrang und Halfter; daß wir doch wieder
fahren können. [28.2.1915]*

Gefahren wurde mit Wagen und mit Schlitten. Die Wagen
konnte man umbauen, mit „Leitern“ zu einem Heuwagen
oder mit „Täfern“, Bretterwänden, zu einem Kartoffelwa-
gen. Johann gab Anweisungen für das „Abbrechen“:

*[...] wenn ihr die Wagen abbrechen tut, hebt alles richtig
auf, daß man es nächstes Jahr wieder findet. [4.9.1917]*

Zum Grasmähen mit den Pferden gab es auf dem Hof eine
„Mähmaschine“ mit einem Mähbalken. [5.11.1914]

Futter für die Tiere, Einstreu - „Dann müssen wir halt dürr füttern.“

Das Futter für die Rinder und die Pferde wurde weitge-
hend auf dem Hof erzeugt. Die Hauptbestandteile waren
Grünfutter und Gsott, das ist Heu oder Grummet, gemischt
mit Stroh. In den Briefen geht es um das Einbringen und um
die Frage, ob das Futter über den Winter ausreicht.

Anfang Mai 1915 schreibt Anna, dass das Gras *gut kommt*
und dass sie noch genug Heu vom Vorjahr haben. Ende Mai
beginnt das Heumachen und das Schneiden von *Sommer-
gsott*, Gsott mit einem hohen Anteil an Stroh, weil das Vieh
dann auch Grünfutter bekommt.

Beim Heu unterschied man das gedüngte Heu und das
Heu von den ungedüngten Wiesen im Hart, dem großen
Waldgebiet östlich von Weilheim.

Ende Juni 1915 befürchtet Anna, dass sie zwei oder drei
Stück Vieh verkaufen muss, weil das Futter nicht ausreichen
wird, wenn es nicht bald regnet, obwohl noch altes Heu vor-
handen ist. Das Heumachen dauerte bis Mitte Juli.

1916 schreibt Johann, sie sollen das Heu im Hart nicht
machen, *es lohnt sich die viele Arbeit nicht wegen der paar
Fuder [18.7.1916].*

Das Grummet ist Mitte September eingebracht, schreibt
Anna 1915. Ende September 1914 berichtet Anna: *Das
grüne Futter wird diese Woche noch gar; dann müssen wir
halt Futter schneiden und dürr füttern. [20.9.1914]*

Dürr füttern bedeutet Gsott schneiden, eine schwere und
nicht ungefährliche Arbeit, die im Herbst und Winter bis
weit in das Frühjahr hinein nötig war. Auf dem Blashof hatte
man dazu schon eine durch einen Elektromotor angetriebene
Maschine. Am 2.12.1915 berichtet Anna, dass der Knecht
Hans an der Futtermaschine verunglückt ist und ein Finger
abgenommen werden musste. Die Beimischung von Stroh
zum Futter war nötig, weil die Heumenge allein nicht ausge-
reicht hätte.

Im Winter musste auch das in den Städeln eingelagerte
Heu zum Hof gebracht werden, wozu man in der Regel den
Schlitten verwendete:

*Wir haben jetzt Winter und viel Schnee, ist aber nicht kalt.
Der Schlitten geht gut. Die Hälfte Heu haben wir schon
daheim vom Hart, dann werden wir auch schon das andere
auch noch gar runter bringen. [1.2.1915]*

Johann macht sich Sorgen wegen des Heutransportes vom
Hart herunter:

*Wenn Ihr Heu vom Hart führt, legt nicht zu viel auf, denn
der Schlitten fällt leicht um, fahrt lieber öfter; und gebt recht
Obacht über die Berge, daß nichts passiert. [6.1.1915]*

Die Pferde und auch gelegentlich die Kühe erhalten
zusätzlich Hafer, womit man sehr sparsam umging, wie
Anna schreibt:

*Mit dem Heu soll es gut naus gehen, wie ich meine, soll
noch eines bleiben. Aber zu viel Haber füttert mir der Hans
immer; da muß ich immer schimpfen, alle Tage braucht er
einen halben Metzen⁵. Ist das nicht zu viel? Für die Kühe
darf man kein Pfund mehr brechen lassen. [8.2.1915]*

Johann empfiehlt, wenn das Reden nicht hilft, weil der
Knecht den Pferden zu viel Hafer gibt, *soll sie den Kornka-
sten zusperren. [21.11.16]*

Als Viehfutter werden auf dem Blaslhof Klee, *Mischling*
und *Dotschen*, Futterrüben, angebaut. Die Kälber werden
teilweise mit gekauftem Futter, mit „Reps“, getränkt, in war-
mes Wasser gemischtes gemahenes Getreide.

Zum Hof gehörten Streuwiesen an der Ammer und bei
Haunshofen in einem Moorgebiet. Die Streu wurde im
Herbst gemäht. Man verwendete sie wie das Stroh als Ein-
streu im Stall. Teilweise wurde sie sofort zum Hof gebracht.
Anna berichtet:

*Die Streu haben wir jetzt, Gott sei Dank alle daheim bis
auf 1 Fuder. Ist das immer ein weiter Weg bis Fischen, da
heißt es immer laufen heim zur Stallarbeit. [25.10.1914]*

Die Streuwiesen waren weit entfernt vom Dorf. Es wur-
den große Mengen gemäht:

*[Wir] müssen fest arbeiten, damit wir die Streu gar nach
Hause bringen. Gemäht haben wir alles schon, bis auf
Fischen und da helfen mir die Unsern daheim alle. Von Wie-
lenbach haben wir schon 7 Fuder rüber; 3 bekommen wir
noch. [12.10.1914]*

Ein Teil der Streu wurde erst im Winter mit dem Schlitten
zum Hof gebracht. Die Streu wurde im Freien in Häufen
gelagert:

*Die Streu von Fischen haben wir im Herbst schon alle
nach Hause und im Garten hinten einen Haufen gemacht.
[12.2.1915]*

5 1 bayerische Metze = 37,06 Ltr.

Ackerbau - „Machst du im Frühling gleich Büsling?“

Aus den Briefen ergibt sich, dass an Getreide Winterroggen, Sommerroggen, Gerste, Hafer und Fesen angebaut wurde⁶, weitgehend wohl zum eigenen Verbrauch. Anna schreibt:

Das Roggenmehl wird jetzt auch gar; dann muß ich halt den Roggen nunter thun [in die Mühle im Dorf], er wird ihn schon mahlen können, denn das Mehl wird jetzt so immer teurer. [12.10.1914]

Zum Getreide kamen das Viehfutter, Mischling, Klee und Futterrüben, und Kartoffeln und Kraut:

Die Kartoffel haben wir schon alle heraus. Haben sehr viel bekommen, waren keine 30 schwarz im ganzen Acker. [9.10.14]

Heute hab ich das Kraut gehobelt, muß alles selbst thun, was ich nur thun kann. [...]

Schreibe mir; lieber Johann, sollen wir da auch noch ackern, wo die Kartoffel gewesen sind, oder baust du nächstes Jahr wieder solche hin und machst im Frühjahr gleich Büsling. [Strangen für Kartoffeln]. [30.10.1914]

Im März 1915 [26.3.] berichtet Anna, dass sie 2 Büsling Kraut anbauen, also eine relativ geringe Menge.

Der Samen für den Klee wird gekauft, teilweise auch für das Getreide. Zum Beispiel schreibt Anna, dass sie 2 Zentner Saatroggen gekauft hat, den Zentner zu 14.30 M [20.9.1914]. Die zwei Zentner reichten aus für ein Tagwerk. Auch zum Hafer- und zum Fesenanbau wurde eigenes Getreide verwendet:

Zu jetziger Arbeit für die Pferde kann man schon weniger Haber füttern, daß auch einer bleibt zum Bauen und vielleicht etliche Ztr. zum Verkaufen, denn zu jetziger Zeit muß man überall sparen. [Johann am 11.2.1915]

Die Briefstelle gibt auch einen Hinweis auf die geringen Mengen, die verkauft wurden.

Ackern und Säen waren arbeitsaufwendige Tätigkeiten. Beispiele aus dem Herbst 1914:

Haben immer schönes Wetter was wir noch notwendig brauchen im Ackern und düngen und überall wo es noch Arbeit gibt. Den Schmiedacker hat er schon bald halb geackert. Man muß halt zufrieden sein wie er [der Knecht] es macht. [25.10.1914]

Bei den Entscheidungen im Ackerbau ist Anna offensichtlich besonders unsicher. Sie lässt sich von ihrem Vater beraten und helfen und fragt in den Briefen immer wieder Johann, was sie tun soll. Ein Beispiel:

Diese Woche müssen wir wieder düngen. Was müssen wir denn auf den Äckern alles düngen? Den Schmiedacker, wo Klee hinkommen [soll] beim Mansch seiner Seite oder hinüber? Wo willst du die Gerste hinbauen? Auf den Spatzenbergacker müssen wir halt Haber bauen, denn da ist noch der Waisch [Getreidestoppeln] droben. Schreibe nur alles, wie du es machen willst. [28.2.1915]

Johann gibt genaue Anweisungen:

Aber für Sommerroggen werden wir kein Land haben, denn wo die Kartoffel waren, wo man Roggen bauen könnte, werden wir halt die Kartoffel wieder hin thun müssen, weil auf dem Schmidacker und auf dem Spatzenbergacker die Kartoffel nicht gut gedeihen. [22.2.1915]

Geackert und angebaut wird im Herbst und im Frühjahr, Winterroggen und Fesen im September und Oktober, die anderen Feldfrüchte im März und April.

Am 11.3. 1917 schreibt Anna, dass sie mit dem Ackern begonnen haben, am 15.4., dass sie mit dem Anbauen fertig sind, der Vater die Kartoffelbüsling gemacht hat und nun die Hauptarbeit bis Juni getan ist.

Die Getreideernte beginnt Mitte Juli, zuerst der Roggen, dann der Fesen, der Hafer und die Gerste. Anfang August sind sie fertig:

Die Gerste haben wir heute schon alle gemäht. [Anna am 3.8.1915]

Düngen - „Mist reiben“

Gedüngt wurden die Wiesen und die Äcker, vorwiegend mit Stalldünger. Das Düngen machte viel Arbeit. Einige Beispiele:

Den Dünger haben wir schon draußen, haben 27 feste Fuhren hinaus. Glaube, das ist nicht schlecht gedüngt. Wo müssen wir den andern Dünger zuerst hinführen? [20.9.1914]

Mit dem Düngen sind wir bereits fertig, haben 70 Fuhren hinaus, alle zum Lampl hinauf. [5.11.1914]

Den Dünger haben schon allen hinausgefahren und schon allen gebreitet. [10.11.1914]

Gedüngt wurde im Herbst, im Winter und im Frühjahr. Der Stalldünger wurde im Winter mit dem Schlitten transportiert, im März wurde der Mist gerieben, verteilt, mit der Egge oder mit der Gabel. Daneben wurde auch schon Kunstdünger verwendet:

Kunstdünger habe ich auf Klee pro Tagwerk gut zwei Ztr. gesät, aber erst immer im April, vielleicht bis dahin komme ich nach Hause, es wird doch auch einmal Friede werden. [Johann am 22.2.1915]

Dreschen - „Handdrusch ist besser.“

Das Getreide wurde im Spätherbst und im Winter auf dem Hof gedroschen: Einige Beispiele aus den Briefen Annas:

3 Schaff⁷ Haber haben wir auch gedroschen, daß wir Stroh haben zum Futterschneiden. [30.10.1914]

Jetzt geht dann das Dreschen an, da kommt der Vater und hilft uns. [10.11.1914]

Wir thun jetzt immer dreschen. Mit der Gerste und dem Fesen sind wir schon fertig, haben nur noch den Roggen und die zwei Stöck Haber. Der Vater ist die ganze Woche bei mir und hilft arbeiten. 15 Ztr Fesen haben wir auch zum Gerben gethan [Der Fesen musste vor dem Mahlen „gegerbt“ werden: In der Mühle entfernte man mit einem Mahlwerk die Hülsen der Körner], der andere kommt jetzt viel schöner. Diesen lassen wir noch liegen. Den Kern [gegerbter Fesen] von den 15 Ztr muß ich halt verkaufen oder was meinst du? [18.11.1914]

Auf dem Blaslhof stand schon eine elektrisch betriebene Dreschmaschine:

Diese Woche werden wir noch leicht fertig mit dem Dreschen, wenn nichts mehr fehlt mit der Kraft [Strom]. Haben oft kein Licht und keine Kraft. Versicherung [die Sicherung] hat es auch schon hinausgehaut, jetzt hab ich andere bekommen, die lange nicht so teuer sind, das waren noch ganz alte, die hat man jetzt nicht mehr. [22.11.1914]

Beim Vater in Raisting wurde noch mit der Hand, also mit Dreschflegeln gedroschen. Der Handdrusch ist besser, beim Tausch müsse man mehr vom Maschinendrusch geben, schreibt Anna [23.9.1915].

Arbeit im Wald - „Die Bäume sind schon alle ausgestreift.“

Zum Blaslhof gehörte auch Wald, vor allem im Hart, dem Moränengebiet östlich des Dorfes. Die Holzarbeit wurde im Winter gemacht, wobei Annas Vater mithalf. Berichtet wird vom Auslichten, vom Fällen einzeln stehender Buchen, vom Schneiden des Gebüschs, vom Herausziehen des Holzes und vom Abtransport mit dem Schlitten. Beim Haus wurde das Dach, die Zweige der Nadelbäume, klein gehackt und wie

6 Siehe oben Fußnote 2

7 Hohlmaß; 1 Schaff / (bayerischer) Scheffel entspricht 222,36 Ltr.

das Buchenholz zu Brennholz aufgearbeitet. Die Fichtenstämme ließ man zu Brettern und Balken sägen. Ein Teil des Holzes wurde als Papierholz und als Brennholz verkauft, der größere Teil fand aber Verwendung auf dem Hof.

Einige Beispiele für diese Arbeiten aus den Briefen:

Was sollen wir denn Holz machen? Im Hart müssen wir halt alles weg thun und Papierholz oder was es sonst gibt machen, das versteht schon der Vater; denn der hat ja schon viel Holz gemacht, da brauch ich mich nicht kümmern. [Anna am 10.11.1914]

Dann machen wir das Holz im Hart gar weg, wenn in die andere Holztheile dünnes Holz haben, so wird's auch heraus gemacht. [Vater Georg Schmid am 23.11.1914 an Johann]

Auch wir haben jetzt immer mildes Wetter; was man noch immer brauchen kann. Das Holz im Hart ist schon alles gemacht, jetzt muß man halt warten, bis es gefriert, daß man es herunter führen kann. War immer nur der Vater da. Es ist noch ganz viel Holz und schöne Dachs dabei. In der Haunshofer Wiese thun wir auch 3-4 Buchen weg. Ist es dir recht, oder was meinst du? Schreibe nur, was wir thun müssen. [Anna 10.12.1914]

Diese Woche ist der Karl [Annas Bruder] da und hilft Buschen schneiden in der Haunshofer Wiese, da kann man dann immer fahren, wenn es auch nicht gefroren ist. [Anna am 9.1.1915]

Wir haben immer noch windiges regnerisches Wetter und kann nie recht fahren und vom Hart was runter führen, weil alles bodenlos ist. Das Buchenholz und die Stauden von der Haunshoferwiese haben wir bereits alles daheim bis auf zwei Fuhren. Gibt ca. 12 Ster ab. [Anna am 14.1.1915]

Bei uns ist es jetzt auch Winter geworden, ist ziemlich kalt, hat aber nicht viel Schnee und gefriert von Tag zu Tag besser. Die Bäume im Hart sind schon alle ausgestreift [herausgezogen] und das Dachs auch schon bald daheim bis auf drei Fuhren. [Anna am 22.1.1915]

Jetzt haben wir halt noch die Bäume zum runterstreifen [aus dem Wald ziehen]. Was willst denn du tun, Falzbretter oder gemeine Bretter schneiden lassen? [Anna am 6.2.1915]

Das Holz vom Hart haben wir alles herunter; ist kein Block mehr droben. Nächste Woche kommt der Vater wieder und sortiert alles aus, was in die Säg gehört und was alles zu machen ist mit dem andern. Da versteh ich nicht viel, da muß schon der Vater alles richten. [Anna am 12.2.1915]

Haben jetzt wieder kälteres Wetter; bald geht der Wind, bald regnet und bald schneit es. Sind jetzt immer im Garten mit Holzarbeiten beschäftigt. Die Hälfte Dachs haben wir schon weggehaut, war vergangene Woche immer schönes Wetter und da muß man trachten, daß wir im Garten fertig werden, zuvor draußen die Arbeit angeht. Der Vater kommt morgen auch wieder und hilft das Holz aufarbeiten. [Anna am 21.2.1915]

Habe den Müller Josef gefragt, ob mit den Hopfenstangen nichts geht, aber heuer geht nichts damit, müssen es halt zu Papierholz aufschneiden. Zum Schneiden von den stärkeren sind viele faul und nur einige gute dabei. Aber zirka 3 Festmeter Bauholz sind dabei, für die es schad ist, sagt der Vater; zu Papierholz machen. Die nimmt dann der Vater zu einem Feldstadel, wenn es dir recht ist, läßt sie bei Schwaighofer schneiden und bei uns liegen, bis du selber heimkommst und es siehst, oder er schaut beim Zimmermeister in Kerschlach, ob der es nicht nimmt. Das Buchenholz hat der Vater heut auch aufgerichtet, sind 9 Ster schöneres und 3 Ster leichteres dabei. Hätte es schon verkaufen können, Klafter um 24 M war mir zu wenig und hat keine Eile, denn das Holz wird auch teurer wie alles andere, was man kauft. [Anna am 25.2.1915]

Der Vater war die ganze Woche bei mir; auch die Großmutter zwei Tag Dachs hauen helfen, haben schon alles weg. [Anna am 28.2.1915]

Einnahmen und Ausgaben - „Habe schon bald eine Stunde gehandelt.“

Aus den Briefen gewinnt man ein recht genaues Bild von den wirtschaftlichen Verhältnissen des landwirtschaftlichen Betriebs. Anna informiert Johann über ihre Einnahmen und Ausgaben, sie fragt ihn bei den Verkäufen oft um Rat und zieht ihren Vater bei Entscheidungen hinzu. Auch die Kriegswirtschaft, die Zwangsabgaben und der Mangel an manchen Gütern, kommen immer wieder zur Sprache.

Verkauft werden Kälber und Fohlen, gelegentlich eine Kuh, Milch, Getreide, Kartoffeln und Holz. Regelmäßige Einnahmen gibt es durch den Milchverkauf an die Käseerei. Die Milchpreise sind deshalb in den Briefen immer wieder ein Thema:

Einige Beispiele:

Auch haben wir immer viel Milch, gebe alle Tage 50 l her und habe noch so viel daheim, daß ich ordentlich kochen kann. [10.12.1914]

Die Milch geht überall hinauf, in Raisting bekommens aufs Neujahr 15 Pf. ebenso in Wielenbach. Der Mansch bekommt 14 Pfp. L., nur der Zöberle will nichts wissen und nur 13 Pf zahlen, der dürfte auch 15 Pf zahlen oder doch wenigstens 14. Da müssen wir uns schon wehren, aber mit den Weibern thut man was man gern thut, das hab ich bei der Meßmerin gesehen, bei der hat das gleiche Maschinenrad 2,70 M und bei mir hats der Vater bezahlt, da hats 1,30 M gekostet. Ebenso hats einen Ochs um 50 M [zu] teuer gekauft. [29.12.1914]

Für die Milch bekommen wir jetzt 14 ½ Pf, das ist noch nichts gegen die andern. Der Mansch und der Toll bekommen 17 Pf. [6.1.1915]

Der Vater soll nur mit dem Käser reden wegen der Milch, daß er bezahle, was recht ist, es langen schon 2 Pf per Liter Profit. [12.1.1915]

Für die Milch bekommen wir jetzt 15 Pf, kann man schon zufrieden sein. [6.2.1915]

Beim Verkauf von Vieh geht es um größere Beträge, deshalb wird bei jedes Mal ausdauernd um den Preis gehandelt:

Der Führer war auch wieder da und hat mit Gewalt den Heiß kaufen wollen. Er hätt mir 420 M und für das Zweijährige 700 M gegeben. Die können wir schon selbst füttern, denn bis nächstes Frühjahr kann man kein Pferd mehr derzahlen. Der Schlögl hat auch sein Vierjähriges verkauft um 1500 M. [25.10.1914]

Das Kalb von der schwarzen Kuh hab ich schon fortgeschickt, hat 170 Pfund gewogen und fürs Pfund 62 Pf bekommen also 106 M 40 Pferhalten. [30.10.1914]

Die Menzkuh [Kuh, die nicht mehr „aufnimmt“, kein Kalb mehr bekommt] hat mir gerade Herr Perchtold von Weilheim abgekauft um 300 M. Er war eine ganze Stunde da. Für das zweijährige Pferd hat er mir 1000 M gegeben. Das wird einmal ein schönes Pferd, das sagt ein jeder. [9.1.1915]

Muß dir nun gleich mitteilen, daß ich heute den Jährling verkauft habe um 525 M. der Pferdehändler aus Erding hat ihn mir abgekauft. Hat heute schon 12 gekauft, der unsere ist der 13. Bis innerhalb drei Wochen kommt er fort und wenn nicht, muß er Futtergeld zahlen, habe es so ausgehandelt. Ich meine, er ist nicht schlecht bezahlt. Der Schlegel hat erst gestern gesagt, wenn ich 500 M löse, darf ich zufrieden sein. Auch der Beiler Franz von Raisting war am Sonntag da und hat ihn angeschaut. Die haben auch erst vorige Woche einen verkauft um 520 M, soll aber viel mehr sein als der Unsrige, auch der sagt, wenn ich 500 M bekomme, dann ist der Ihrige zu billig verkauft. Habe schon bald eine Stunde gehandelt, erst beim Mayr droben im Telefon haben wir gar ausgehandelt. Habe noch den Vater rufen lassen was der meint, ob ich ihn hergeben darf um den Preis oder nicht. Es wird dir schon auch recht sein lieber Johann, wäre mir schon viel lieber, wenn du selbst da sein könntest. Das Sechsjährige sagt er ist 1800 M wert. [18.2.1915]

Hast recht getan, daß du den Jährling verkauft hast, dann habst ihr weniger Arbeit und Geld brauchts auch wieder. Nehmt euch nur in Acht, daß der Händler nichts abzieht oder zurückschlagt, denn die Pferdehändler sind Betrüger: [Johann am 22.2.1915]

Der Verkauf von Getreide, Kartoffeln und Holz als Papierholz oder als Brennholz wird nur gelegentlich erwähnt:

4 Ztr Kartoffel hab ich jetzt auch einmal verkauft, den Ztr um 4 M. Fr. Reallehrer von Weilheim ist nicht mehr gegangen, bis ich ihr eine gegeben hab. Wir haben ja noch Kartoffeln genug und können vielleicht zur Bauzeit noch mehr verkaufen. Die Kartoffel werden immer noch teurer; so wie alles was man kauft. [1.2.1915]

Bemerkenswert ist, dass die Schusters auch Pfandbriefe hatten:

Bei den Pfandbriefen hab ich schon nachgeschaut, da ist keiner dabei wo der Coupon ausgeht. Das überseh ich nicht, da hol ich den Zins schon zur rechten Zeit. [27.11.1914]

Die Ausgaben teilt Anna wie die Einnahmen ihrem Mann mit. Anlässlich des Verkaufs eines Kalbes schreibt sie:

Geld brauch ich auch. Hätte nicht geglaubt, daß so viel aufgeht im Hause. Alles wird teurer; kauft man was man mag. Der Reps [gemahlenes Getreide, das mit warmem Wasser den Kälbern gegeben wird] gleich um 1,20 M Zt., das Salz und alles andere. Der Sattler darf auch bald kommen, sonst können sie nicht mehr einspannen. [20.10.1914]

Für die Landwirtschaft muss Saatgut und Kunstdünger gekauft werden. Anna berichtet über die Bezahlung der Steuer, der Kreisumlage, der Ortsumlage, der Unfallversicherung, der Brandversicherung, des Wasserzinses und der Krankenkasse:

Am Sonntag hab ich die Ortsumlage bezahlt, 100 M 13 Pf. [6.2.1915]

Über die Höhe der Stromrechnung gibt es eine Auseinandersetzung mit dem Stromlieferanten. Der Sattler, der ins Haus kommt, der Wagner, die Schmiede und der Kaminkehrer müssen bezahlt werden:

Beide Schmiede habe ich heute auch bezahlt. Beim Waffenschmied in Pähl hats 5 M und bei unserm Schmied 19,50 M gemacht. Jetzt wird noch der Kaminkehrer und das Elektrische kommen. [6.1.1915]

Die Knechte erhalten Wochenlohn und Kleidungsstücke:

Dem Hans einen gestrickten Janker und der Sofie ein Kleid. Habe den Mathä seid du fort bist alle Wochen drei Mark und als Hochzeitspräsident 10 Mark gegeben. [24.12.1914]

Im Mai 1915 muss sie dem Knecht Hans und dem neuen Knecht schon 6 M in der Woche geben.

Stasi hat von den Schusters eine größere Summe zu bekommen, wohl ihr Erbeil.

Der Stasi hab ich auch die 1010 M gegeben und früher im September schon 100 M. [24.12.1914]

Anna wirtschaftet sparsam und es gelingt ihr, trotz der vielen Ausgaben. Geld zurückzulegen:

Darfst nicht glauben, daß ich einen Pfennig unnütz ausgebe oder was übersehen tu was ich tun kann. Habe jetzt 1400 M im Kasten, habe immer was weggebracht, aber jetzt mein ich, muß ich schon wieder was zusetzen, jetzt geht es mit dem Milchgeld nicht mehr aus, man braucht mehr Bier und einen Wochenlohn mehr zum auszahlen [wegen des zusätzlichen neuen Knechtes]. [29.5.1915]

Kriegswirtschaft - „Jetzt soll man arbeiten und nicht mehr essen.“

Um die Versorgung der Truppen sicher zu stellen, richtete der Staat während des Krieges eine Zwangsbewirtschaftung vieler Güter ein. Dies wirkte sich auch auf die Landwirtschaft aus.

Anna berichtet Johann, dass man manche Güter nur noch rationiert oder gar nicht mehr bekommt:

Keinen Reys [Kälberfutter] bekommt man auch nicht mehr: Was soll ich denn jetzt trinken? Haber brechen lassen oder was? Auch das Petroleum muß man sparen, man bekommt immer nur 1 Pfund und braucht es oft, da es [der Strom] öfter abgestellt wird. [18.12.1914]

Anna klagt auch über die steigenden Preise:

Jetzt muß man das Geld sparen, nur kaufen, was man notwendig braucht, ist ja so alles viel teurer was man kauft und viel bekommt man gar nicht mehr. [17.1.1915]

Das Bier kostet bei uns der Lt. jetzt auch 32 Pf. und bekommt man es nur mehr von 11 bis 1 Uhr und von 5 bis 7 Uhr abends. [11.7.1915]

Getreide wird zu einem festgesetzten Preis beschlagnahmt:

Jetzt ist es bald soweit, daß der Bauer um sein eigenes Sach nicht mehr Herr ist. Das ganze Getreide wird in Beschlag genommen. Wie man immer hört, kommt eine Kommission und wird geschätzt, was man [selbst] brauchen kann, für das andere wird ein fester Preis gesetzt und muß es hergeben, ob man will oder nicht. Bei uns werdens nicht viel nehmen können, den Haber brauchen wir für die Pferde und zum bauen, Roggen haben wir nicht so viel und den Fesen muß ich zum Brotmehl tun. Was wird noch alles kommen, von Monat zu Monat kennt man es besser; daß Kriegszeit ist. O wenn nur einmal Fried würde, das wäre meine einzige Freude und einziger Wunsch. [28.1.1915]

Auch das Saatgut und der Mehilverbrauch werden bewirtschaftet, die Häuser werden sogar nach verstecktem Mehl durchsucht:

Auf ein Tagwerk darf man nur 1 Ztr 30 Pf säen, und für eine Person 230 gr Mehl brauchen, und für ein Pferd täglich 3 l Haber. Was man übrig hat, muß man hergeben, um einen festgesetzten Preis. Da darf ich schon ein Korn auf die Seite tun, denn mit diesen Vorschriften geht es nirgends naus. Jetzt führt alles noch in die Mühle und sorgt sich für; denn jeder bekommt eine Mehlkarte für eine bestimmte Zeit und zuvor darf der Müller kein Körnlein mahlen. [7.3.1915]

Jetzt soll man arbeiten und nichts mehr essen, ist gut, daß ich ein Mehl hab, aber aufkommen darf nichts. In Raisting und Wielenbach habens überall alle Zimmer ausgesucht, Betten alle rausgeworfen, sogar die Strohhäufen auseinandergethan. Alles schimpft, denn das ist gar nicht möglich, daß eine Person täglich mit 250 gr Mehl langen kann. In der Stadt schon, wo man meistens von Fleisch lebt. Wird bei euch auch so sein, werdet auch kein Brot mehr bekommen. Magst keine Eier? Muß ich dir kein solches schicken? Legen alle Tage, 20-23 Hennen. Muß halt Eier sieden und mehr Milch zu Hause behalten, daß ich Topfen hab zum Kochen. Gebe immer 50 l her. [21.3.1915]

Die Pferde werden von Kommissionen gemustert und müssen teilweise abgegeben werden, Verkäufe sind nur mit Genehmigung zulässig:

Am kommenden Montag ist wieder Pferdemusterung. Wahrscheinlich kommt unser Pferd auch noch fort. Was fang ich denn da an und hilft alles nichts als fort lassen muß man es. [25.10.1914]

Den Heiß kann man jetzt überhaupt nicht verkaufen, weil 2 Monat keines mehr fort darf, dann blieb er doch stehen. [6.2.1915]

Der Jährling steht immer noch da, weil vom Bezirksamt noch keine Verkaufserlaubnis gekommen ist. [27.4.1915]

Ein weiteres Problem ist der Arbeitskräftemangel. Es ist schwierig, einen Knecht zu bekommen, weil die meisten Männer im Krieg sind.

Im September 1917 werden Soldaten auf dem Hof einquartiert, eine weitere Belastung für Anna.

Der Staat gab zur Finanzierung der Kriegskosten Anleihen aus. Johann ärgert sich, als Anna berichtet, dass der Pfarrer sie aufforderte, Kriegsanleihen zu kaufen:

Der Pfarrer ist ein echter Bettler; den soll man bei der Tür hinaus schaffen. Soll nur er recht zeichnen er verdient mehr wie ich. [13.10.1917]

Familien, bei denen der Vater im Krieg war, konnten Unterstützung bekommen. Zuständig für die Anträge war die Gemeinde. Anna bemüht sich längere Zeit darum, zunächst ohne Erfolg:

Beim Bürgermeister war ich auch schon wegen der Unterstützung. Der sagte, er muß sich zuerst befragen in Weilheim, kommt dann diese Woche einmal herüber auch wegen der Steuer; ob da nichts weg kommt. Für diese Jahr wahrscheinlich nichts, denn das wird erst im nächsten Jahr 1915 gerechnet. [12.10.1914]

Von der Unterstützung will der Bürgermeister gar nichts wissen, jetzt geh ich zum Faigel selber; die andern bekommen auch alle was. Wie ich das schreibe, ist der Polizeidienstboten gekommen und hat alles aufschreiben müssen, was wir Dienstboten haben, Tagwerk, Schulden und wann die Kinder geboren sind, jetzt wird ich dann schon auch was bekommen. Meßmerin hat schon für Sept., Okt. und Hälfte November 39 M erhalten. Ich und Gotermayrin noch nichts. Das ist eine Dummheit, wir müssen ja gerade so zahlen hoffentlich werden wir auch noch was bekommen. [15.11.1914]

Von der Unterstützung hab ich noch nie etwas bekommen. In Raisting bekommt es jeder. Der Bürgermeister ist viel zu bequem, daß er was thut. Da muß man bald wo anders schauen. [18.12.1914]

Von der Unterstützung habe ich halt noch nie einen Pfennig erhalten, Meßmerin erst am Sonntag wieder 36 M. Meiner Anschauung nach bekomm ich nichts, war erst heute mit dem Bürgermeister, der Kochbäuerin und der Christlin beim Bezirksamtmann selber; der sagte, er möchte es jeder geben, aber er kann nicht und wir drei sind nicht so bedürftig, daß wir Unterstützung brauchen. Ich kann jetzt nicht anders mehr thun und wenn ich halt nichts bekomme, dann verhungern wir auch nicht. [28.1.1915]

Habe wegen der Unterstützung schon zum Bürgermeister geschrieben, es heißt, es muß eine jede die Unterstützung bekommen, ob bedürftig oder nicht, das liegt nur an dem Bürgermeister, wie der einen hinstellt. [2.2.1915]

Von der Unterstützung hab ich heut 48 M bekommen, nur für die zwei Monate Januar und Februar und bloß für zwei Kinder; für Peter noch nichts. Die anderen 4 Monate waren gestrichen. Da werde ich halt nichts mehr bekommen. Bei der Kochbäuerin und Christlin ist es das gleiche, die habens auch nur für die zwei Monate bekommen. Weiß nicht, was da noch zu machen ist, etwas oder nichts. Die Hauptsache wäre nichts mehr und baldiger Friede, da wäre meine einzige Freude lieber Johann. [21.2.1915]

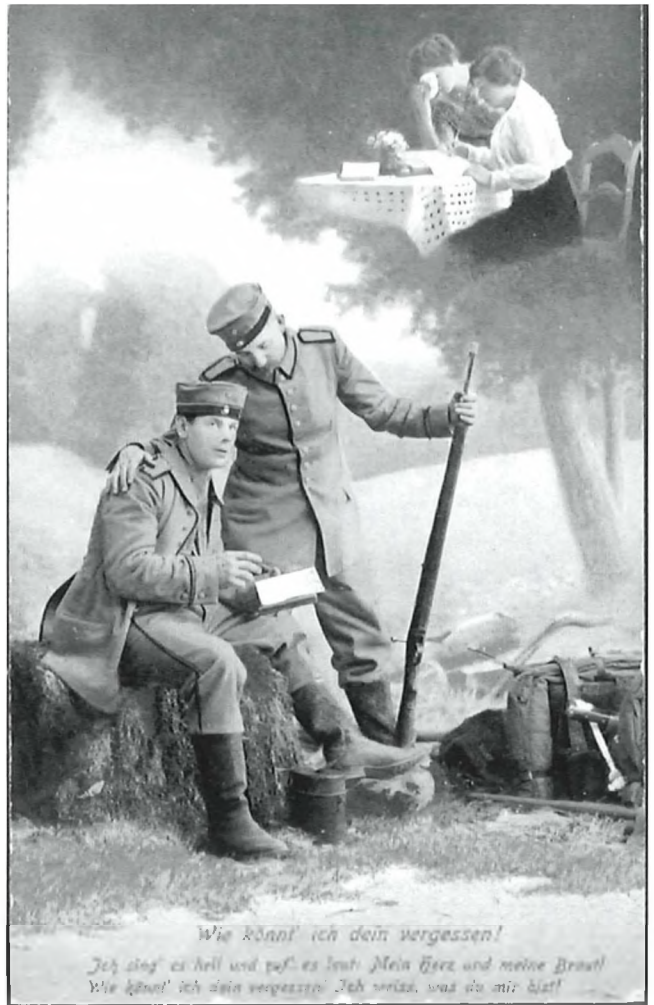
Johann und Anna - „Ich möchte vergehen vor lauter Kummer und Sorgen um dich!“

Der Briefwechsel zwischen Johann und Anna Schuster ist ein Dokument der Sorgen, der Ängste und der Liebe der Eheleute in der Situation der ständigen Unsicherheit durch den Krieg. Johann schreibt eher zurückhaltend, er äußert seine Gefühle meist in stereotypen Formulierungen über Annas und seine eigene Gesundheit und über die Hoffnung auf Frieden, die er fast identisch immer wieder verwendet:

Wenn nur einmal Friede würde, daß wir wieder heim kommen könnten. [23.11.1914]

Liebste Anna [2.2.1915]

Deinen Brief vom 28. Januar erhalten, und es freute mich, daß du wieder geschrieben hast und immer gesund bist. Ich bin Gott sei Dank noch immer gesund. [...] Das wäre ja auch mein einziger Wunsch, wenn es einmal Friede würde, daß ich wieder heim komme zu dir liebe Anna und zu den Buben. Habe schon hie und da recht Zeitlang namentlich nach dem kleinen Peter. Es wird die Zeit schon einmal kommen, daß wir einander wieder gesund und heil sehen.



*Wie könnt' ich dein vergessen!
Jeh sing' es heil und heil' es leut: Mein Herz und meine Braut!
Wie könnt' ich dein vergessen: Jeh wiss, was du mir bist!*

In fast allen Briefen und Karten Johanns geht es auch um die Bestätigung, dass er die vielen Pakete mit Lebensmitteln, warmer Kleidung und Zigarren erhalten hat, die Anna ihm geschickt hat. Obwohl er oft schreibt, dass es ihm gut geht und sie sich nicht so viel Arbeit machen sollte, schickt sie ihm ständig weitere Pakete:

Hier schicke ich dir eine Schachtel mit Socken, habe auch eine Unterhose, Hemd, Handschuh und Ohrenschilder dazu gethan. Wenn du alles nicht bei dir haben kannst, so schicke mir nur das alte zurück, denn wenn du wieder fort mußt, dann hast du gar so viel zum mitschleppen. Habe schon lange wieder Kummer wohin du wieder kommst. Der Meßmer schreibt immer schlechter wie du, er bekommt nie genug zu essen. Erst heute hat er wieder um Nudel und Eier geschrieben. Hätte auch dir recht gern was hineingethan, aber ich weiß ja nicht, wie lange es hergeht, bis du es bekommst und dann wird alles alt und ist nicht mehr gut zum essen. Schreibe mir; wenn du Hunger hast, dann schicke ich dir sogleich was dein Verlangen ist. Die zwei Hefte hat mir Herr Kaplan gegeben, die soll ich dir schicken, damit du etwas zu lesen hast. [21.10.1914]

Anna stellt ihre Nöte recht anschaulich dar. Die Briefe geben dadurch einen Einblick in die Gefühlswelt einer Bäuerin im Krieg, einer Frau aus einer Bevölkerungsschicht, für deren Denken und Fühlen es wenig Quellen gibt. Deshalb werden im Folgenden umfangreichere Auszüge aus den Annas Briefen wiedergegeben.

Dein Wasch habe ich erhalten und werde sie diese Woche noch wenn ich die Socken gestrickt habe dir schicken. [...] Der Alois Gugemos ist krank und liegt im Lazarett Germersheim. Seine Frau ist gestern zu ihm gereist. Vom Johann Mayr wissen sie schon drei Wochen nichts. Wie geht es denn dir wo du jetzt bist? Habe viel Kummer und Sorgen, weil



Anna Schuster

allerlei gesprochen wird. Schau nur recht auf dich, damit dir nichts passiert und du wieder gesund und munter heimkehrst zu deiner Gattin und lieben Kindern und das hoffen wir recht bald. [20.9.1914]

Anna schickt ihrem Mann einen geweihten Schutzbrief⁸, der ihn vor Verwundungen und vor dem Tod bewahren soll:

Auch muß ich einen Brief von Frau Zöberle beilegen. Wenn du diesen Brief immer bei dir trägst, dann passiert dir nichts. Lese ihn nur: Der Mesmer hat auch einen. Aber glauben mußt du was. [...] Lieber Johann, was hab ich immer zu thun, müßt ihr vielleicht noch weiter hinein? Denke immer an dich der erste Gedanke wenn ich erwache sowie der letzte bis ich schlafe. Auch der Peter sagt immer; wenns Nacht wird, kommt der Vater und bringt mir Wurst? [9.10.1914]

Sie wartet täglich sehnsüchtig auf Post von Johann:

Deinen Brief habe ich erhalten und geht mir gerade so wie dir; es ist immer meine erste Frage, wenn ich vom Feld nach Hause komme, ist kein Brief keine Karte da. Sogar der kleine Peter springt, wenn was kommt, und schreit Mami vom Vata a Brief! [25.10.1914]

Deinen Brief und Karte habe ich erhalten und daraus erfahren, daß du viel lieber bald bei uns wärest. Ich glaube es dir schon, lieber Johann, denke immer an dich besonders Abends.

Sage oft zu den Buben, wir gehen jetzt ins warme Bett und der Vater muß zuletzt halb erfrieren oder gar draußen im Freien sein. Wenn es doch bald anders ginge und du zu uns

8 Das zweiseitig beschriebene Blatt mit dem Gebet hat sich erhalten. Die Überschrift lautet: „Anrufung zu Gott und dem hl. Kreuze Christi“. Zu solchen Schutzbriefen siehe Kriss-Rettenbeck, Lenz: Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens. München 1971, S. 35. Die Auffassung von Anna, dass der Brief als sicherer Schutz wirkt, aber nur, wenn er geweiht ist und wenn man glaubt, entspricht einer theologischen Lehrmeinung, die aber nicht allgemein anerkannt war.

heimkehrst dann wäre es wieder ganz was anders in allem was wir thun. Das Paket wirst du schon erhalten haben, habe es schon am 22. Oktober abgeschickt. Der Vetter Jakob aus München war diese Woche auch da, er hat schon gesagt, daß es dir schwer gefallen ist, als ihr von München fort seid. [...] Schreibe mir recht bald wieder; denn es wird mir dann gleich wieder ganz anders, wenn ich wieder was von dir höre. [30.10.1914]

Mit banger Sorge warte ich schon bald acht Tage auf den Briefboten aber kommen thut nichts von dir: Warum schreibst denn du so lange nicht mehr? Bist du krank oder ist dir sonst etwas passiert? Bin immer in Kummer und Sorgen und kann oft gar nicht schlafen. [...]

Lieber Johann, schreibe mir doch recht bald wieder wo du jetzt bist und wie es dir geht. Habe immer sehr viel Zeitlang nach dir. [5.11.1914]

Es sind schon vierzehn Tage verflossen, seit du nichts mehr von dir hast hören lassen. Habe dir schon vier Briefe geschrieben, aber nie eine Antwort erhalten. Meßmerin bekommt alle 2 bis 3 Tage was. Habe sehr viel Kummer und Sorgen um dich und kann bei Nacht gar nicht mehr schlafen. Warte von Morgen auf Abend und von Abend wieder auf Morgen auf den Briefboten und nichts kommt. Lieber Johann, schreibe mir doch, damit ich doch einmal weiß, wo du bist und mir wieder etwas leichter wird, denn ich möchte vergehen vor lauter Kummer und Sorgen um dich. [10.11.1914]

Mit sehnlichstem Verlangen habe ich am 13. d. Monats deine Karte erhalten und wieder einen ganz anderen Mut bekommen, denn ich habe seit 26. Oktober nichts mehr von dir erhalten und deshalb viel Kummer und keine Ruhe mehr gehabt bei Tag und bei Nacht. Jetzt ist es mir gleich wieder wohler; wenn du nun wieder was hören läßt und noch immer gesund bist und das bin ich Gott sei dank auch und da kann man schon arbeiten da tut einem keine Arbeit was. [15.11.1914]

In Wielenbach sind schon 9 gefallen, in Pähl 6, in Raisting erst 2. Hoffentlich wird wohl dir nichts passieren bin immer in Kummer und Sorgen. [18.11.1914]

Deinen Brief und dein Karten habe ich erhalten, welche mich wieder ganz auftrösten und daß du doch immer gesund bist, dann wird es mit Gottes Willen doch einmal Friede werden, daß du wieder zu uns heimkommen kannst. Dann muß es wieder ein ganz anderes Leben sein lieber Johann. Der Peter sagt jetzt schon immer: [das] Christkind bringt den Vater. Habe dir am 24. November ein Paket mit Eßwaren abgeschickt, Frau Zöberle hat auch einen Käs dazu gethan, Melderin von Weilheim Zigarren und der Vater eine Taschenlampe. Hoffentlich wirst du doch alles bekommen. Habe alles gut verpackt, aber lange wird es hergehen. [27.11.1914]

Auch eine Karte der Kinder an den Vater ist erhalten geblieben. Sie zeigt einen Soldaten mit seinem Schutzengel und die Aufschrift „Lieber Schutzengel mein, laß dir meinen Vater empfohlen sein.“ Die Kinder haben geschrieben:

Lieber Vater!

Es sind schon drei Monate verflossen, daß du von uns fort bist. Haben oft recht Zeitlang nach dir: Beten alle Tage zum lieben Gott, damit er dich wieder gesund und recht bald zu uns heimkehren läßt. Viele herzliche Grüße von deinen Kindern Josef, Roman und Peter [8.12.1914]

Weitere Auszüge aus Briefen von Anna:

Es sind nun schon vier Monate verflossen, seit du fort bist, vergeht ein Tag um den andern mit Arbeit und Kummer; dann wird mit Gottvertrauen schon die Zeit auch einmal kommen, wo du wieder zu uns heimkehren darfst, und das wäre mein sehnlichster Wunsch, recht bald, lieber Johann. Die Buben möchten immer gern wissen, ob du schon Franzosen gesehen hast, sie sagen immer; daß du gar nie schreibst, was du alles siehst und zu thun hast. [29.12.1914]

Immer sieht man Soldaten gehen, nur von euch darf keiner heim. Hoffentlich wird doch bald Friede werden dann seid ihr doch die ersten heim, wie man immer hört. Der Peter schickt mich öfter fort, ich soll doch den Vater holen. Wenn ich nur das könnte, da ging ich gar weit. Habe schon oft recht viel Zeitlang nach dir lieber Johann und dir wird es auch nicht anders gehen. [14.1.1915]

Freut mich immer sehr; wenn du schreibst, muß mit thränenden Augen deine Briefe immer lesen, weil du mich so erbarmst und soviel aus halten mußst und jetzt noch das schlechte Wetter dazu, wenn es bei euch auch so ist wie bei uns. Die ganze Woche regnet es und geht der Wind, oft ein ganzer Sturm. [...] Hast du auch noch immer Geld und gute Socken? Bekommst immer genug zu essen? Das Bier und der Kaffee wird dir halt abgehen, meine immer; du mußst recht Hunger leiden, kümmerst mich oft recht, viel besser wie die Arbeit daheim, die geschieht alle nach und nach. Der Peter sagt jetzt immer: Aber da wird ich lachen, wenn der Vater kommt, der wird mich gar nicht mehr kennen, wie groß ich jetzt bin. [17.1.1915]

Der Gugemos Alois hat auch wieder fort müssen ins Feld hinaus. Der Manschn Sohn muß am Samstag auch fort. Die Leute werden immer weniger. Wenn nur bald Frieden würde, das wäre mein einziger Wunsch und meine einzige Freude, daß du wieder zu uns heimkommen könntest, lieber Johann. Habe ja oft die ganze Woche niemand, mit dem man ein rechtes Wort reden kann, die haben ja alle nichts als das dumme. [22.1.1915]

Wenn nur einmal Friede würde, daß ich dich wieder sehen könnte, das wäre meine einzige Freude lieber Johann. [15.2.1915]

Die ständige Angst davor, dass Johann sein Leben verlieren könnte, kommt im folgenden Brief besonders deutlich zum Ausdruck:

Vergangene Woche bin ich einmal ganz krank geworden vor lauter Schrecken. Geht Frau Vorstand vorbei, habe Dünger aufgelegt, und sagt: Das ganze Landsturm Btl. Weilheim ist vernichtet worden bis auf 2 Mann. Zur Großmutter hat sie das gleiche gesagt. Habe gar nicht mehr gewußt wohin vor lauter Schrecken, Jammer und Weinen. Am andern Tag hab ich dann gleich von dir eine Karte bekommen dann ist es mir gleich wieder ganz anders geworden. Wie man nur so etwas sagen mag. Wenn dir etwas passiert und kommst nicht mehr heim liebster Johann, dann will ich auch nicht mehr leben. Das könnt ich nicht über mein Herz bringen. Aber das hoffen wir nicht. Wir hoffen nur das beste und beten und vertrauen auf Gott dann werden wir schon gesund einander wiedersehen. [7.3.1915]

Haben recht schöne Osterfeiertage. Sitze ganz einsam in der Stube und bin in Gedanken immer bei dir; denn wenn eine Zeit ist, fällt es mir immer doppelt schwer, weil man so viele laufen sieht und von euch darf keiner heim. [5.4.1915]

In vielen Schreiben geht es um die Hoffnung auf Heimaturlaub und die Anträge dafür:

Der Meßmer soll acht Tage Urlaub bekommen. Was meinst, soll ich auch einmal eingeben, später hinaus, wenn kein Friede herschaut? Möchtest du nicht heim? Wäre freilich eine Freude, wenn du nur einige Tage heim dürfst, aber wieder recht hart, für dich und für uns, wenn du wieder fortgehen mußt. Weiß nicht, wie es besser ist, oder wie du meinst? Das Allerbeste wäre halt baldiger Friede, daß du heimkommen und dableiben dürfst, lieber Johann. [12.4.1915]

Aus Johanns Soldbuch ist zu entnehmen, dass er für Zeiten besonderer Arbeitsbelastung auf dem Hof mehrmals im Jahr Urlaub erhielt.

[Es] vergeht keine Viertelstunde im Tag, wo ich nicht an dich denke, liebster Johann. Hoffentlich wirst du wohl einen Urlaub bekommen, freue mich schon lange, denn bei dir kann ich mich wieder ausreden. Auch der kleine Peter kann



Hans Schuster

die Zeit gar nicht mehr erwarten, fragt immer: Kommt der Vater noch nicht bald? [17.5.1915]

Den Buben träumt so bei Nacht immer, daß der Vater gekommen und ihnen allerlei gebracht hat. [21.11.1915]

Einen besonders anrührenden Brief schrieb Anna anlässlich ihres ersten Hochzeitstages:

Liebster Johann!

Deinen Brief vom 23. ds. Monats erhalten, bin so erschrocken mußte ihn mit zitternder Hand öffnen, weil es deine Schrift auf der Adresse nicht war. Aber als ich zu lesen begann, liefen mir Thränen über die Wangen, weil er so schön und so herzerreißend war; und gerade zu der Stunde hab ich ihn bekommen, wo wir vor einem Jahr vor dem Altar standen und den Bund fürs Leben schlossen. Ist schon ein recht trauriger Tag für mich, sowie auch für dich, liebster Johann, weil wir nicht beisammen sein können, und Freud und leid miteinander zu teilen. Ist schon eine lange Zeit, seit du fort bist, wirst schon vieles ertragen müssen und hab manche Nacht schlaflos und in Gedanken bei dir; liebster Johann, zugebracht. Aber wir hoffen, daß es bald anders wird, vertrauen auf Gott und beten zu lieben Himmelmutter; bei der wir heute vor einem Jahr waren. Freue mich schon recht auf deinen Urlaub, denn bei dir liebster Johann kann ich mich wieder ausreden, was ich zu keinem Menschen nicht einmal zu meinen Eltern mehr sagen mag. Du bist ja mein Einziges und Liebstes auf der Welt. Bin schon recht froh, daß die Buben da sind. Könnte sie, wenn sie von mir selber wären, auch nicht lieber haben, namentlich den kleinen Peter: [27.4.1915]

Anfang Juni 1915 kommt Johann endlich auf Urlaub heim. Als er wieder im Feld ist, schreibt ihm Anna:

Namentlich an den ersten Tagen, da hab ich gleich gemeint, das Herz bricht mir ab und kann gar nicht mehr leben, aber es hilft alles nichts, muß mit wieder einen ganz

anderen Kopf aufsetzen, sonst kann ich auch nicht mehr arbeiten. [17.6.1915]

Im September 1917 schreibt Johann aus Jettenbach an Anna über seine Sehnsucht nach Anna und deutet an, dass sie schwanger ist. Im Januar des nächsten Jahres wird der Sohn Johann geboren.

Meine liebste Anna!

[...] Habe noch nie so Zeitlang gehabt als wie jetzt in dieser Gegend, aber es ist jetzt schon ein wenig besser; weil man die Leut schon besser kennt, halt nach dir; meine Liebste, habe ich recht Zeitlang [...] Iss und trink nur du mehr; denn du meine Liebste mußt jetzt für zwei essen.

Briefe aus dem Feld - „Es wird dieser schreckliche Krieg auch einmal ein Ende nehmen“

Johann Schuster gehörte dem K. B. Landsturm Batl. Weilheim, 2. Kompanie, an. Über seine Erlebnisse im Krieg schreibt er wenig, vielleicht, um Anna zu schonen, vielleicht auch, weil es verboten war.

Die Stationen seines Kriegsdienstes lassen sich recht genau feststellen. Seine Einheit wurde von München aus, wo sie im Wittelsbacher-Gymnasium einquartiert war, Ende September an die Westfront verlegt. Von der Schleussenkaserne in Strassburg aus kommt sie in das Fort Kronprinz von Sachsen bei Lingolsheim bei Strassburg und Anfang November nach Markkirch und St. Kreutz in den Vogesen an der Grenze zu Frankreich. Von dort, von der Front an der Diedeler Höhe, schreibt er nur, dass es sehr kalt ist [23.11.1914], und:

Wir sind wieder von St. Kreuz auf die St. Diedler Höhe marschiert und sind heut über Nacht über Nacht in Markkirch im Quartier; und morgen geht's wieder hinauf auf die Höh. [1.12.14]

Die verlustreichen Kämpfe erwähnt er nicht:

Sind noch immer auf der St. Diedeler Höhe, und sind ganz gut einquartiert, denn wir haben jetzt heizbare Blockhäuser. [21. 12.14]

Beruhigend für Anna soll wohl die einzige Briefstelle sein, in der über Kämpfe schreibt:

Die Franzosen lassen sich nicht sehen, die sind alle verschanzt wie wir; nur die Artillerie schießt hie und da Granaten und Schrapnells herüber und die unsern hinüber. Es wäre jetzt schon bald recht, wenn einmal Frieden würde, es wäre jedem recht, wenn man bald heim käme zu unseren Lieben. [6.1.1915]

Johann schickt auf Bitten Annas Fotografien. Sie antwortet:

Deinen Brief und dein Bild habe ich erhalten. Hätte dich bald nicht mehr gekannt mit deinem Bart, auch die Buben nicht. [...] Wie ich dich auf dem Bild gesehen, siehst du ganz gut aus und bist stärker wie daheim. Jetzt kann ich doch dein Bild ansehen, wenn mich der Zeitlang plagt und das kommt gar oft vor: [9.1.1915]

Die meisten Briefe Johanns enthalten neben den Ratschlägen für die Landwirtschaft den Dank für Briefe und Pakete, Informationen über das Wetter, die Verpflegung und die Gesundheit, dazu die Hoffnung auf Frieden und baldige Heimkehr:

Liebste Anna

Deinen Brief vom 28. Januar erhalten, und es freute mich, daß du wieder geschrieben hast und immer gesund bist. Ich bin Gott sei Dank noch immer gesund. Wir haben einen ganz annehmbaren Winter; haben nicht gar so viel Schnee, und ist nicht gar so kalt, ist schon zum aushalten. [...] Das wäre ja auch mein einziger Wunsch, wenn es einmal Friede würde, daß ich wieder heim komme zu dir liebe Anna und zu den Buben. Habe schon hie und da recht Zeitlang namentlich nach dem kleinen Peter: Es wird die Zeit schon einmal kommen, daß wir einander wieder gesund und heil sehen. [2.2.1915]



Johann Schuster (rechts) 1915

Johann hat oft Wachdienst. Darüber ist er zufrieden, aber einmal schreibt er:

Schade, daß wir immer in den Vogesen bleiben müssen, wären schon bald froh, wenn es einmal Feinde gäbe. [3.5.1915]

Im Juli sind sie immer noch in der gleichen Stellung:

Hier könnt man es schon aushalten bis zum Frieden, aber 14 Tage sind gleich wieder vorbei. Wir wären alle froh, wenn wir einmal wo anders hin kommen würden, denn jetzt sind wir schon beinahe 9 Monate in einer Stellung mitten im Wald, wo man nichts sieht als Himmel und Holz, da bekommt man schon satt. [17.7.1915]

Immer wieder schreibt Johann über seine Hoffnung auf Frieden:

Jetzt ist schon ein ganzes Jahr vergangen, daß ich fort bin von dir liebste Anna, und allen lieben Meinen und der Krieg ist noch nicht zu Ende. Verzage nur nicht, liebste Anna, es wird die Zeit auch einmal kommen, daß es Friede gibt, und ich wieder heimkommen kann zu dir und allen Meinen wird das eine Freude sein, liebste Anna.

Es grüßt dich herzlichst dein dichliebender Johann [10.9.1915]

Es wird dieser schreckliche Krieg auch einmal ein Ende nehmen, ist der dreißigjährige Krieg auch gar geworden. [15.10.1915]

Anfang Dezember 1915 wird die Einheit von der Front zurückverlegt in ein Fort bei Kehl, wo sie bis Ende April 1916 bleiben. Johann schreibt:

Wir haben jetzt eine gute Zeit, denn wir haben hier nur Wach und Arbeitsdienst das kann man schon machen. [7.1.1916]

In dem Fort bewachen sie gefangene russische Soldaten. [27.1.1916]

Mitte Mai, nach einem Heimaturlaub, wird die Einheit wieder in die Vogesen versetzt. Johann berichtet, dass sie Reservestellungen ausbauen müssen, ziemlich weit weg von der Front. *Das Infanteriefeuer hört man gerade noch.* [28.5.1916]

Wieder schreibt er über seine Hoffnung auf Frieden:
Du glaubst, daß es heuer gar nicht zum Frieden kommt, und ich sage dir; daß es heuer noch zum Frieden kommt, so kann es nicht immer fortgehen, es hat alles einen Anfang und ein Ende. Verzage nur nicht, liebste Anna, es wird schon wieder alles recht werden. [19.6.1916]

Ab Juli ist Johann wieder an der Front, im August erhält er Ernteurlaub. An Weihnachten ist er immer noch in Stellung:
Es ist mir schon auch hart angekommen, daß ich nicht zu dir und zu den Buben heim habe dürfen. [...] Weihnachten haben wir gut gefeiert, sind gerade in Ruhestellung. Mittwoch den 27. kommen wir wieder in Stellung. [26.12.16]

Aus dem nächsten Brief kann man die Verzweiflung über die ständige Todesgefahr im Grabenkrieg herausspüren, auch wenn Johann nicht auf die Situation eingeht:

*Meine liebste Anna!
[...] Habe nur Geduld und verzage nicht, es muß die Zeit auch einmal kommen, daß es Frieden wird, den Alle könnens doch nicht umbringen.* [3.1.1917]

Aber auch im März bleibt ihm nur die Hoffnung auf Frieden:

Wäre schon bald froh, wenn dieser Krieg einmal ein Ende nehmen würde, daß ich wieder zu dir, meine Liebste, heimkehren könnte. [16.3.17]

Im Juni 1917 wird Johann endlich in die Heimat zu einer Ersatzabteilung in die Heimat versetzt, und zwar zuerst nach Lechfeld und dann nach Jettenbach bei Kraiburg am Inn, wo er Wachdienst in einem Lager mit gefangenen russischen Soldaten hat. Entlassen wird Johann im Frühjahr 1918. Am 29.10.1917 erhielt er als Gefreiter das Eiserne Kreuz II. Klasse.

Außer den Briefen und Karten Johanns haben sich einige Briefe des Schwiegervaters von Johann, von Annas Bruder Karl und von Hans Hoffmann, dem Knecht, erhalten.

Georg Schmid schrieb an Johann über seine Erwartungen im Hinblick auf den Krieg:

Meine auch sicher, daß es bald zum Frieden kommt, so gewaltigen Schlägen hält der Feind nicht mehr lange stand. Viele herzliche Grüße und ein recht baldiges Wiedersehen wünscht Georg Schmid Vater [25.2.1915]

Der schuftige Italiener hat auch noch angefangen aber sei getrost der bekommt grad so viel Schläge wie die anderen. Man sagt bei uns, es kann jetzt schneller Friede werden wie zuvor wenn Italien ein paar Schlagen bekommt so hats die Revolution gleich im eigenen Land. Man liest so schon immer von Aufruhr Volk hat keinen Krieg wollen

Georg Schmid [30.5.1915]

Karl schreibt über die Kriegsergebnisse und über seine Gefühle genauer als Johann. Im Juni 1916 war er im heftig umkämpften Fort Douaumont bei Verdun. Er deutet seine Erlebnisse in der „Blutpumpe“ von Verdun an:

Bin von der Stellung wieder gut zurückgekommen. Da kannst du dir keinen Begriff machen, wie es hier aussieht [...] [22.6.1916]

Deutlicher ist der Brief von Hans Hoffmann:

*Frau Anna Schuster Ökonomensgattin
Werte Bäuerin*

Will euch nur wieder ein Lebenszeichen schreiben. Kann euch nur schreiben, daß ich am 25. Juni vor Verdun bei einem großen Sturmangriff schwer verwundet wurde durch einen Granatschuß. Mein linker Arm ist bereits lahm. Bin am 28. nach Kaiserslautern gekommen. Bin gleich operiert worden. Weiters nichts Neues. Viele Grüße sendet euch allen der ferne Hans Hoffmann auf Wiedersehen [2.7.1916]

Anna schickt ihm ein Paket, er bedankt sich:

Habe eure Karte und Paket mit größter Freude erhalten. Freut mich sehr; daß ihr für mich ein solches Paket geschickt habt. Kuchen schmeckt sehr gut. Hoffentlich ist der Johann noch gesund. Mit meiner Verwundung geht es jetzt besser. [17.7.16]

Karl schreibt an Anna im Oktober von der Front an der Somme über die schweren Verluste seiner Einheit [20.10.1916], einige Tage später, dass er schon viele Kameraden verloren hat. [4.11.1916]

Auch Weihnachten muss er im Schützengraben verbringen:

Ich muß Weihnachten im Graben feiern, aber es ist ganz gleich, wir feiern es einfach wie früher. Habe auch das Eiserne Kreuz erhalten, aber lieber wäre mit der Frieden. Vielleicht kommt er bald. [16.12.1916]

Seine Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges begründet er mit dem U-Boot-Krieg:

Es wird noch einmal wild aufgehen. Hoffentlich tun die U-Boot ihre Schuldigkeit. Dann wird es schneller zu Ende gehen. [13.2.17]

Er meint, England sei in 3 Monaten ausgehungert. [21.2.1917]

Um endlich heimzukommen, wünscht er sich eine kleine Verwundung. [5.3.1916]



Johann Schuster mit seiner Einheit beim Schützengrabensbau (1917)



Roman Schuster als Soldat

Der 2. Weltkrieg

Aus dem 2. Weltkrieg haben sich 62 Schriftstücke der Familie Schuster erhalten, vor allem Briefe und Postkarten. Die Mehrzahl, 43, stammt aus den Jahren 1941 und 1942, die meisten sind Briefe der Söhne Johann und Peter von der Ostfront.

1941 schrieb ein Bekannter der Familie, Max Rahm, eine Postkarte aus Paris, in der er sich, trotz der deutschen Siege, pessimistisch äußert:

[...] Ja da dürfens aufhören mit dem Kriegführen. Ach was wird das noch alles werden, ich sehe schwarz. Bin immer noch in Frankreich, bin gesund und munter. Hans schreib mir, daß es ihm sehr gut geht und gefällt ihm auch gut. Dagegen Peter nicht viel wissen will vom Barras. [Pfungsten 1941]

Der Sohn Roman, nach dem Tod Josefs das älteste der Geschwister, wurde als erster eingezogen, aber schon im Sommer 1941 wieder entlassen. Peter musste im Februar, Hans im August 1941 in den Krieg. Auf dem Hof wurde ein Kriegsgefangener zur Arbeit eingesetzt. Darüber hat sich eine Rechnung der Gemeinde Wielenbach erhalten. Berechnet wurden für 30 Tage je 1.10 RM [1.6.1941]. Ein Gefangenlager befand sich nordöstlich von Wilzhofen in einer Baracke.⁹

Ein Antrag des Vaters um Urlaub von Peter für die Herbstsaatbestellung wird von der 3. (Bau) / Nachr. Ers. Abt. 7, der Peter angehörte, am 29.9.1941 abgelehnt.

Die Belagerung von Leningrad - „Beiderseitiges schweres Artilleriefeuer“

Ende Oktober erhalten die Eltern einen Brief von Hans, dessen Einheit bei der Belagerung Leningrads eingesetzt war:

[...] Sind jetzt ganz hoch im Norden droben in der Nähe von Petersburg, war eine sehr weite und lange Fahrt. Sind

durch ganz Frankreich, Deutschland, Litauen und Lettland und dann endlich in Rußland gelandet. Dann könnt ihr es ausrechnen so ungefähr wieviel Kilometer das sind. Sind hier in Stellung, ist hier sehr lebhaft, aber Petersburg muß bald fallen. Zuerst haben wir schon so dumm geschaut, wie die ersten Kugeln nach langer Zeit wieder an uns vorbei surrten, aber man gewöhnt gleich alles wieder: Es ist ein schwerer Kampf hier herüber, hoffentlich wird es heuer mit Rußland noch gar, ich glaub schon. Ich kanns gar nicht beschreiben, wie arm hier die Leute sind, sie leben in so Holzhütten und ist lauter Dreck drinnen und zum Essen haben [sie] bereits gar nichts, nur Kartoffeln und Rüben, Brot sieht man überhaupt nicht. Das nennen sie das Paradies auf Erden. Ist hier schon sehr kalt, haben Mitte Oktober schon einmal 12 Grad Kälte gehabt. Heute geht ein eisiger Schneewind, haben auch schon ziemlich Schnee. Wie wir in Frankreich einluden, hatten wir noch 30 Grad Wärme und als wir nach 5 Tagen ausluden diese Kälte, das ist ein Temperaturwechsel. Aber das macht einem Soldat nichts aus, denn wir sind schon abgehärtet. [...] [29.10.1941]

Peter ist auch im Osten, und zwar in der Ukraine, in Charkow und Lemberg. Die Ansichtskarten von dort sind, meint er, nicht angekommen, weil Ortsangaben in Briefen verboten sind:

[...] Hans soll in der Nähe von Leningrad sein, soweit bin ich nicht in Rußland drinnen; auch geht es hier gut, haben ein schönes Lager mit Betten und Heizung, aber leider dürfen wir nicht schreiben wo wir sind. [...] [6.11.41]

Er berichtet von einer Dienstreise:

[...] Ich war jetzt dienstlich verreist, 8 Tage war ich von der Kompanie weg nach Krakau, Warschau, Tomaschow, Lemberg, Kiew und nach Lemberg zurück. Das war eine schöne Fahrt, alles mit der Eisenbahn. [...] [23.11.1941]

Von Hans erhalten die Eltern Nachrichten über die Belagerung von Leningrad. Einige Auszüge aus den Briefen:



Johann Schuster als Soldat

⁹ Freundliche Mitteilung von Herrn Franz Lampl, Wilzhofen



Gedenkkreuz für Johann Schuster in Wilzhofen

Sind jetzt ganz an der Küste, ist schon alles zugefroren. Ist hier sehr lebhaft, beiderseitiges schweres Artilleriefeuer und Ausbruchversuche. [7.11.1941]

Sind jetzt ganz an der Küste eingesetzt, gegenüber liegt Kronstadt und links Petersburg. Hier rührt sich immer was. Es ist sehr kalt und es geht ein eisiger Nordwind. Wir haben sehr warme Mäntel bekommen. Bauen jetzt gerade einen massiven Unterstand, damit wir in Deckung gehen können und halt auch wohnen. Hab heute 130 M heimgeschickt, hoffentlich kommt es an, haben alle das Geld heimgeschickt, denn hier können wir kein Geld brauchen. [11.11.1941]

Matthias Reiser schrieb Anfang Januar 1942 an seinen ehemaligen Kameraden Roman Schuster einen Brief aus dem Hohen Norden:

[...] In Belfort war es ja ganz nett, dagegen hier im Norden fehlt es überall, erstens kann man nichts kaufen, weil alles zerstört ist und nichts wie Holz und Felsen, auch zerschossene russische Panzer liegen massenhaft im Straßengraben, kann dir nicht so alles schreiben. Wenn wir zu einer Stadt wollen, sind es noch über 100 km, nämlich eine finnische Stadt, Rovaniemi. Sind am 6.9.41 von Frankreich fort und am 23.9. sind wir auf russischem Boden angekommen. [...] Es ist alles zerstreut, die ganze Kompanie, und haben verschiedene Aufgaben. [...] Sind in einer kleinen Hütte untergebracht, sind zu dritt, haben sehr einsames Leben. [Er berichtet über Wachen, Holzmachen, Kälte von -45 Grad, dass er schon ein Jahr nicht mehr in Urlaub war...] Lieber Roman, deine Brüder sind auch in Rußland und sind glücklich durchgekommen. Da es schon viele gekostet hat, hoffen wir, daß 1942 den Frieden bringt. Will sehen, wie lange wir hier in dem kalten Norden bleiben, haben aber schon viel gesehn, wenn wir auch nichts mitgemacht haben im Kampf. [5.1.42]

Der Tod von Hans Schuster - „Er ist an meiner Seite gefallen“

Hans Schuster wurde Mitte Dezember 1941 weiter in den Osten verlegt. Ende Februar 1942 schrieb er nach Hause:

[Er bedankt sich für die Briefe und ein Paket, er ist gesund, ...]

Sind ganz in vorderster Front, geht sehr lebhaft zu, aber man muß halt Glück haben. Wäre froh, wenn wir endlich einmal abgelöst würden. Muß wieder schließen, hab nicht

länger Zeit. Es grüßt Euch alle euer Hans. Auf Wiedersehen! [23.2.42]

Dies war sein letzter Brief. Zwei Tage später, am 25. Februar, fiel er in einem Gefecht. Erst im Mai erfuhr die Familie durch den Brief eines Kameraden die Umstände seines Todes:

Osten den 10.5.42

Herrn Roman Schuster

Lieber Herr Schuster!

[...] Hab mit Ihrem Bruder den ganzen Einsatz mitgemacht. Er ist auch an meiner Seite gefallen. Hab als Oberbayer, bin von Unterammergau, oft mit ihm über unsere schöne Heimat und die herrlichen Berge, die er über alles liebte, gesprochen. Leider durfte er sie nicht wiedersehen. Unser Flakzug wurde am 19.12. einem Schibattl. zugeteilt und kamen in die Nähe des Imensees. Es war für uns eine böse Zeit, waren oft Wochen Tag und Nacht im Freien bei 40 Grad Kälte, stets in schwere Kämpfe verwickelt. Mit der Zeit war unser Zug nicht mehr einsatzfähig und wir wurden als Infanteristen eingesetzt. Dann kam jener verhängnisvolle 25. Februar. Ich stand mit einem Kameraden auf einem Stützpunkt mitten im Wald Posten am M.G., als wir mittags 1 Uhr von hinten von einem 30 Mann starken Stoßtrupp überfallen wurden. Ich nahm allein den Kampf auf, mein Freund alarmierte die Kameraden, welche ein paar hundert Meter weiter hinten in einem Bunker beim Wärmen waren. Als sie kamen, ging Hans zu mir ans M.G. Wir schossen, was rausging. Es dauerte wohl eine Stunde, als Hans der tödliche Schuß traf. Er sank zusammen, seine einzigen Worte waren: Jetzt hats mich erwischt. Ein Kamerad zog ihn vom M.G. weg, ich durfte das Schießen nicht aufhören, sonst wären wir alle verloren gewesen. Hans hatte einen Bauch- oder Magenschuß erhalten, mußte nicht mehr leiden, still und ruhig, wie er gelebt, schloß er nach einigen Minuten für immer die Augen. In Winnie Kolow, einem zerschossenen Russendorf, fand er inmitten vieler Kameraden seine letzte Ruhe. Wie wir abgelöst wurden, konnten wir das Grab besuchen, es ist ein schöner Friedhof mit Birkenkreuzen.

Hans war uns allen ein lieber Kamerad, er wird uns unvergessen bleiben. Alle, die ihn kannten, können auch verstehen, welche Lücke sein Heldentod in Eure Familie riß. Nehmen sie mein und aller Kameraden herzlichstes Beileid. Vielleicht kann ich Ihnen einmal mündlich alles erzählen.

Als unbekannt erlaubt sich zu grüßen Gefr. Klemens Reindl

In Wilzhofen fand eine Totenfeier statt, von der sich Fotos erhalten haben.

Peter Schuster in Lemberg und in Ungarn - „Sonst bleiben keine mehr übrig“

Peter ist weiter in Lemberg stationiert. Einige Auszüge aus seinen Briefen:

Bin jetzt wieder bei der Kompanie in Lemberg und hoffe, daß wir längere Zeit hier bleiben. Hab jetzt Pferde übernommen. [...] Um mich braucht Ihr [Euch] nicht kümmern, ich werde mich schon durchschlagen. Im Krieg kann man nichts sagen, wen es trifft, ist Schicksal. Übermorgen wird wieder ein Kamerad von uns begraben, ist ein Zünder los gegangen, 2 schwer verwundet und einer tot. [...] Auf ein baldiges Wiedersehen! [19.4.1942]

Lieber Vater, es tut mir sehr leid, daß ich keine Zigarren schicken kann. Es ist streng verboten worden. Wir bekommen selbst nichts mehr; wird immer schlechter; wenn nur den Krieg der Teufel holen soll. Laßt es Euch nur gut gehen, wenn Ihr kein Fleisch mehr habt, schlachtet eine Kuh. [18.6.1942]

[Brief an die Schwester Anni] Mußt jetzt immer viel arbeiten, aber laßt Euch nur Zeit, was Ihr nicht heimbringt, soll verrecken draußen. [...] So geht es mir gut, nur der Magen muß leiden, aber man muß es aushalten, denn man ist nicht



Peter Schuster als Soldat

allein. [...] Die Leute hier sind arm, das Heu tragen die Bauern heim in Tüchern. [[24.6.1942]

Aus Russland brachte Peter Fotos mit nach Hause, die die schreckliche Realität des Krieges zeigen: Zerschossene Fahrzeuge, zerstörte Gebäude, tote Pferde, die Leichen von Soldaten, Gräber. Außerdem fanden sich im Nachlass vier Fotos, datiert Lemberg 2. 10. 1941, die die exhumierten Opfer eines Massakers zeigen und Menschen mit vor das

Gesicht gehaltenen Tüchern, die sie identifizieren. Ganz ähnliche Fotos aus Lemberg sind veröffentlicht.¹⁰ Bei diesen handelt es sich um die „Identifizierung von NKWD-Opfern durch Angehörige in Lemberg, Anfang Juli 1941“. Vor ihrem Abzug im Sommer 1941 verübten die Sowjets in fast jedem größeren Ort „gräßliche Verbrechen“. ¹¹ Das größte Massaker waren die Massenerschießungen in den Gefängnissen von Lemberg kurz nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941, während die deutsche Luftwaffe die Stadt bombardierte. Nach dem Abzug der Sowjets am 28. Juni wurden die Toten, es waren um 3000, die meisten junge Ukrainer, Polen und Juden, politische Gegner und Aufständische, in Massengräbern beerdigt. Bei der Exhumierung entstanden die Fotos. Peter Schuster war wohl in dieser Zeit oder kurz danach in Lemberg (Briefe vom 23.11.1941 und vom 19.4.1942).

Die Fotos, die Peter Schuster mit nach Wilzhofen brachte oder schickte, scheinen aus einer Serie zu sein. Es ist also nahe liegend, dass die Fotos von Peter Schuster ein Hinweis darauf sind, dass die Wehrmacht solche Fotos als Propaganda gegen die Sowjetunion an die Soldaten verteilen ließ.

1944 und 1945 war Peter in Ungarn. Am 30. September 1944 starb der Vater. Einige Auszüge aus den Briefen Peters aus Ungarn:

Wir schauen oft aus wie die Schweine, aber es geht alles vorüber; man muß halt immer das beste hoffen und so vergeht ein Tag um den anderen. [7.2.1944]

Ich bin zur Zeit in der Nähe von Stuhlweißenburg. Hier geht es lebhaft zu, aber es geht alles vorüber; nur nicht verzagen, immer standhalten. [...] einmal muß ein Ende kommen, ewig kann der Krieg nicht dauern, [...]

So vergehen Tage und Jahre, morgen werden es 4 Jahre, daß ich von Euch Lieben weg bin. [3.2.1945]

Wenn noch einmal der Krieg zu Ende ging, hoffen wir bald, sonst bleiben keine mehr übrig und sehen die Heimat wieder. [16.3.1945]

10 Musial, Bogdahn, „Konterrevolutionäre Elemente sind zu erschießen“. Die Brutalisierung des deutsch-sowjetischen Krieges im Sommer 1941. Berlin München 2001, nach S. 184

11 Zitat und nachfolgende Ausführungen wie Fußnote 10, S. 102-114



Zerstörte Häuser in Russland



Zerstörter Panzer in Russland („Andenken aus Russland. Schuster Peter“)



*Identifizierung von Massakeropfern in
Lemberg, datiert 2.10.1941 (4 Fotos)*

... sie durften nicht mehr Landsberger Bürger sein

Zur Diskriminierung und Vertreibung der jüdischen Familien Landsbergs 1933 - 1945

Volker Gold und Franz Xaver Rößle¹

Teil I

Antijüdische Aktionen und bürokratische Maßnahmen in Landsberg

Einleitung

Als Lothar Westheimer, am 12.05.1912 in Landsberg geboren und dann 1938 zwangsweise in die USA emigriert, mit seinem Brief vom 15.03.1988 von der Stadt Landsberg die Aufhebung ihrer Naziedikte zur Judendiskriminierung anregte, gab er auch den Anstoß, dieses Kapitel der Stadtgeschichte nicht zu vergessen.

Der Stadtrat der Stadt Landsberg beschloss am 21.09.1988, dass diese Anordnungen und Maßnahmen der Stadt gegen die Juden als menschenrechtswidrig und nichtig anzusehen sind. Er tat dies sowohl in dem Wissen, dass alle völkerrechtswidrigen Gesetze und Verordnungen des 3. Reichs gegen die Juden bereits durch Kontrollratsgesetz der Alliierten ohnehin aufgehoben waren, als auch eigens zur Bestätigung und als Bekräftigung gegenüber den früheren jüdischen Familien vor Ort.

Bald darauf, am 02.04.1989, hat mich völlig unabhängig davon Volker Gold in einem persönlichen Brief darauf hingewiesen, dass man dem Vergessen dieses Kapitels der Stadtgeschichte entgegenwirken sollte.

Im Folgenden sollen die wichtigsten der Maßnahmen und Ereignisse dargestellt werden, die nach den Akten und Veröffentlichungen für die Landsberger Juden unmittelbare Auswirkungen hatten.² Vergessen wir aber nicht das nicht aufgezeichnete Unrecht, das in der offiziellen und öffentlichen Ächtung liegt. Dieser Beitrag ruft gleichfalls in Erinnerung, dass Landsberger auch helfen konnten - Familien der Vorderen Mühlgasse den Eltern Westheimer und Bewohner der Alten Bergstraße der Familie Simon.

Es begann 1933: „Kauft nicht bei Juden“

Der sog. Aprilboykott jüdischer Geschäfte fand auch in Landsberg seinen Niederschlag, allerdings relativ verhalten. Am 01.04.1933 meldete sich ein sog. Schutzbund für Handel und Gewerbe zu Wort, der die drohende Gefahr von „Kaufhäusern, Filialbetrieben und sonstigen Schädlingen“ heraufbeschwor – letzterer Ausdruck bedurfte wohl damals schon keiner besonderen Kommentierung. Und so folgten Werbeanzeigen, die dazu passten, am 04.04.1933 mit der Formulierung „größtes christliches Spezialgeschäft am Platze“ – eindeutig gegen das Geschäft von Max Westheimer gerichtet - und am 12.04.1933 von Bernhard Müller mit dem Text „Rein deutsche Firma – christlicher Inhaber“. Darüber platziert war die Annonce Max Weimanns, Bürger jüdischen Glaubens, für sein Trachtenmodengeschäft.

Einige Zeit später beklagte sich mit Brief vom 16.10.1933 der Landsberger Student und Geschäftssohn A.L. beim bayerischen Ministerpräsidenten darüber, dass immer noch tüchtige jüdischen Geschäftsleute auch von arischen Kunden bevorzugt würden: Da reagierten die städtischen Oberen noch mit der Bemerkung, dass „verschiedene Firmen dahier dem Geist der Zeit nicht immer ganz Rechnung getragen haben und so allmählich zurückgeblieben sind“ – unterzeichnet vom rechtskundigen NS-Bürgermeister Dr. Schmidhuber auf Vorschlag seines Stellvertreters 2. Bürgermeister Feistl im Schreiben vom 12.12.1933 an das Wirt-



Abb. 1: Die Zeitungsannoncen von Max Weimann und Otto Fellen

schaftsministerium. Hintergrund dieser überraschend maßvollen Reaktion dürfte aber gewesen sein, dass damals solchen Aktionen dann auf Grund negativer Auslandsreaktionen von Oben her Einhalt geboten wurde; das Regime war noch vorsichtig.

1934 Die Stimmungsmache erfasst Landsberg

Beim Aufruf zur so genannten „Arbeitsschlacht“ teilte die NS Hago³ durch deren Kreisamtsleiter mit, dass auch Plaka-

1 Teile I und 3 dieses Beitrages wurden von F. X. Rößle geschrieben, Teil 2 von V. Gold

2 Mit dem Thema haben sich bereits beschäftigt: Anton Posset, Landsberg und die Juden, in: Themenhefte Landsberger Zeitgeschichte, 1993, S. 43 – 45; Hermann Kriegl, Adolf Hitlers „treueste Stadt“, 2003, insbes. S. 251 ff.; Barbara Fenner, Es konnte überall geschehen. Landsbergs schwierige Zeitgeschichte, 1995; „Bilder aus einer deutschen Kleinstadt. Landsberg 1923-1958, hrsg. von Martin Paulus u.a., 1995; Angelika Eder, Flüchtige Heimat, Jüdische Displaced Persons in Landsberg am Lech 1945-1950, 1998, dort v.a. S. 20-48; Wolfgang Daum, Entnazifizierung in Landsberg, Das Befreiungsgesetz vom 5. März 1946 und seine praktische Durchführung, 1996, v.a. Falldarstellungen ab S. 196; Edith Raim, Das Schicksal jüdischer Frauen in Landsberg und Umgebung. 1933 bis 1939 und 1944/45, in: Bemerkenswerte Frauen in und um Landsberg, hrsg. von der Gleichstellungsstelle des Landratsamtes Landsberg, 2001; teilweise auch Walter Drexl, Politik und Alltag, Landsberg 1920-1948, hrsg. von der Stadt Landsberg, 1998.

Der hier vorliegende Beitrag umfasst im Gegensatz zu obigen Veröffentlichungen die Geschichte aller jüdischen Landsberger. Er beruht auf den teilweise noch vorhandenen Akten im Stadtarchiv Landsberg über die Vertreibung der Juden aus Landsberg: 064 von 1935-1946 „Judenfrage“; 153 von 1933 „Westheimer, Max Reichszuschuss für Gebäudeinstandsetzung“; von 1935 „Maßnahmen gegen die Juden“; von 1938 „Übernahme des Kaufhauses Westheimer ...“; von 1938 „Auswanderung der Familie Max Israel Westheimer ...“; von 1939 „Passfotos der Auswanderer“; 322 von 1988 „Schriftwechsel des Oberbürgermeisters über den Besuch der Familie Westheimer, 1988-1999. Ferner beruht er auf Veröffentlichungen der damaligen Landsberger Presse und Interviews, die die Autoren 2007 mit Zeitzeugen geführt haben.

te mit dem Text „Wer bei Juden kauft ist ein Volksverräter“ von den Geschäftsleuten bezogen werden können. Dies nimmt die Ausgabe 64 der Landsberger Neuesten Nachrichten (im Folgenden LNN)³ zum Anlass, genau diesen Satz als Balkenüberschrift über den Anzeigenteil zu setzen. Am 06.09.1934 verbietet die Stadt „das Handeln in jüdischer Sprache“⁴ Antijüdische Ausfälle sind bei der Eröffnung der sog. Braunen Messe am 20.09.1934 durch Gauleiter Rippold nachzulesen, darauf folgend aus dem Mund von Bürgermeister Dr. Schmidhuber bei Gründung der Künstlergilde am 25.10.1934 und in der Ausgabe 220 auf dem Bezirksbauerntag in Landsberg aus dem Mund von Gaufachberater Suttner. Gauleiter Rippold meinte gar, die Partei mit den Worten „Dies [d.h. die Vernichtung der Warenhäuser d.A.] wie die restlose Ausmerzungen der Juden ist nicht eingetreten“ sozusagen entschuldigen zu müssen. - Im gleichen Jahr begann man, die Beflaggung jüdischer Geschäfte an Feiertagen zu kontrollieren.

1935 Die Kampagne „Juden sind unerwünscht“ bereitet die Nürnberger Gesetze vor

Eine neue Phase reichsweiter Aktionen mit Auswirkungen in Landsberg folgte erst 1935, aber dann in mehreren Kampagnen. Dazu gehörte ein Verbot der Beflaggung von Häusern für die Juden – eine besonders infame weil indirekte Art der Ausgrenzung, die psychologisch die Nürnberger Gesetze vorwegnahm.

Das Polizeiamt der Stadt teilte der Schutzmannschaft (örtliche Polizei) am 11.03.1935 mit, dass den Juden eine Beflaggung mit Hakenkreuz und Reichsfahne nicht gestattet sei. Die Bestätigung der Kenntnisnahme dieses Erlasses hatten die Juden zu unterschreiben. Dies taten denn auch Minna Fischel, Weimann, Willstätter, Schießinger und Westheimer. Aber befolgt haben die Landsberger Juden diesen Erlass damals ganz offensichtlich nicht, denn am 12. 07. beantwortete Dr. Schmidhuber eine Anfrage der Regierung von Oberbayern zum Nationalfeiertag, dass auch die jüdischen Geschäfte die bayerische und die schwarzweißrote Flagge gehisst hatten. Er verband dies entschuldigend mit dem Zusatz: „Irgendwelche Unzuträglichkeiten waren bis jetzt nicht zu verzeichnen.“

Das Jahr 1935 war auch andernorts gekennzeichnet von einem Hin und Her, das wohl bei den assimilierten jüdischen Bürgern auch immer wieder Hoffnung weckte.⁶ Ermittlungen der Schutzmannschaft mit Bericht vom 11.03.1935 (s.u.) gegen Max Westheimer auf Grund einer Denunziation zeigen aber die feindselige Grundtendenz des Regimes und auch weiter Teile der Gesellschaft.

Dann folgte aber wiederum ein Stoppsignal von oben. Das Innenministerium wies am 25.06.1935 die Bezirksbehörden unter dem Betreff „Judenboykott“ die untergeordneten Behörden an, „Schilder und Klebezettel mit der Inschrift „Juden sind unerwünscht“...an amtlichen Wegweisern u.a. zu entfernen. Die Vollzugsmeldung vom 05.07.1935 der Stadtpolizei lässt gleichzeitig erkennen, in welchem Maß sich auch Landsberg an der Aktion beteiligt hatte: Es heißt dort „Die hier an den Bäumen, Bayertor, Postgebäude, Sandauervorstadt angebrachten Plakate „Juden sind uner-

wünscht“ wurden nunmehr entfernt.“ Erwähnt wird am 06.07.1935, wohl auf Nachfrage, dass sich auch an den wegweisenden Verkehrsschildern keine Plakate befunden hätten.

Diese Kehrtwendung hatte offensichtlich die Parteibasis verunsichert, denn schon am 01.07.1935 teilte das Innenministerium unter dem Betreff „Umgang mit Juden“ unter dem Signum „streng vertraulich“ mit, dass allen Parteigenossen der persönliche Verkehr mit Juden verboten sei. In gewundenen Formulierungen werden die Parteigenossen aber gebeten, durch Disziplin „dem Führer die Möglichkeit zu geben, die jüdische Gräuelt- und Boykottpropaganda im Ausland jederzeit Lügen strafen zu können.“ Deutlicher konnte nicht zum Ausdruck gebracht werden, dass es sich nur um einen Scheinrückzug handelte. Der Staat delegierte vielmehr den Terror an die Basis.

Schon am 12.07.1935 erhielt die Stadt vom Gauwirtschaftsberater⁷ Dr. Schmidhuber den Auftrag, Haus- und Grundbesitz in jüdischem Eigentum zu ermitteln, und welche Geschäfte prozentual in jüdischem Besitz seien. Der Bericht lag kurze Zeit später vor. Am 03.08. erschien in den LNN die so genannte „Kampfbeilage“ mit dem Untertitel „Unser ist die Zukunft“ von HJ und BDM.⁸ Dort werden mit ganz offener Absicht die jüdischen Geschäfte in Landsberg aufgezählt.



Öffentlicher Aufruf an die HJ und den BDM

Am 8. 8.1935 erklärte der Bürgermeister im Stadtrat, dass der Besuch von Juden in Landsberg unerwünscht sei und beklagte das Blühen jüdischer Kaufhäuser. Dieser Stadtratsbeschluss nach neuer Gemeindeordnung wurde in den LNN groß aufgemacht. Die Namen der jüdischen Geschäfte wurden im Einzelnen aufgezählt⁹. Schmidhuber wird mit den Worten zitiert, „dass er als Kreiswirtschaftsberater nicht mehr länger zusehen werde, dass jüdische Geschäfte in Landsberg nach wie vor gedeihen, während die christlichen Geschäfte zurückgehen.“¹⁰

Allerdings besagt der auf eine im Generalanzeiger veröffentlichte Bekanntmachung Bezug nehmende Stadtratsbeschluss, dass darin zunächst nur *der Besuch* von Juden als unerwünscht bezeichnet wird. Der Bürgermeister interpretierte diesen Beschluss alsbald so, wie die LNN dies am 13.08.1935 verstanden: Nach der Überschrift „Juden sind in

3 Das war der NS-Gewerbeverband

4 Seit Mitte der 20er Jahre nationalsozialistisches Konkurrenzblatt zum Generalanzeiger, dem Blatt der Bayer. Volkspartei.

Gegen die Seriosität des Generalanzeigers setzten die LNN nicht selten polemische Propaganda und vor allem auch offenen Antisemitismus. 1937 kam es zur Zwangs-Fusionierung mit dem Generalanzeiger bei gleichzeitiger Einsetzung eines neuen Schriftleiters für die nun „Landsberger Zeitung“ genannte Tageszeitung

5 Stadtratsprotokolle 1934 Beschluss Nr. 585 (Änderung von § 7 der Viehmarktordnung)

6 Siehe Saul Friedländer, Das Dritte Reich und die Juden, München, 1998, S. 161

7 Gauwirtschaftsberater war die Parteifunktion von Bgm. Dr. Schmidhuber in der NSDAP; der Parteifunktionär erteilte hier Anweisung an die Stadt.

8 Victor Klemperer notiert am 21. 07. „Die Judenhetze...wächst Tag für Tag“ und am 11.08.1935 „Die Judenhetze ist so maßlos geworden, weit schlimmer als beim ersten Boykott“ (vgl. „Ich will Zeugnis ablegen“, Tagebücher, Auswahl, 2007

9 Es fehlt nur der Name des Geschäfts von Frau Erna Simon (Kemeter)

10 In der Formulierung ähnlich dem für 07.04.1935 (Datierung?) in den Themenheften (Siehe Anmerkung 1) berichteten Aufruf im Landsberger Tagblatt (einer Wochenzeitung)

Landsberg unerwünscht" folgt als zweite Schlagzeile „Die Schlussfolgerung aus diesem Grundsatz" und dann am Ende des Textes „Ebenso werden auch die ansässigen Juden in kurzer Zeit die polizeiliche Aufforderung erhalten, aus Landsberg zu verschwinden. Damit ist auch in Landsberg nunmehr dem jüdischen Treiben binnen kürzester Frist restlos Einhalt geboten." Die Rechtfertigung zur Erweiterung des Entschlusses findet sich in dem damals auch im Stadtrat schon 1934¹¹ bekannt gegebenen „Führerprinzip", das dem Bürgermeister auch die Umgehung der Geschäftsordnung erlaubte und das Demokratieprinzip somit endgültig abschaffte.

Ein Schreiben der NSDAP Gauleitung vom 16.08.1935 an den Bürgermeister Dr. Schmidhuber in Betreff seiner Parteilfunktion als Gauwirtschaftsberater zeigt die Doppelstrategie auf; die politischen Stellen sollen sich der Bekämpfung der jüdischen Geschäfte enthalten, aber selbstverständlich könnten die Gemeinden Bekanntmachungen und Veröffentlichungen dieser Art" vornehmen.

Dies führte zu zwei weiteren Beschlüssen am 22.08.1935, nämlich zuerst Nr. 346 mit der Bekanntgabe der Beschaffung von drei Stürmerkästen durch die Stadt und die Ankündigung, dass „Geschäftsleute, die mit Juden in geschäftlichem Verkehr stehen, von der Stadt keine Aufträge mehr erhalten werden." Es folgte Beschluss 351, mit dem der Bürgermeister wie von der Parteileitung aufgetragen berichtet, dass die Maßnahmen gegen die Juden nunmehr von den Gemeinden übernommen würden, also Stürmerkästen und Plakate mit „Juden sind unerwünscht" beschafft werden und der Gastwirtevereinigung, Handwerkern und anderen Geschäftsleuten entsprechende Aktion nahe gelegt werden. Verbunden ist dies mit der Androhung von „weiteren Schritten" bei Weigerung. Dr. Schmidhuber reagierte damit auf einen Brief der Gauleitung der NSDAP vom 16.08.1935, der die ersten Maßnahmen offensichtlich nicht weit genug gegangen waren.

An eben jenem 22. August erschien in den LNN eine Beilage „Rasse und Volk". Für das gesamte Reich galten bald darauf die Nürnberger Gesetze vom 15.09.1935, die aller Diskriminierung einen formaljuristischen Deckmantel gaben.

Verbringung von Arbeitscheuen in Konzentrationslager.

Das Staatsministerium des Innern hat die Klirforgeverbände erneut darauf hingewiesen, von der Möglichkeit der Einbringung sozialer Elemente in Konzentrationslager Gebrauch zu machen. Von dieser Regelung wurde in Landsberg noch nicht Gebrauch gemacht. Es befinden sich jedoch hier einige arbeitscheue Elemente, deren Streben ist, sich nur mit öffentlichen Mitteln durchzubringen. Auch in Landsberg wird nunmehr gegen solch soziale Leute schärfstens vorgegangen und u. U. eine Einbringung in ein Konzentrationslager veranlaßt werden.

Juden sind in Landsberg äußerst unerwünscht.

Bürgermeister Dr. Schmidhuber legt die Ansicht der Stadtverwaltung eindeutig klar!

Zur Judenfrage in Landsberg führte Bürgermeister Dr. Schmidhuber, ausgehend von den in den Pressebefunden der Iekten

Aber die olympischen Spiele standen vor der Tür. Am 19.10.1935 ordnete die bayerische politische Polizei an, dass judengegennerische Tafeln, die zu weit gingen („z.B. Galgen, an denen ein Jude hängt"), „unter allen Umständen entfernt werden". Allein diese Anordnung, mit der so genannte geschmacklose, Drohungen enthaltende Plakate u.a. bekämpft werden sollten, zeigt, wie weit die Kampagne von Bürgern und Vereinigungen damals bereits gediehen war. Nicht beanstandet wurden aber Tafeln und Plakatierungen des Inhalts, „dass Juden unerwünscht sind".

Am 22.10.1935 veröffentlichte die LNN als historischen Rückgriff einen Protest Landsberger Bürger aus dem Jahr 1850 gegen die Judenemanzipation. Eingeleitet wird dies mit den Worten, dies dürfte „manchem Judenknecht... klar machen, dass der Jude unser Unglück ist, -... die Nürnberger Gesetze... nur zu berechtigt sind."

Das Reichsinnenministerium (gez. Dr. Frick) ordnete am 03.12.1935 an, dass „auf ausdrückliche Weisung des Führers" sämtliche Schilder und Plakatierungen, die die Judenfrage betreffen im Bereich der Zufahrten zum Austragungsort der Olympischen Winterspiele in Garmisch-Partenkirchen zu entfernen seien. Diese Anordnung betreffe auch die Stürmerkästen. Am 16.12.1935 teilte das Bezirksamt wiederum mit, dass der Vollzug dieser Entschließung wieder ausgesetzt wird, also die Stürmerkästen nicht zu entfernen sind.

1936 Kein Rückzieher im Jahr der Olympischen Spiele

Schon am 26.08.1935 waren sog. Einzelaktionen in der Judenfrage verboten worden. Am 13.01.1936 wurde der Begriff Einzelaktion dahin erläutert, das seien Maßnahmen, die nicht auf Grund einer Anordnung der Reichsregierung oder der Reichsleitung der NSDAP erfolgten. Aber die Nürnberger Gesetze bestanden und wurden zusammen mit Berufsverböten umgesetzt. So genannte arische Hausangestellte durften nicht mehr bei Juden arbeiten. Der Vollzug solcher Anordnungen wurde überwacht. Geschäftsreisen von Juden ins Ausland wurden diskriminierend geregelt. Die Aufnahme in Berufsverbände und Kammern für Juden untersagt. Erstes Opfer in Landsberg war das Antiquitätengeschäft von Max Weimann. Sein Widerspruch gegen den Untersagungsbescheid wurde Ende 1936 rechtskräftig zurückgewiesen.

1937 Die Rechtlosigkeit ist Realität

In diesem Jahr wurden die ersten Geschäfte jüdischer Familien aufgegeben. Bürgermeister Dr. Linn verfügte mit Beschluss 219 am 03.09.1937, „dass Personen jüdischen Bluts gleichwohl ob ansässig oder von auswärts, der Zutritt zum Inselbad und die Benutzung ausdrücklich untersagt und unter Kontrolle gestellt wird".¹²

Am 28.08.1937 wird quasi zur Warnung in der Landsberger Zeitung von einem Amtsgerichtsurteil berichtet, das auf drastische Weise am Beispiel des ehelichen Güterrechts die Entrechtung der Juden klar macht. Nach diesem Urteil brauchte der Ehemann die Waren, die seine Frau bei einem Juden gekauft hatte, nicht zu bezahlen, nur weil der Verkäufer Jude war. Die neue Schriftleitung der Zeitung wollte damit wohl auf die Landsberger Leser einwirken im Sinne vorbildlichen Verhaltens, wie es dem Anspruch für eine „Stadt der Jugend" angemessen schien. Denn 1937 wurde die Stadt nach einem wohl organisierten „Bekennnis-marsch" von Jugendlichen nach dem Nürnberger Reichsparteitag zu einer Stadt mit Reichsrang propagiert. Da war es klar, dass sie von Juden peinlichst rein gehalten werden musste, zumindest nach außen hin. Die Eloge des Ortsgrup-

¹¹ Stadtratsprotokolle 1934 Beschluss 542

¹² Stadtratsprotokolle 1937 Beschluss Nr. 219

penleiters Wilhelm Nieberle dazu ist voller grandioser kleinstädtischer Phantasien.¹³

1938 Keine Juden mehr in Landsberg?

Die Verordnungen der Reichsregierung zur Bestandsaufnahme jüdischen Vermögens vom April 1938 führten in Landsberg nach Mitteilung des Eintreffens der Formblätter bei der Regierung zur Anforderung von zehn Formblättern und deren Weiterleitung am gleichen Tag, dem 29.06.1938, an die Familien Westheimer, Weimann, Schießinger und an Frau Erna Kemeter sowie Frau Fischel. Die Familien waren zum Teil gezwungen, von auswärts den notwendigen Schriftverkehr zu regeln. Am 5. Oktober 1938 wurden die Pässe deutscher Juden ungültig. Auslandspässe waren mit „J“ zu kennzeichnen.

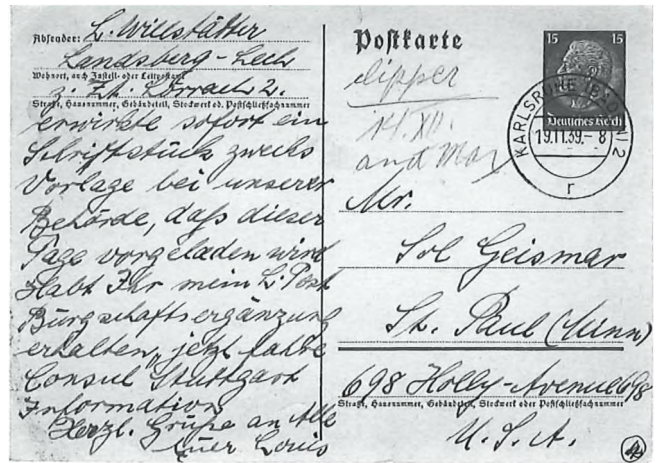
Am 11.11.1938 teilte Bürgermeister Dr. Linn der Gestapo und der Regierung von Oberbayern in einem Schreiben Folgendes mit:

„Wie wohl überall, wurde auch in Landsberg am 10.11.1938 die Judenfrage praktisch gelöst“. Unter Führung der SA wurde den noch ansässigen Juden eröffnet, dass sie das Stadtgebiet bis spätestens 18 Uhr zu verlassen haben. Es sei zu keinen Zwischenfällen gekommen. Der Schlusssatz des Schreibens charakterisiert die Situation in Landsberg wie folgt: „Jüdische Geschäfte waren hier schon seit einiger Zeit nicht mehr vorhanden. Sämtliche Gaststätten und Hotels der Stadt trugen am Abend Plakate mit der Aufschrift: „Juden werden weder aufgenommen noch verpflegt.“

Am 11.11.1938 berichtet die Landsberger Zeitung, der Kreis Landsberg sei judenfrei mit dem Beisatz „Es wird jedoch darauf aufmerksam gemacht, dass eine spätere Rückkehr von Juden in den Kreis Landsberg unter keinen Umständen geduldet werden kann.“ Vermerkt wird noch, dass das Restgeschäft der verstorbenen Frau Luise Simon, geführt von Frau Kemeter, auf polizeiliche Veranlassung geschlossen worden sei. Kreisleiter von Moltke erklärte, frei gewordener Judenbesitz sollte eingezogen und verkauft wer-

14.7.38
 Liebe Eltern!
 Wir sind gut hier angekommen. Der Mann
 Unkel des! Er ist wirklich gekommen und war
 sogar sehr freigebig. Er hat jedem gleich
 fünf Dollar gegeben. Von den West-
 heimers haben ihn niemand gesehen. Auf
 dem Schiff hat es uns sehr gut gefallen.
 Die Stewardess hat gut aufgepasst auf
 uns. Ein Mann auf dem Schiff hat sich
 über uns beschwert, nämlich Olweck hat
 ihm seinen schönen Anzug vollgekotzt.
 Bei einem Deckspiel ist der Mantel von
 Alfred mit einem großen Reiß davonge-
 kommen. Wir fahren jetzt schon am
 Montag nachmittag allein nach Sankt Paul
 weiter. Die Fahrkarten haben für beide
 beinahe 10 Dollar gekostet. Hier ist jetzt
 nachmittags eine solche Hitze, daß man
 nicht fort kann. Wir haben schön Zeit
 zum Schreiben. L. Mutter, wenn Vater!

Erster Brief der Willstätter-Buben an ihre Eltern nach ihrer Schiffsreise in die USA



Eine Postkarte Louis Willstätters bezeugt die verzweifelte Suche nach der rettenden Auswanderungsmöglichkeit

den. Die Juden Landsbergs hatten ihre Arbeit und Existenz, ihre Heimat und ihr Zuhause verloren, auch wenn sie sich zeitweise und letztlich „illegal“ zur Abwicklung ihrer Auswanderung oder um ein Dach über dem Kopf zu haben, in Landsberg aufhielten und so allenfalls gelitten wurden.

1939-1940 Die Flucht als Rettung vor der „Endlösung“

Die Eltern Willstätter hatten vorausschauend ihre beiden Söhne schon im Sommer 1938 nach USA auswandern lassen, von wo aus die Kinder begeistert berichteten.

Sie bekamen nicht mehr mit, was für ihre Eltern und die anderen verbliebenen Juden dann folgte; so hatten die verbliebenen Juden unter sämtlichen nur denkbaren Schikanen zu leiden, Verbot des Schulbesuchs, Verbot zahlreicher Gewerbe, die Ungültigerklärung von Führerscheinen, Geldstrafen wegen angeblich überhöhter Preise, Zusatznamen Israel bzw. Sarah im Pass. Vorstufen der Auslöschung. Dann folgten gegenüber den verbliebenen Juden auch Maßnahmen wie Ausgehverbote, das am 14.05.1940 angeordnet und am 21.05.1940 mitgeteilt wurde. In Landsberg betraf es nur noch Erna Kemeter und ihre Schwester.

Teil 2

Die Schicksale der betroffenen Familien Familie Westheimer am Hauptplatz 181

Der Familienvorstand Max Westheimer, Kaufmann und Alleininhaber des gleichnamigen Kaufhauses wurde am 26.08.1882 in Grobeicholzheim als Sohn von Rafail und Klara Westheimer, geb. Oppenheimer, geboren. Diese im Neckar-Odenwald-Kreis gelegene kleine Gemeinde hatte um 1900 etwas über 100 jüdische Bewohner und eine eigene Synagoge. 1906 kam der junge Westheimer nach Landsberg und baute ein Weiß-, Woll- und Kurzwarengeschäft im Anwesen Holzmarkt 376, später dann am Hauptplatz, auf.

Max Westheimer war dreimal verheirat. In seiner ersten Ehe verband er sich am 11. oder 13.08.1911 mit Frau Rosa geb. Buxbaum, (geb. am 21.12.1879 in Ernsbach, heute: Hohenlohekreis)¹⁴, die ihm die die drei Söhne Lothar, Berthold und Heinz schenkte, jedoch am 13./14.07.1927 bei

13 Wilhelm Nieberle, Landsberg, die „Stadt der Jugend“ in Das Bayerland, 49. Jahrgang, Nr. 5, 1938, S. 137-141

14 Ihre Eltern waren der Pferdezüchter Hesekeil Buxbaum, gest. 20.12.1920, und seine Ehefrau Theresa, geb. Oppenheimer, gest. 10.11.1917 (vgl. Register in „Die jüdischen Friedhöfe im Hohenlohekreis“ in Verbindung mit Unterlagen des Stadtarchivs Weilheim zu Emil Buxbaum). Rosa hatte sechs Brüder, die für die Westheimers in Not wichtig waren. Ob die Mütter von Max und Rosa, beide geb. Oppenheimer, Geschwister waren, muss noch offen bleiben.

der Geburt eines vierten Kindes zusammen mit diesem verstarb.

Von seiner zweiten Frau, **Erna geb. Stein** aus Musbach, ließ er sich bald nach der Heirat (1930) wieder scheiden, wozu sie den Anlass gegeben haben soll. In dritter Ehe war er mit Frau **Herta geb. Fischel, gesch. Cohn** verbunden (geb. 14.05.1900 in Egel / Wanzleben, gest. im Februar 1987 in New York, USA, älteste Tochter der Landsberger Adolf und Minna Fischel, s.u.); sie brachte aus ihrer ersten Ehe den Sohn Werner mit, der von Max Westheimer als Stiefsohn angenommen wurde. Diese letzte Heirat fand am 02.04.1935 statt.

Westheimer brachte sein Geschäft schon bald so zum Blühen, dass er in das von ihm erworbene Anwesen am Hauptplatz 181 umziehen konnte. Außerdem hatte er noch ein Filialgeschäft in Rosenheim mit seinem Bruder Adolf als Geschäftsführer. Das Kaufhaus Westheimer (vormals M. Kahn) war das am meisten gefragte und bestgeführte Geschäft am Ort, was natürlich auch einige Neider auf den Plan rief¹⁵. Seine modische Ware hatte durchgehend gute Qualität, die aber auch ihren Preis verlangte und so von den



Rosa Buxbaum
(zwischen 1900 und 1910)

zwei Hausangestellten¹⁷ ging es gut. Bei Modernisierungen in seinem Anwesen (Einrichtung einer Warmwasser-Zentralheizung) vergab er z.B. an einheimische Handwerker beachtliche Aufträge.

Am 13.08.1935 wurde er vom Bürgermeister Dr. Schmidhuber jedoch schriftlich darauf hingewiesen, dass auch er, selbst lange Zeit schon ortsansässig, „nicht mehr erwünscht“ sei. Es wurde Druck ausgeübt, dass er sein Geschäft veräußere. Bereits eine Woche später bekundete Westheimer dem Bürgermeister gegenüber schriftlich „Ich bin bereit, mein Geschäft in Landsberg sobald als möglich zu verkaufen.“ Er bat jedoch dringend darum, in der praktischen Abwicklung keine schädliche Eile zu provozieren, da er seinen Angestellten gegenüber und auch wegen der schon vereinbarten Wareneinkäufe seinem Nachfolger gegenüber verantwortlich vorgehen möchte. Nicht ohne Stolz und berechtigt fügt er an „Ich darf darauf hinweisen, dass ich seit 30 Jahren am Platze bin und meinen Verpflichtungen der Stadtgemeinde und der Bevölkerung gegenüber immer nachgekommen bin.“



Max Westheimer noch mit Frau Rosa in der Runde seiner Schwäger (dabei auch die Söhne Lothar und Berthold) beim Eislaufen



Max und Herta Westheimer Ende 1938 auf Passfotos

eher wohlhabenden Kunden stets nachgefragt wurde. Herr Westheimer war in der Öffentlichkeit hoch angesehen und auch in das Vereinsleben gut integriert. Selbst Frontkämpfer im Ersten Weltkrieg beim 9. Feldartillerie-Regiment, verlor er in diesem Krieg zwei Brüder (Julius 1916 im Osten und Heinrich 1917 in Frankreich) und einer wurde in zweieinhalbjähriger französischer Gefangenschaft schwer leidend. 1916 bis 1919 förderte Westheimer eine Volksküche in seinem Haus am Hauptplatz, noch 1934 spendete er „hochherzig“ für das Winterhilfswerk. Westheimer bot 17 Landsbergerinnen Beschäftigung als Verkäuferinnen¹⁶ und auch den

Bis zur Übergabe des Geschäftes fand die Preisüberwachungsstelle der Regierung von Oberbayern doch noch eine Möglichkeit, gegen den Aufgabewilligen nachzutreten. Sie verpasste Wertheimer Ende März 1938 eine Ordnungsstrafe, die sich mit Gebühren und Auslagererstattung auf 5.616 RM belief. Eine Preiskontrolle vom 07.02.1938 sollte ergeben haben, dass Westheimer seit 1934 höhere Preise für Textilwaren gefordert hatte, als vergleichbar üblich waren.¹⁸ Plausiblen Einwendungen Westheimers wollte diese Behörde „keinen Glauben ... schenken“. Weil „die Firma auf Kosten der Allgemeinheit sehr erhebliche unberechtigte Gewinne erzielt hat“, konnte „nur eine empfindliche Strafe als ausreichende Sühne für die Verletzung der zum Schutze des Gemeinwohles erlassenen Preisvorschriften angesehen werden.“

Zum 01.09.1938 meldete Westheimer sein Geschäft ab. Die Übergabe geschah nach all diesen Schwierigkeiten eine Woche später, worauf Westheimer nach Weilheim (Haupt-

15 Auf dieses zielte der im Oktober 1933 an den bayerischen Ministerpräsidenten geschriebene Brief des Studenten Alois Leidescher, der die nationalsozialistische Erhebung dafür funktionalisieren wollte, die für seine Herkunftsfamilie und ihren Hutladen bedrohliche Konkurrenz zu beseitigen.

16 Viktoria Schraudy, Munda Sporer, Maria Schweiger, Franziska Spring und Rosamunde Rahner u.a. Zur Ergänzung: Bei Schlebingers arbeitete seit 15.08.1935 Martina Steiner aus Utting; bei Fischels seit 20.05.1935 Mina Kästle aus Pürgen; bei Weimanns seit 01.06.1935 Veronika Höpfl aus Geltendorf.

17 Als „arische weibliche Hausangestellte“ wurden 1935 aufgelistet: Theresese Hunger, gebürtig in Schongau, 44 Jahre alt, als Köchin seit 10.04.1931 für 35 RM bei freier Station; die junge Franziska (Fanni) Ehrenleitner, gebürtig in Ingolstadt, als Dienstmädchen seit 15.08.1931 für 25 RM bei freier Station (zu Letzterer vgl. auch den Konflikt mit Heinz Westheimer, s.u.)

18 Der behauptete Verstoß richtete sich gegen „§ 17 des Spinnstoffgesetzes v. 6.12.1935 (RGBl. I S. 1411), § 1 der Preisstopverordnung vom 26.Nov.1936 (RGBl. I S. 955) Ziff. II der ersten Ausführungsverordnung hiezu vom 30. November 1936 (RGBl. I S. 956) und Runderlass Nr. 65/37 des Reichskommissars für die Preisbildung vom 12. März 1937 betreffend Preise für Spinnstoffe und aus Spinnstoffen hergestellte Waren (vergl. Dt. Reichsanzeiger vom 13.3.1937 Nr. 60)“. Eine mögliche Beschwerde gegen den Strafbescheid wäre binnen einer Ausschlussfrist von einer Woche beim Reichskommissar in Berlin über die Regierung von Oberbayern möglich gewesen. Der genannte Straf-, Gebühren- und Kostenbetrag war binnen einer Frist von längstens „2 (zwei) Wochen, gerechnet vom Tage der Zustellung an“ zu überweisen.

platz 19) bzw. Augsburg (Steingasse Nr. 7) wegzog. Dort kam er wohl bei seinen Schwägern Emil und Hedwig bzw. Hugo und Edith Buxbaum unter, den Brüdern seiner ersten Frau, der Mutter seiner Kinder.

Er kam dann (nach Anfrage um Erlaubnis¹⁹) nur kurz wieder, um seine Auswanderung praktisch zu organisieren.²⁰ Manche hatten sich schon besorgt gezeigt (z.B. ein Hugo Michael), Westheimer könne seine Verkaufsabsichten zurücknehmen und wie man dann gegen ihn vorgehen solle? Auch gab es einen Schreckmoment, als sich herausstellte, dass Peter Brand als einzigem geeigneten Käufer von der Devisenstelle in München die Verwendung von Schweizer Franken als Zahlungsmittel abgelehnt bzw. die „Verwendung von Sperrmark“ bei der „Arisierung“ des Kaufhauses nicht genehmigt wurde. Der Kaufmann Peter Brand konnte schließlich doch das Geschäft übernehmen (sogar „auf besonderen Wunsch des Herrn Westheimer“, nach Angaben Brands in einem Brief vom 24.05.1938). Die weiteren Überprüfungen nach 1945 ergaben keine Unkorrektheiten; auch bestätigten die Erben bei ihren jüngsten Besuchen in Landsberg, dass auf beiden Seiten kein ungeklärter Rest zurückgeblieben sei.

Die Devisenprüfungen im Dezember 1938 ergaben einige interessante Details. Das Geschäft in Rosenheim, Küpferling 24, (vom Bruder, Adolf Westheimer, geführt) mit einem Bilanzwert von 16.000 RM konnte bis zu diesem Datum nicht verkauft werden; in Münchens Adelheidstraße 32 gab es noch ein Grundstück, das mit einer Hypothek belastet war; nicht ermittelt werden konnte von den Nazi-Behörden, woraus Westheimer die je 30.000 RM entnommen hatte, die er seinen beiden auswandernden Söhnen Lothar und Berthold im Oktober 1935 geschenkt hatte.²¹ Von seinem verbleibenden Vermögen nach dem Stand von 1935 wurden ihm 25% Reichsfluchtsteuer abgenommen, knapp 63.000 RM.

Westheimer dachte vorausschauend und informierte sich gut und so prüfte er schon vor August 1935, ob er nicht auch nach Palästina auswandern könnte, was sich aber noch nicht als opportun erwies, da für eine „mittlere Auswandererexistenz“ nur Devisenausfuhren bis 4.000 RM genehmigt wurden.²² Auch war unsicher, ob für den Sohn zur Errichtung eines Betriebes in Palästina Maschinen ausgeführt werden könnten. Dabei wollte Westheimer seinen Altersruhesitz

19 Wie demütigend und peinlich diese Verstoßung aus Landsberg für Westheimer gewesen sein muss, ist an ein paar Passagen seines Briefes vom 17. 11. 1938 abzulesen. „Vielleicht darf ich darauf hinweisen, dass ich für mich und meine Familie nicht einmal das Notwendigste bei mir habe, da ich bei Bekanntgabe der Verfügung verreiselt war.“ Er bittet auch für seine Schwiegermutter Minna Fischel um Rückkehr nach Landsberg und „Ich bitte noch hoefl. um baldige Beantwortung meines Heutigen und fuege ein Freikouvert bei.“

20 Hiermit sind nicht nur die Auflösung des eigenen Hausstandes und die eigentliche Reisevorbereitung gemeint. Auswandern in die USA bedurfte zuvor a. der Besorgung eines Bürgen im Einwanderungsland (Affidavit), b. der notarielle Beglaubigung des Affidavits, bei der sich der Bürge „transparent“ machen musste, c. der Übersendung des Affidavits nach Deutschland und der Vorlage beim zuständigen Konsulat, d. der Zuteilung einer Nummer auf der Warteliste, die quotenbedingt variabel abrufbar war, e. des jahrelangen Wartens und evtl. des Auswanderns in ein Zwischenland bis zur Fälligkeit der Nummer, f. der Besorgung von Dollars (für die Schiffspassage ab Kriegsbeginn 1939), g. der Zusicherung eines Schiffsbillets, h. der persönlichen Abholung des Passes bei einem der Konsulate, i. des Antretens der Reise ehe die Steuerunbedenklichkeitserklärung verfällt, j. einer Gesundheitsprüfung und der Abholung des Visums, k. der Einholung von Sichtvermerken, falls man noch länger warten musste – um nur die wichtigsten Schritte zu erwähnen.

21 Der Chronist freut sich klammheimlich über die Schläue des Kaufmanns und Hausvaters Westheimer gegenüber den penibel nachforschenden Nazi-Beamten!

22 Der Grund dafür ist für Juliane Wetzel die perfide Strategie, die Juden im Gastland ökonomisch bedürftig ankommen zu lassen, so dass sie dort zur Last fielen und antisemitische Resentiments auslösten (vgl. Kap. V, S. 425/426, in: Die Juden in Deutschland 1933-1945, hrsg. von Wolfgang Benz, 1988)

doch eigentlich in München einrichten, wo Verwandte wohnten und er eine Immobilie besaß.

Die restliche Familie (die beiden ältesten Söhne waren schon ein halbes Jahr vorher ausgewandert) emigrierte schließlich mit zwei Lifts (Container) Umzugsgut am 14.02.1939 nach New York/USA - nach Erduldung einiger behördlicher Schikanen wegen der benötigten Papiere, wodurch eine schon gebuchte Schiffspassage einen Monat zuvor verfiel. Von seiner sicheren neuen Heimat aus musste Westheimer 1943 erfahren, dass seine Schwester Regina (verh. Abraham) in Treblinka ermordet wurde. 1952 starb auch sein Bruder Adolf in New York. - Er selbst verstarb 96-jährig am 30.11.1978 in New York/USA.

Der älteste Sohn, **Lothar Westheimer**, geb. am 12.05.1912 in Landsberg, lernte den Beruf des Konditors und Kochs, später wurde er ein versierter Kaufmann. Er ging in Landsberg zur Schule (erinnerte sich noch 1989 an seinen Schulfreund Willi Butz) und begann eine Lehre (bis 1935) am „Wittelsbacher Hof“ in Ingolstadt; danach war er wohnhaft in Münchens Heyststr. 28/II, wo er auch Mitglied der Zionistischen Ortsgruppe war, und von 1936 bis März 1938 in Augsburg. 1933, nach der Machtergreifung machte er noch Reisen nach Frankreich, 1935 mit dem Zug in die Schweiz, ab 04.12.35 hatte sein Pass keine Auslands gültigkeit mehr.



Lothar Westheimer auf
Passfoto von ca. 1935

Im Juni 1938 emigrierte er zusammen mit seinem Bruder Berthold, also ohne Eltern, nach New York/USA. Gleich 1939 wurde er in die US-army eingezogen, besuchte nach dem Krieg eine Business School und betätigte sich dann im Import-Export, als Immobilienmakler und verwaltete seinen Haus- und Grundbesitz. Seine Frau **Gertrude („Trudy“)** geb. **May**, stammte aus Mannheim (geb. 10.10.1921) und arbeitete im Büro ihres Mannes mit, wo sie auch mit Briefmarken und Münzen handelte. Lothar besuchte Landsberg 1972, 1985 und dann wieder auf Grund einer offiziellen Einladung im April 1989. Bis zu seinem Tod am 06.01.2004 lebte er in New Jersey und in California/USA in der Nähe seiner einzigen Tochter Karen, die Larry Bales heiratete und von ihm zwei Söhne hat, Scott und Michael (geb. 1981 bzw. 1987). Karen besuchte die Stadt ihrer Vorfahren auf eigene Faust im Mai 2007.

Über **Berthold Westheimer**, geb. am 16.04.1914 in Landsberg, steht in den deutschen Papieren als erlernter Erstberuf noch Gärtner. Zusammen mit seinem Bruder Lothar emigrierte er im Juni 1938 nach New York/USA. Dass er in den USA eine Hühnerfarm betrieb und deshalb schlecht abkömmlich war, war wohl mit ein Grund, dass es zu keinem Besuch in Landsberg reichte. Immerhin interessierte er sich noch 1997 mit Schreiben an die Stadt Landsberg für seinen alten Freund Arthur Schröder. Der andere Grund könnte darin gelegen haben, dass seine Frau das Trauma der Judenverfolgung durch das Nazi-Deutschland nicht verwirren konnte. Seine Kinder mit **Ellen geb. Stern**, sind Jeffrey und Roberta, die schon selbst wieder je zwei Kinder haben und im Staat Michigan leben. Er verbrachte seinen Ruhestand ab 1982 in Delray Beach/Florida/USA

23 Protokoll Nr. 468 der Schutzmannschaft Landsberg vom 11.03.1935 an das Bezirksamt Landsberg, betreffs Westheimer, Max... wg. Verächtlichmachung der Reichsregierung.

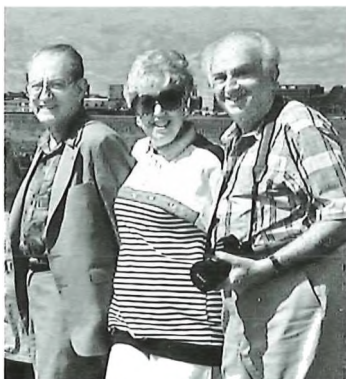
und verstarb am 17.03.2002, nachdem er zwei Jahre lang bettlägerig sein musste.

Heinz Westheimer, geb. am 15.10.1920 in Landsberg, erlernte nach der Schule den Beruf des Mechanikers. Als 14½-jähriger geriet er einmal in große Bedrängnis, weil ein Zimmermädchen seines Elternhauses ihn bei der Polizei wegen „Verächtlichmachung der Reichsregierung“ verpfiffen hatte.

Aus den Verhörprotokollen²³ lässt sich entnehmen, dass die bei Westheimer als Buchhalterin arbeitende Braut eines Landsberger SS-Mannes von dem Zimmermädchen Westheimers gehört habe, der Sohn Heinz habe in der Neujahrnacht bei einem Zusammentreffen von Juden aus anderen bayerischen Städten von den Besuchern gehört, wie sie abträgliche Bemerkungen über Hitler, von Blomberg, Goebbels und Göring gemacht hätten und diese hätte ihr Heinz in der Küche wahrhaftig erzählt. Darüber wurde Heinz zweimal, erst in der Realschule und dann auf der Wache, verhört und dabei jeweils immer mit der Behauptung des Zimmermädchens konfrontiert. Doch Heinz und Vater (nach Verhör in dessen Büro) argumentierten, dass solche Besucher gar nie bei ihnen im Haus gewesen seien weil dies nicht üblich sei. Letztlich blieben alle bei ihren Aussagen und die Schutzmannschaft konnte nur aus der Nervosität des Jungen heraus *glauben*, „dass er diese Äußerungen der Ehrenleitner mitgeteilt hat.“ Dem Zimmermädchen hingegen („Ich bin eine gute Deutsche...“) wurden niedrige Motive ab- und Glaubwürdigkeit zugesprochen. Immerhin hatte Heinz ungewollt Gelegenheit, protokollarisch festhalten zu lassen, dass Göring – wie er einmal in einer Illustrierten gesehen habe – sich mit einer Jüdin namens Sonnemann habe ablichten lassen und dass Leser dieser Zeitschrift sich verwundert gefragt hätten, „wie es heute noch vorkommen könne, dass Göring mit einer Jüdin verkehre.“ Im Rahmen der Prüfung von Formalitäten für die Auswanderung attestierte Bgm. Dr. Linn am 06.06.1939, „die Ermittlungen ... werden Belastendes nicht ergeben haben.“

Heinz emigrierte zusammen mit den Eltern am 14.02.1939 nach New York/USA und lebte bis zuletzt in Detroit/Michigan/USA; er war auch Mitglied einer dortigen Freimaurerloge. Verheiratet war er seit 26.06.1943 mit **Margaret geb. Tennenbaum** (geb. 04.07.1922, gest. 17.01.2000). Aus dieser Verbindung gingen die beiden Mädchen Rochelle und Ilene hervor. Rochelle heiratete Wallace Sampson und hat mit ihm drei Söhne; Ilene heiratete Dennis Columbus und hat mit ihm zwei Söhne und eine Tochter. 1989 war Heinz Westheimer als Gast der Stadt Landsberg zu Besuch in seiner früheren Heimat. Er verstarb am 13.11.1994 in Farmington/Michigan und litt zuletzt an der Parkinson-Krankheit.

Werner Cohn Westheimer, wurde als Sohn des Kaufmanns Alfred Cohn²⁴ und der Herta Fischel am 07.03.1927 in Landsberg geboren, seine Oma war also die Landsberger Kauffrau Minna Fischel (s.u.). Er wurde von Max Westheimer als Stiefsohn in seine Familie aufgenommen und erlernte später den Beruf des Photographen. Sein Bildungsweg gestaltete sich unter den Restriktionen des NS-Staates als schwierig, nachdem er in die Knabenschule vor Ort nicht aufgenommen worden war²⁵. Nur durch eine Sondergenehmigung kam er in die klösterliche Mädchenschule, die er aber 1938 schon wieder



Henry Westheimer mit Susan und Jerry Cohn Westheimer 1991 in New York

verlassen musste. Bis zu dessen Schließung nach der Reichspogromnacht schickte man den Knaben in das renommierte jüdische Knabeninternat Hirsch in Coburg.²⁶ Noch am 02.11.1938 schrieb er von dort, wo er sich in langen Herbstferien währte, an die beiden Willstätter-Buben in den USA, die er als Freunde vermisste. Er rechnete schon damit, im nächsten Jahr auch in den USA zu sein, beklagte aber auch, dass seine Oma, Frau Fischel, immer noch hier sei. Er wusste, dass Onkel Hugo und Tante Edith aus Augsburg (die Buxbaums) im Dezember nach New York reisen würden. „Meine Tante in Italien hat immer noch keine Bürgerschaft, dabei müssen sie im Februar das Land unverschuldet verlassen, weil sie J. sind.“ Und am Ende des Briefes schrieb der 11-jährige Werner an seine Freunde „Ihr dürft Gott danken dass es Euch vergönnt war, so früh fort zu kommen, auf diese Weise haben Eure lb. Eltern auch Aussicht zu Euch reisen zu dürfen.“

Mit Mutter, Adoptivvater und Stiefbruder emigrierte er am 14.02.1939 nach New York/USA, wo er sich den Namen Jerry gab. Er heiratete später **Susan geb. Laub**, geb. 15.03.1931, eine Wienerin, die Häftling im KZ Auschwitz gewesen war. Sie arbeitete als Modellschneiderin und er weiter in seinem Studio als Photograph für Kataloge. Gemeinsam haben sie die beiden Kinder Debbi und Judi, die selbst wiederum je zwei Kinder haben. Werner Cohn Westheimer war schon öfters in Europa auf Reisen, im Mai 1997 zuletzt auch in seiner Heimatstadt. Ein weiterer Besuch war für Oktober 2007 zusammen mit der Tochter von Heinz Westheimer vorgesehen. Aus seiner Idee, dass von der NS-Verwaltung teilweise konfiszierte Vermögen seiner Großmutter, Minna Fischel (s.u.), als sein Erbe zurückzufordern, wurde wohl nichts. Zuletzt wohnte er in Mahwah, New Jersey, USA.

Familie Fischel im Vorderanger 207

Minna Fischel, eine am 16.12.1875 geb. **Meissner** aus Schildberg/Posen war zur NS-Zeit staatenlose Witwe des eingebürgerten Kaufmanns **Adolf Fischel**. Aus dieser Ehe stammten die drei Töchter Herta, (Char)Lotte und Edith. Nach dem Tod ihres Mannes, am 24.05.1934, war sie Alleininhaberin eines Herrenmodehauses, das 1927 für 31.500 RM erstanden worden war. Der Vorbesitzer war Elektro-Rahm; in Zukunft sollten Landsbergs Männer dort bevorzugt ihre Anzüge kaufen.



Die beliebte Kauffrau Minna Fischel in den Dreißigerjahren

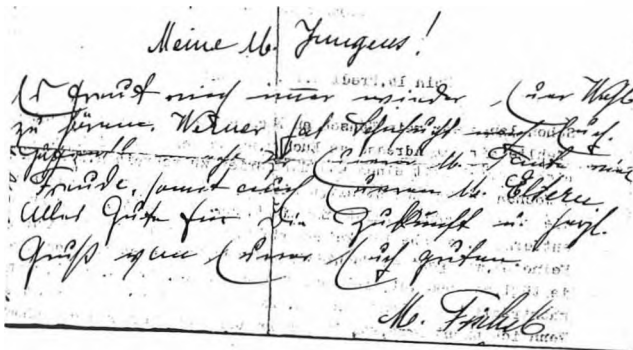
Walter Drexl erzählt, dass sie als Jüdin jedes Jahr mehrere katholische Buben aus bedürftigen Familien kostenlos zur Erstkommunion ausgestattet habe (analog zur Kleidungsbeihilfe durch den Katholischen Frauenbund). Für die eigene

24 Der Vater wurde am 21.11.1899 in Breslau geboren. Seine Ehe mit der Landsberger Jüdin Herta Fischel wurde am 21.10.1932 beim Landgericht Breslau geschieden. Er soll später nochmals geheiratet haben, jedoch ins KZ Theresienstadt deportiert worden sein, wo er 1943 ermordet wurde.

25 Wegen deren momentaner Überlastung und weil ihn der dortige Rektor Greiner nicht wollte.

26 1917 gegründetes Internat („Knabenspensionat“) des Predigers Hermann Hirsch (Hohe Straße, inmitten eines 7.000 qm großen Parks.) Es galt als „vornehmes Erziehungsinstitut“ mit „besten Erziehungs- und Schulerfolgen“. Auch Ferien- und Erholungsaufenthalt für Jungen in schulpflichtigem Alter.

existenzielle Sicherheit in Landsberg angesichts einer sich ab 1935 drastisch verstärkenden Hasswelle gegen Mitbürger jüdischen Glaubens oder „Rasse“ brachte diese selbstlose Großherzigkeit allerdings nichts. Auch diese würdige Dame mit ihrer elegant geschwungenen deutschen Schrift wurde in ihrer Stadt für „unerwünscht“ erklärt.



Briefnotiz von Minna Fischel an die Willstätter-Buben in den USA

Reisevermerke in ihrem Pass legen nahe, dass sie bei ihren „Erholungsreisen“ 1935 über den Brenner nach Italien und 1938 über Chiasso nach Italien sich nach Auswanderungsmöglichkeiten erkundigt hat. Von April bis November 1938 ließ sie sich von der Augsburger Agentur des Norddeutschen Lloyd monatlich gebührenpflichtig „Freigrenze“ eintragen. Vor ihrer Auswanderung wurde Frau Fischel wie üblich behördlicherseits schikanieren: Im März 1938 wurde ihr die Reichszugehörigkeit aberkannt; im Januar 1939 musste auch sie nach ihrem Vornamen den Zusatz „Sarah“ führen und vor ihrer Auswanderung noch 3% von ihrem verbleibenden Vermögen, das sich auf 48.865,90 RM belief, zur „Förderung der Auswanderung unbemittelter Juden“ abführen.

Hans Hecht, Kaufmann aus Göggingen, übernahm das Geschäft „auf Drängen des jüdischen Vermittlers Justin M. aus Augsburg“ am 21.10.1937 zum Preis von 58.300 RM, teils bar, teils auf Raten. Das Warenlager wurde am 15.11.1938 für 22.000 RM bar abgelöst. Am 13.11. d. J. setzte der Käufer (dem damaligen Ungeist entsprechend) eine Arierisierungsanzeige in die Landsberger Zeitung.²⁷ Die Überprüfungen nach 1945 ergaben keine Unkorrektheiten.²⁸ Der Käufer musste als Voraussetzung für den käuflichen Erwerb angeblich zuvor in die Partei eintreten und hatte den Ärger, ab 15.11.1945 für mehrere Jahre die Hälfte der Geschäftsräume dem baltischen Juden Bernhard Pickert vermieten zu müssen, einen ehemaligen jüdischen KZ-Häftling (DP), der sich im Vorderanger 281 privat niedergelassen hatte und ein Tausch- und Kommissionsgeschäft betrieb. Diese Konstellation ging nicht gut.²⁹

Am 25.05.1939 reiste Minna Fischel mit dem Ziel New York/USA von Landsberg ab. Das jüdische Emigrantenblatt „Aufbau“ meldete am 01.07.1939 die Ankunft von Frau Minna Fischel aus Landsberg an erster Stelle.

Ihre älteste Tochter **Herta Fischel** wurde am 14.05.1900 in Egelu geboren. Sie zog am 12.04.1920 von Landsberg nach Breslau und heiratete dort am 01.05.1926 Alfred Cohn. In zweiter Ehe wurde sie 1935 die Ehefrau von Max West-

27 „Notieren Sie! Das Herrenbekleidungsgeschäft Adolf Fischel habe ich käuflich erworben und geht in rein arische Hände über. Eröffnung nächste Woche! Hans Hecht“

28 vgl. z.B. die Erklärung des Bürgermeisters der Stadt Landsberg, Überreiter, vom 14.08.1948 betreffs Wiedergutmachung

29 Angelika Eder (in Flüchtige Heimat, 1998, S. 253 u. 307) ermittelte wiederholte Reibereien zwischen den beiden Geschäftsnachbarn, die 1949 in antisemitischen Schmierereien und Steinwürfen gegen Pickerts Schaufenster gipfelten. Obwohl der damalige OB dies nicht wahrhaben wollte beobachteten US-Kontrolloffiziere in diesem Zusammenhang einen Anstieg von Antisemitismus in Landsberg.

heimer. Die zweite Tochter **Charlotte Fischel**, geb. am 05.11.1901 in Bielitz/Böhmen, verheiratete sich am 10.12.1928 in München mit Karl von Sandt; diese Ehe wurde jedoch für nichtig erklärt. Im Mai 1934 zog sie nach Mailand/Italien, wo sie sich verheiratete und von dort aus später nach Seattle/USA, wo sie einen Mr. Stern heiratete. Von Tochter **Edith Fischel**, geb. am 30.01.1903, ist bekannt, dass sie am 28.10.1923 nach Augsburg umzog und dort Hugo Buxbaum heiratete. Sie wird wohl von dort aus mit ihrer Mutter und deren Bruder nach New York/USA zwangsweise emigriert sein.

Familie Schießinger im Vorderen Anger 284 und 207, Vordere Mühlgasse 191

Theodor Schießinger, am 02.12.1890 als Sohn der Privatierseheleute Gottschalk und Sofie Schießinger, geb. Mannheimer, in Flehingen/Bretten/Baden geboren, zog im Oktober 1930 als Viehhändler von München, wo er seit 1918 wohnte, nach Landsberg zu. 1919 war Schießinger in den bayerischen Staatsverband aufgenommen worden. Seine Frau **Sofie geb. Feldmann** (Eltern: Gustav und Sali Feldmann, geb. Feldmann) kam am 12.06.1900 in Altmühl/Gunzenhausen zur Welt. Die Vermählung fand am 24.05.1922 in Ansbach statt. Zusammen hatten sie offiziell dokumentiert nur die eine Tochter Sitta bzw. Sitti.³⁰



Theodor und Sofie Schießinger (Auszug aus den Auswanderungspässen)

Der Vermieter der Familienwohnung im zweiten Stockwerk, Gewerberat F. J. Müller, beklagte sich am 07.08.1935 bei der Stadt, dass Schießinger vertragswidrig auch Kunden und mehr als nur seine Familie (nämlich ein „Judenheer“) in die Wohnung genommen habe. Tatsächlich handelte es sich aber nur um sechs Personen³¹. Konsequenz: Sie sollten „im Interesse eigener Sicherheit“ laut Anordnung vom 12.08.1935 das Stadtgebiet „binnen 24 Stunden“ verlassen, was auch geschah. Schießinger selbst wurde seine Wohnung zum 15. September auf außerordentlichem Wege gekündigt. Auch seine Stallungen im „Stern“-Anwesen, die der Gräflich-Maldegenschen Gutsverwaltung (Schloss Igling) gehörten, wurden auf Druck des Stadtoberhauptes, Dr. Schmidhuber, zuständigkeitshalber vom aktuellen Pächter Johann Schwyer ebenfalls gekündigt. Diese Angelegenheit wurde unter dem Punkt „Belästigung durch Juden“ am Tag

30 Barbara Fenner geht auf der Grundlage von ansonsten verlässlichen Aussagen des Sattlermeisters Drexel aus Hofstetten davon aus, dass es noch einen 1917 geborenen Salomon Schießinger gegeben haben muss, der in Augsburg für die US-Armee gearbeitet haben soll. Denkbar wäre mangels entsprechender amtlicher Dokumentation und nach Auffassung des Autors nur, dass Salomon als Feldmann unehelich geboren wurde.

31 „Sein alter Vater, dann ein Rabiner mit Frau und 2 Kindern und noch eine Jüdin. Diese Leute sind seit dem 1. August schon da...“ (F.J. Müller)

nach Müllers Klage auch vom Stadtrat³² behandelt und in der lokalen Presse war zu lesen, dass es zu „jüdischen Frechheiten“ auch in Landsberg gekommen sei und „Der Chef der Stadt stellte fest, dass Landsberg den Besuch von Juden nicht wünscht.“ So waren dem Juden Schießinger mit einem Mal sowohl seine Privat- als auch seine Geschäftsräume entzogen.

Den zwei Juden im Viehhandel sollte die Existenzgrundlage im Stadtbezirk entzogen werden.³³ Dafür wurden die fünf arischen Konkurrenten ausgehört. Schießinger soll geäußert haben „Vieh wird gekauft, was nur zu kaufen ist.“ Das von ihm in der Regel zu vergleichsweise etwas höheren Preisen gekaufte Schlachtvieh lieferte Schießinger an den Schlacht- und Viehhof München und an diverse Metzgermeister in Schongau und Landsberg. Dass Schießinger im Januar 1936 wegen angeblicher Tierquälerei zu 50,- RM Geldstrafe verurteilt wurde, erfährt man fein säuberlich in seinen Akten und dies ist bezeichnend für die Strategie, den Juden rasch noch etwas „anzuhängen“.

Nach dem Eklat bei Müller im Vordergrund, kam die Familie für 14 Tage bei Willstätters unter, um dann bei Fischels vier Jahre zur Miete zu wohnen. Am 30.08.1938 meldete Schießinger als letzter jüdischer Viehhändler in Landsberg sein Gewerbe ab. Am 07.10.1939 emigrierten das Elternpaar und die Tochter über Genua nach Chile; auch Uruguay oder Argentinien waren zuvor angedacht worden. Dort, in Valparaiso, nannte sich der Landsberger nun Teodoro Schlessinger.

Aber noch im Oktober 1940 ermittelte die Gestapo wegen der deutschen Reichszugehörigkeit des Exilanten. Seine Wiesen und Äcker in der Gemarkung Erpfting wurden später von Gregor Nieberle und Johann Blasi aufgekauft (Plan-Nr. 437, 712, 800, 911, 14071408, 1628). Auf einem Konto der Hypo-Bank in Landsberg fanden sich 1940 noch 490 RM, deren sich das Finanzamt gleich bemächtigte.

Sitta Schießinger, geb. am 11.12.1923, war zum Zeitpunkt des Exodus eine 16-jährige Schülerin. Später in (Santiago de) Chile heiratete sie wohl einen Erich Kaufmann, der Anfang 2007 verstorben sein muss. Sie engagierte sich offenbar bis in ihr hohes Alter hinein in einer chilenisch-israelitischen Gruppe, die bei Geburten und Todesfällen im Rahmen eines jüdischen Nationalfonds Bäume für Israel spendete.³⁴



Sitta Schießinger als 16-jährige Schülerin vor ihrer Auswanderung

Familie Willstätter in der Vorderen Mühlgasse 191³⁵

Louis Willstätter, am 20.06.1884 in Lörrach/Baden als Sohn der Viehhändlerseheleute Jakob und Elise Willstätter, geb. Maier, geboren (1983 in den USA gestorben), war

32 Neben dem 1. Bürgermeister Dr. Schmidhuber und dem 1. Beigeordneten Nieberle wirkten darin mit die Gemeinderäte Süß, Emmert, Ehelechner, Jagemann, Drexl, Giggenbach, Mühle, Schlufelder, Schmelcher, Hirschmüller und Strobl.

33 Gegen den anderen jüdischen Viehhändler, Siegfried Lämmle, lagen im November 1935 eigenartigerweise keine Beschwerden vor.

34 Keren Kayemet Leisrael. Im Moment der Drucklegung ist dies ein trefender, aber noch unbestätigter Fund bei einer Internetrecherche.

35 Das sog. Ackerbürgerhaus, das später für das Pfarrzentrum abgerissen, aber anschließend annähernd gleich wieder aufgebaut wurde.

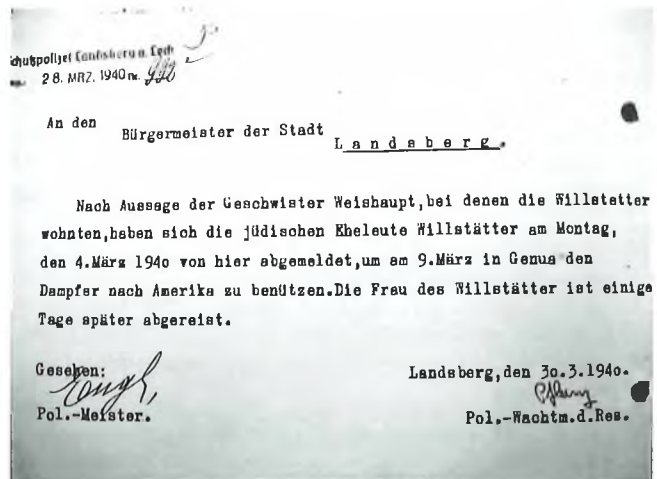
ebenfalls Viehhändler, als er im Juli 1923 von Fürstenfeldbruck nach Landsberg zuzog.³⁶ Er betätigte sich später wohl auch als Immobilienhändler, doch wurde er in den Akten immer als finanziell „minderbemittelt“ geführt. Verheiratet war er mit **Luzia/Luzie geb. Cahn**, am 11.03.1896 in Rülzheim/Germersheim als Tochter der Viehhändlerseheleute Bartholomäus und Rebekka, geb. Volmer geboren (gest. ist Luzia 1971 in den USA). Aus ihrer Ehe stammten die beiden Söhne Alfred und Helmut Josef (später: Herbert), die beide schon anderthalb Jahre vor ihren Eltern in die USA verschickt wurden. Mutter Willstätter war täglich bei den Westheimers „als Stütze“ im Haushalt.



Der Landsberger Viehhändler Louis Willstätter (undatiert) mit Ehefrau Luzia (1938)

Im Herbst 1939, als seine Söhne über eine Teilbürgerschaft schon in den USA waren, hatte Vater Willstätter weiterhin alle Hände voll zu tun, um die Ausreise für sich und seine Frau und auch seinen Bruder Gusti (s.u.) vorzubereiten. Dafür musste er Konsulate in Hamburg, Bremen und Stuttgart aufsuchen und all dies von Lörrach aus, denn in Landsberg, das mit dem Prädikat „judenfrei“ prunkte, durften sich die Willstätters nicht mehr aufhalten. Es heißt, dass sich der Mittellose derweil mit Tabakhandel über Wasser gehalten habe. Weilte er mit seiner Frau in Landsberg, musste er sich versteckt halten; Fahrkarten, Nahrungsmittel u.a. mussten ihm von den Landersdorfers besorgt werden.

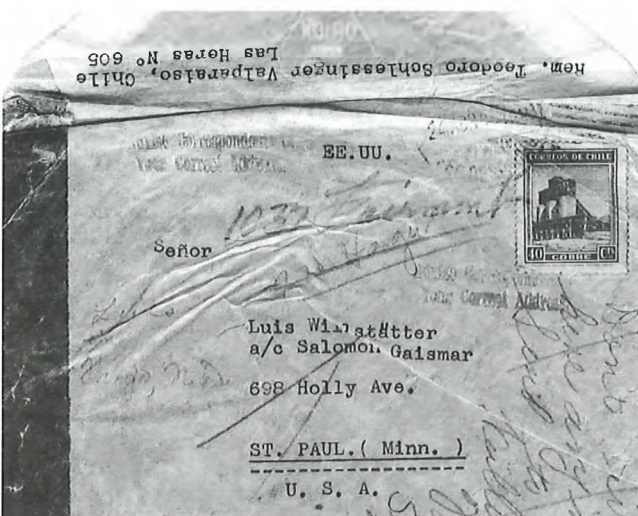
Die erzwungene Auswanderung dieser Familie war ja auch insofern problematisch, als sie über die Mittel für die Reise schlicht nicht verfügte. Nur durch eine Sammlung der



Mitteilung der Schupo an den Bürgermeister über die Abreise der Willstätters

36 Da war er dort offenbar schon mit den Westheimers bekannt; vgl. Kartengruß Max Westheimers vom Urlaub in Tarap/Engadin nach Landsberg vom 12.08.1923

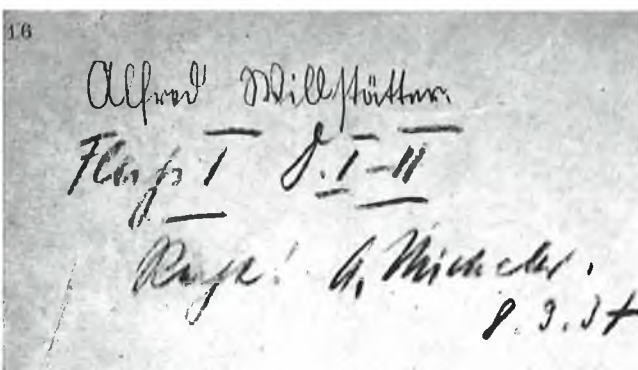
Landsberger Familien Landersdorfer³⁷, Weißhaupt und Doll kam am 04.03.1940 eine Ausreise der Eheleute nach Genua (sie reiste einige Tage später ab) und von dort am 09.03. mit dem Dampfer nach St. Paul/USA überhaupt zustande³⁸. Dort kamen sie erst mal bei Salomon Geismar unter, dem Ehemann von Schwester Helene. In Deutschland war dies bekanntlich höchste Zeit für jüdische Bürger, um aus der nicht mehr nur sehr ungemütlichen und demütigenden, sondern nun auch tödlichen Gefahrenzone zu entkommen.³⁹



Briefkuvert eines Schreibens der Schlessingers an die Willstätters in der Neuen Welt

Dass die Landsberger Juden schon immer, so auch nach ihrer Austreibung in ihre neuen Heimatländer untereinander so gut es ging Kontakt hielten, zeigen einige überlieferte Dokumente. So schreiben die beiden Weimanns im April 1940 aus Habana/Cuba an die gerade angekommenen Willstätter-Eltern. Sie erkundigen sich u.a. nach Frau Fischel (evtl. in Orlando/Florida) und wollen erfahren, ob die Pläne zum Erwerb einer Farm gelungen seien. Offenbar hatten die Willstätters auch Pelzjacken und andere Sachen für die Weimanns mitgenommen. Sie gaben sich gegenseitig Hinweise, z.B. auf eine Fabrik in Hoboken und es heißt in diesem Zusammenhang „sind wir Emigranten froh um ein Paar \$ Provision“. Und am Rande vermerkt Frau Babette Weimann „Also auch glücklich entkommen“. Andererseits verloren sich die Willstetters und die Schlessingers später völlig aus den Augen.

Alfred (Fredl) Willstätter, geb. am 17.10.1925 ging in Landsberg zur Schule. Besonders angenehm und nett war für Alfred und Helmut Josef der Lehrer Micheler, der den beiden Buben 1936 und 1937 auch sehr ansprechenden Unterricht in Natur- und Heimatkunde gab. Andere Lehrer demütigten jüdische Kinder in ihren Klassen, riefen sie z.B. nie auf oder nahmen ihnen morgens in der Eingangshalle der



Briefkuvert eines Schreibens der Schlessingers an die Willstätters in der Neuen Welt

Knabenschule den Hitler-Gruß ab (wie z.B. der Lehrer Greiner, der auch sonst offenkundig äußerst autoritär bis sadistisch seines Rektorenamtes waltete).⁴⁰

Den Auswanderungsantrag für seine beiden Söhne stellte der Vater im März 1938, doch im August waren sie immer noch nicht weg. Auch bei diesen unmündigen Söhnen eines Mittellosen musste der Verdacht auf „Steuer- und Kapitalflucht“ fein säuberlich geprüft werden. 1938 konnte es mit einer Bürgschaft (die sich leider nicht auch auf ihre Eltern erstreckte) endlich losgehen; der Vater brachte sie noch bis Hamburg, von wo sie die Schifffspassage ohne elterliche Begleitung antreten mussten. In den USA erwartete sie ihr Onkel Leo, der sie erst mal versorgte und an Tante Helene und Salomon Geismar in St. Paul/Minnesota weiterleitete, eine Reise, die sie wiederum alleine machen mussten. Noch



Die beiden Willstätter-Söhne als Landsberger Buben in Lederhosen (um 1935)

nicht lange dort, wird „Fredl“ zur jüdischen Konfirmation reichlich beschenkt („bessere Sachen wie in Landsberg“). Sein Freund Oskar Kern fragte öfters nach ihm und auch „Sitty“ Schlessinger ließ grüßen. Die Willstätter-Buben waren recht beliebt und es gab viele Geschichten um sie. So

37 Diese hatten eine Limonadenfabrik im heutigen „Hexenturm“-Restaurant

38 Als Bürge fungierte Henri Weiler.

39 Willstätters Bruder Gustav aus Lörrach war ebenfalls 1940 aus Deutschland ausgewandert, blieb jedoch im französischen Internierungslager Gurs in den Pyrenäen hängen, von wo aus er noch am 11.03.1942 einen Brief an seinen Bruder schickte, der inzwischen längst in Sicherheit war. Es war Gustavs letztes Lebenszeichen, denn er wurde im Zuge der im August einsetzenden Deportationen aus dem Lager nach Mauthausen verschleppt und dort ermordet. Willstätters Mutter und Schwester Clara seien schon in Gurs ums Leben gekommen – durch die desolaten Zustände und Lebensbedingungen dort und nach der Besetzung Frankreichs durch die Deutschen.

40 Von ihm, der oben im Neubrand-Haus am Hauptplatz gewohnt hat, ist überliefert, dass er oft dort aus dem Fenster lehnte und für diesen Fall erwartete, dass seine Schüler, die auf der Gegenseite des Platzes vorbei kamen, ihm den Hitler-Gruß entboten. Unterlassungen wurden Tags darauf hart geahndet (Interview mit M.D. vom 03.09.2007)

habe einmal Frau Jocher, die Frau des Schlachthofverwalters, einen der Buben mit der Mistgabel aus dem reißenden Mühlbach gerettet. Ein andermal habe Alfred seinen jüngeren Bruder dazu animiert, bei einem vor ihnen fahrenden Odelfahrzeug den Verschluss zu öffnen – mit unangenehmen Folgen für den Jüngeren.

Alfred kam schon bald mit den US-Kampftruppen nach Deutschland zurück und war im Raum Salzburg und Rosenheim stationiert. Wegen seiner Deutschkenntnisse wurde er bei der Besatzungsbehörde für den Military Intelligence Service eingesetzt. 1946 kehrte er in die USA zurück, um gleich wieder in Korea eingesetzt zu werden. Erst danach und einer Zwischenstation in Salzburg konnte er an der University of Minnesota Political Sciences u.a. studieren. Viele Urlaube verbrachte er zuvor am Chiemsee, nun verweilte er in den Sommerwochen gerne am Pazifik.

Verheiratet ist Alfred Willstätter mit **Edith geb. Krabunde**, geb. 15.11.1929 und hat mit ihr drei Söhne, Kurt (geb. 1960), Carl (geb. 1962) und Steve (geb. 1963); letzterer hat 1986 schon einmal die Geburtsstadt seines Vaters besucht. Zuletzt wohnte Alfred in Ashland/Oregon, wo er mit dem Vertrieb von Schwimmbädern zu tun hatte und dort auch Stadtrat war. Im Juli 1999 besuchte er Landsberg wieder, traf dort seinen Schulfreund Max Doll und hatte einen Termin bei OB Rößle; das Landsberger Tagblatt berichtete darüber und zitierte ihn, dass er „immer ein Landsberger“ war und sein wird; er beeindruckte mit seinem Verständnis für die, die ihn vertrieben hatten: „Den meisten blieb doch gar nichts anderes übrig, als mitzumachen“.

Helmut Josef Willstätter, geb. am 29.03.1927, der jüngere der beiden Landsberger Schulbuben, wurde von seinem älteren Bruder auf der langen Reise begleitet. Von ihm ist ein diesbezüglicher authentischer „Erlebnisbericht“ überliefert. Darin heißt es, Alfred habe „einem Mann seinen schönen Anzug vollgekotzt“ und bei einem Spiel an Deck habe sein Mantel einen großen Riss bekommen. In den USA legte er sich den amerikanischeren Vornamen „Herbert“ und den glatteren Nachnamen „Willstatter“ zu. Er machte ab 1945 zunächst seinen eineinhalbjährigen Militärdienst als Infanterist und war in dieser Zeit auch kurz in Korea eingesetzt. Später im Koreakrieg wurde er nochmals eingezogen, ohne aber die Staaten verlassen zu müssen. Nun konnte Herbert studieren und schloss mit einem Diplom als Chemie-Ingenieur ab. Er heiratete seine Frau **Kathryn**, eine Grundschullehrerin mit einem akademischen Grad in Pädagogik; mit ihr hat er einen Sohn (geb. 1955) und zwei Töchter (geb. 1956 und 1960), die alle im Staat California studieren konnten, wo auch ihr Vater in der Waffenindustrie an Raketenantrieben arbeitete. Er zog sich 1989 vom Berufsleben zurück und wohnte zuletzt in Orangevale/California 95662. Zusammen mit einem anderen Ehepaar gingen sie 1985 auf Deutschlandtour, wobei sie auch einige Tage in Landsberg verbrachten. An seine Heimatstadt hatte er eigentlich nur erfreuliche Jugenderinnerungen.

Die Weimanns im Hinteren Anger 324 und Vorderen Anger 234

Max Weimann, geb. am 01.12.1887 in Landsberg, (gest. am 03.06.1953 ebenfalls in Landsberg), war Sohn des Sali und der Luise Weimann, geb. Erlanger, die im Eschenlohr'schen Gerberhaus (Vorderanger 233) ansässig waren. Der gebürtige Landsberger besuchte hier die Volksschule, dann sechs Klassen Realschule und half danach im Geschäft des Vaters. Nach dem Tod der Eltern war er Alleininhaber eines Kaufhauses für Textilwaren („Schnittwaren“) im Hinteranger und von Antiquitäten im Vorderanger. Vier Jahre war er Kriegsteilnehmer (Auszeichnung mit dem E.K. II) und danach vor allem aktiv im Schützenverein tätig; politisch war er völlig abstinent und er „verkehrte mit seinen jüdischen Rassegenossen nur ganz selten“.⁴¹ Walter Drexel beschreibt ihn als

einen „ruhigen, distinguierten Herrn“. Auf einem Foto vom Ende der 20er-Jahre ist Max Weimann dennoch in fröhlicher Stimmung mit dem Schlachthofverwalter Jocher und dem rechtskundigen Bürgermeister Dr. Baur im Lech beim Wehr zu sehen.⁴²



Max und Babette Weimann auf ihren Auswanderungs-Passfotos

Am 23.05.1913 heiratete er in München **Barbara („Babette“)**, eine am 20.10.1886 in Landsberg geb. **Burkhardt** (Eltern: Steuerinspektor Ludwig Burkhardt und Ehefrau Maria, geb. Hager), eine Nicht-Jüdin röm.-kath. Glaubens. Mit ihr lebte er in Gütertrennung. Kinder hatten sie keine. Sie betrieb ein gutes Textilwarengeschäft.⁴³

Seine Geschäfte erweiterte Weimann um Antiquitäten, welche (wie Landsbergs Bürgermeister am 13.02.1940 verächtlich an die Gestapo schrieb) „reichlichen Verdienst abwarf, ohne irgendwelche körperlichen Arbeitsleistungen zu beanspruchen“. Am 02.04.37 musste Weimann denn auch restliche Gegenstände⁴⁴, Antiquitäten, an einen von der „Reichskammer der bildenden Künste“ zugelassenen Händler „abgeben“⁴⁵. Die Aufnahme in diese Kammer hatte man ihm schon mit Schreiben vom 27.08.1935 verweigert und ihm somit das Gewerbe mit Kunst wie folgt untersagt: „... besitzen Sie nicht die erforderliche Eignung und Zuverlässigkeit, an der Förderung deutscher Kultur in Verantwortung gegenüber Volk und Reich mitzuwirken“. Zur Begründung steht in einem Vermerk am Ende des Schreibens „Der Genannte ist Nichtarier.“ Die von Weimann dagegen erhobene Beschwerde wurde im Dezember 1936 abgelehnt und eine Fristverlängerung wurde auch nicht gewährt.

In der Reichspogromnacht zogen vor Weimanns Geschäft wohl SA-Leute auf, „aber keiner wollte dem Weimann Maxl das Fenster einschlagen, die Einheimischen blieben in der Wirtschaft.“⁴⁶ Am 01.11.1938 meldete auch seine Frau ihr Textilwarengeschäft ab. Im Februar 1939 wurde er wegen angeblicher Steuerhinterziehung zu 6.000.- RM Geldstrafe verurteilt. Vor seiner Emigration musste er alle „Kulturgü-

41 Bürgermeister Dr. Linn am 13.02.1940 an die Staatspolizeileitstelle der Gestapo in München

42 vgl. Landsberger Geschichtsblätter 2005, S. 74

43 Die Eltern von Dr. Max Rieder betonten immer wieder „Die Wolle von Frau Weimann war unverwüsthlich!“ Diese Wolle war grau und grün zusammengewirkt und nicht so kratzig wie die übliche Ware; eine Jacke davon konnte man lange tragen und wenn sie einmal zu klein wurde, aufgetrennt und neu zusammengestrickt durch Geschwister tragen lassen und danach auch noch Strümpfe daraus anfertigen! Zu diesem Zeitpunkt waren die Weimanns aber schon längst aus dem Land getrieben.

44 In seiner handgeschriebenen Liste finden sich Objekte wie: Zwei Bauerntruhen, zwei Grabkreuze, ein Empire Sofa ohne Polster, zwei Schranktüren, ein Apothekeremörser, zwei Blumenstillleben...

45 Auf diesem Wege gelangte der Landsberger Trödel Weimanns an Richard Soyter in der Münchener Amalienstraße 15 und die Reichskammer konnte ungetrübt deutsche Kultur fördern.

46 vgl. Angelika Eder, 1998, S. 37 (Fußnote 105). Eine Sichtweise, die gerne vorgetragen wurde.

ter“ in seinem Besitz akribisch aufzeichnen und diese Dinge zurücklassen, auch den Barbestand von 20.500 RM, den Stadtwaldbesitz (Plan-Nrn. 3610 – 3614) seiner Frau ohnehin. Am 19.08.1939 wurde dem Landsberger Ehepaar seltsamerweise bestätigt, sie könnten wieder hierher zurückkehren, „falls keine Landemöglichkeit in Cuba bestehen sollte“. Der Bürgermeister konnte ihre Abreise kaum erwarten... Die Meldung, dass die Stadt „judenfrei“ sei, wurde halt doch zu früh hinausposaunt.

Am 20.12.1939 ging es über Genua mit einem italienischen Dampfer nach San Lagaro, Habana, Cuba. Die Abreise war schon für den 28.06. geplant gewesen, doch fehlten noch Papiere von der Devisenstelle. Am 19.12.1940 setzten sie ihren Exodus von Cuba nach Morganton/North Carolina/USA fort.

Am 21.05.1940 wurde Weimann in der alten Heimat seine Reichsangehörigkeit aberkannt; er wurde dadurch „staatenlos“. Sein Anwesen erwarb der Nachbar Hans Huber (Maler-geschäft) am 18.04.1939 durch Aushändigung eines Barschecks über 20.000 RM, sein Ladengeschäft übernahm Richard Schmid.⁴⁷ Der Waldbesitz, den Frau Weimann in die Ehe eingebracht hatte, ein Drittel von 3,24 ha, wurde im Juli 1943 zusammen mit dem sonstigen Vermögen „eingezogen“.

Max Weimann musste in den USA in einer chemischen Fabrik arbeiten, wo er sich schwere Lungenschäden zuzog. Mit einem USA-Pass, als Witwer und von Heimweh geplagt kehrte er am 18.10.1951 nach Landsberg zurück, wo er schon sechs Tage später die 1902 in Untermühlhausen geborene Landsbergerin Katharina („Käthe“) Eisenschmid heiratete, mit der er ab 01.11.51 im Vorderanger 287 wohnte, wo sie einen Tabakladen hatte. Sie stammte aus einer Familie erklärter Nazi-Gegner. Zwar versuchte er sich nochmals mit dem Antiquitätenhandel und reiste dafür auch viel herum, doch keine zwei Jahre später starb er 66-jährig an Herz- und Kreislaufversagen.

Familie Simon in der Bergstraße 418 und 417 (nach dem Krieg)

Max Simon, geb. am 14.05.1868 in Asch/Böhmen, verh. mit **Luise geb. Kohn**, geb. am 27.08.1874 in Eger/Böhmen, war am 28.07.1919 mit seiner Familie von Schönwald in Oberfranken nach Landsberg gezogen, wo er aber schon am 23.06.1921 verstarb. Er hinterließ die vier Kinder Erna Louise, Charlotte, Ernst und Bertha, welche, bis auf die älteste Tochter, schon als Jugendliche von Landsberg weggezogen (später jedoch immer wieder kamen). Die Simons betrieben anfangs in der alten Turnhalle (heutiges Stadttheater) eine kleine Besenfabrik. Später kauften sie am Hauptplatz 183 ein Haus, das jedoch nach dem Tod des Mannes und in der Zeit der Wirtschaftskrise verkauft werden musste; stattdessen wurde das Haus in der Bergstraße 418 erworben. Im März 1938 verstarb die an schwerer Gicht leidende Kaufmannswitwe und Betreiberin eines Restegeschäftes.

Erna Louise Simon, die älteste Tochter, geb. am 05.04.1903 in Asch/Böhmen, ging in Eger zur Schule, absolvierte dort auch noch eine Handelsschule und begann in Ingolstadt eine kaufmännische Lehre. Als die Eltern das Haus in Landsberg gekauft hatten, zog sie von Ingolstadt zu. Die Tochter half der Mutter im Geschäft und betrieb auch ein Taxiunternehmen. Inzwischen hatte Erna am 16.02.1922 Ulrich Kemeter aus Reisch/Landsberg geheiratet, der kein Jude und von Beruf Lichtspielvorführer war (geb. 28.12.1895, gest. 24.10.1959). Allein dass er eine Jüdin geheiratet hatte, brachte ihn später ins Arbeitslager Hedersleben in Sachsen. Aus dieser Verbindung entstammt Sohn Erich, geb. am 09.02.1922, der heute noch in Landsberg lebt.⁴⁸

Wegen der beruflichen Diskriminierungen als Jüdin schrieb Erna ihr Mietauto (Kennzeichen IIB 1595), das sie

bis 1933 selbst betrieben hatte, an ihren Mann um. Ihr Ladengeschäft in der Bergstraße durfte ab 1938 weder sie noch ihr „arischer“ Mann weiterführen. Es wurde nach dem 10.11.1938 durch Verfügung des Bürgermeisters geschlossen und von der SA bewacht, so dass sie es selbst nicht mehr hätte betreten können. Am Erwerb des Anwesens Bergstraße 418 hatte die Stadt Landsberg im Januar 1939 kein Interesse; die Kreisleitung der NSDAP hatte unter dem Betreff „Verwertung der Grundstücke im Eigentum von Juden“ nachgefragt. Auch Grundstück und Wohnhaus sollten 1941 an den arischen Ehemann umgeschrieben werden; das Gesuch wurde aber abgelehnt. Auf Geheiß des 2. Bürgermeisters Wilhelm Nieberle musste sie auch immer wieder aus Landsberg heraus; ihr Mann hielt sich dann mit ihr in der Nähe des Ammersees auf, nur um abends wieder heimlich zurückzukehren. Den gelben Judenstern bekam sie im



*Erna Kemeter, geb. Simon
im Jahre 1939*

September 1941 für 10 Pfg. zum Annähen gegen Empfangsbestätigung ausgehändigt, doch da sie nur noch selten außer Haus ging, schaffte die Bedrängte es immer wieder, das Tragen dieses Mals zu vermeiden.

Ab Kriegsbeginn, ausgelöst durch einen banalen Vorfall, der zur Anzeige kam, wurde Erna zur Zwangsarbeit befohlen und zwar beim NS-Funktionär Philipp Braun⁴⁹ in der von ihm damals geführten Hartpapier-Fabrik (gegenüber dem alten Friedhof). Erna berichtete, dass sie dort ausgebeutet (Stundenlohn 38 Pfennige) und schikaniert worden sei (Sprechverbot in der Firma, Zuständigkeitsgerangel um eine Krankenschreibung, willkürliche Festnahme und Festsetzung in München usw.) Dass „der größte Nazi aus Landsberg“, der auch ihren Resteladen schließen ließ, sie auf diese Weise möglicherweise auch als Jüdin „deckte“, ist eine mitunter vorgebrachte Deutung, der sich die Betroffene sicherlich nicht angeschlossen hätte.

Nun war es für Erna und ihre Familie endgültig zu spät, um noch auswandern zu können. Daran gedacht hatte die Familie schon früher; doch hatten sie keinerlei Verwandte im Ausland und hatten auch lange gehofft, es würde sich alles wieder wenden. Noch 1939 fuhr ihr Ehemann in die USA, um dort vor Ort Möglichkeiten für eine Einreise und Existenzgründung zu erkunden. Er hatte unter dem Vorwand, ein Autorennen im Herbst in den USA zu besuchen, nach Kontaktaufnahme mit den dort weilenden Landsberger Juden und mit Hilfe des ADAC auch illegale Wege der Einwanderung seiner Familie untersucht. Auf der Rückreise, nach erfolglosem Bemühen, brachte er sich bei den Frühjahrsstürmen auch noch in Lebensgefahr und außerdem machte der Kriegsausbruch alle Pläne zunichte; die schon gekauften, riesigen Schiffs-koffer blieben unbenutzt. Danach musste Ulrich Kemeter nach Italien fahren, um von dort aus

⁴⁷ vgl. z.B. die Erklärung des Bürgermeisters der Stadt Landsberg vom 14.08.1948 betreffs Wiedergutmachung

⁴⁸ Die folgende Passage dieses Berichts fußt auf den Aussagen des Sohnes (Interview vom 07. und 20.09.2007) und der Auswertung des von ihm überlassenen Tagebuches der Mutter.

⁴⁹ Nach den Suiziden seiner Eltern bei Kriegsende bekam Sohn Albert Braun, der bei der Waffen-SS war und dafür auch eine Haftstrafe abbüßen musste, den Betrieb, in dem schon einmal 80 Personen arbeiteten, nach dem Entnazifizierungsverfahren auf Grund entlastender Zeugnisaussagen zum Verhalten des Vaters wieder zugesprochen (Interview mit H.A. am 11.09.2007).

die nötigen Formalitäten zu erledigen, doch bis sie an die Reihe kamen, waren alle Schiffe – „Rette sich wer kann!“ - überbelegt. Sohn Erich bereitete für sich und seine Mutter noch im Herbst 1943 praktisch den illegalen Grenzübergang über das Kleinwalsertal in die Schweiz vor, doch waren die Übergänge in der darauf folgenden Winterperiode unpassierbar.⁵⁰ Auch erhoffte Mittel für die Ausreise standen nicht mehr zur Verfügung, weil die Familie von der Gestapo gezwungen worden waren, ein Mietshaus in München zu einem Spottpreis zu verkaufen.⁵¹

Im Januar 1944 sollte Erna Louise verhaftet werden. Ihr Sohn, der glücklicherweise gerade zu Hause war, konnte den Polizeibeamten⁵² mit der Notlüge, seine Mutter sei gerade außer Haus, etwas hinhalten und sie im oberen Stockwerk warnen. Da der Polizist aber lange verweilte und Gefahr bestand, dass er das Haus durchsuchen könnte, flüchtete sie über das verschneite, steile Dach – nur notdürftig bekleidet - ins Nachbarhaus von Michael Lankes, der sie mit Kleidung, Schuhen und einem Fahrrad versorgte. Es schloss sich eine Irrfahrt über die Dörfer des weiteren Umfeldes von Landsberg deshalb an, weil die vorher schon angedachte und vorgeschlagene Adresse in Hofstetten nicht mehr half; der Bewohner musste am nächsten Tag einrücken und es hielt sich eine Nazi-Frau im Haus auf. Die Flucht Hals über Kopf endete - immer über Schleichwege - vorerst für einige Tage bei der Familie Hipp (der befreundeten Anni und ihren Eltern) in Schwabhausen. In Sorge um den Sohn Erich wieder heimlich zurück bei Lankes, erfuhr sie, dass dieser nun auch ins Arbeitslager gekommen war, jedoch zuvor für sie bei Pfarrer Maier in Ruderatshofen (früher im benachbarten Stoffen tätig) eine Verbindung geschaffen hatte. Doch ehe sie dort Schutz für sich suchte, wollte sie Kontakt mit Ehemann und Sohn im sächsischen Arbeitslager aufnehmen.

Dies gelang ihr auch auf abenteuerlichste Art und Weise, teils mit dem Rad, teils mit der Bahn (immer nur in 30-km-Abschnitten), über Neuburg/Donau, wo man bei ihren Verwandten aber schon nach ihr gefahndet hatte. Außerhalb des Lagers sah sie glücklicherweise ihren Mann auf einem Fuhrwerk und es gelang ihnen, sich heimlich abzusprechen. Auf dem Rückweg suchte sie Verwandte in Manching auf und konnte dort etwas länger bleiben. Ende Januar 1944 kam sie äußerst bedürftig endlich in Ruderatshofen an, wo sie als Verwandte aus München, namens „Zenta“ im Pfarrhof bleiben durfte. Doch verschärfte sich ihre Sicherheitslage und sie konnte sich nur noch im Schlafzimmer aufhalten und das schnelle Ende des Krieges herbeisehnen. Beim Hamstern in Kaufbeuren traf sie einmal einen Bekannten, der ihr erzählte, in Landsberg ginge das Gerücht um, sie sei im Ammersee ertrunken.⁵³ Dieses muss sie wohl vor weiterer polizeilicher Verfolgung geschützt haben; doch erst als die ersten Panzer in Kaufbeuren einfuhren, war sie gerettet.

Aus Dankbarkeit und Überzeugung ließ sie sich von Prälat Weber aus Augsburg, der auch im Pfarrhof weilte, am 01.05.1945 katholisch taufen. Schon am nächsten Tag fuhr sie mit dem Rad (mit einer Übernachtung in Buchloe) nach Landsberg zurück. Über einen Notsteg ließ man sie über den Lech und sie konnte dort gleich die „Bonzenfrauen“ beim Aufräumen von Schutt und Scherben sehen. Ihr Haus traf sie voller fremder Menschen an, so dass sie nicht bleiben konnte, doch ihr Mann Ulrich war glücklicherweise durch einen Trick⁵⁴ schon da und sie fuhren gemeinsam nochmals nach Ruderatshofen. Einige Wochen später traf auch Sohn Erich aus dem sächsischen Arbeitslager ein, der über tausend Kilometer mit dem Rad zurückgelegt hatte, das sich just zum Zeitpunkt seiner Ankunft in seine Teile auflöste.

Frau Kemeter heiratete nach dem Tod ihres Mannes Ulrich, der schwer zuckerleidend war, am 10.05.1961 den Polizisten Hans (Christian) Löffler aus Kaiserslautern, einen Freund von Ulrich aus gemeinsamer Lazarettzeit, in dessen Heimat sie im März 1964 auch für etliche Jahre zog; im

November 1981 kehrte sie wieder zurück nach Kaufering. Sie verstarb 1994 und wurde auf dem Neuen Friedhof in Landsberg bestattet.

Ernas Schwester (**Char**) **Lotte Simon**, geb. 24.11.1904 in Asch/Böhmen, zog schon im November 1919 von zuhause aus, lebte zwischendurch wohl im Haus ihrer Mutter (Nr. 418) arbeitete als Hausangestellte jedoch an verschiedenen Orten. Beschäftigungen fand sie z.B. in Bad Kissingen, Frankfurt, Eger, Ingolstadt und Leipzig. Von August 1939 bis zum 01.11.1940 wohnte sie nochmals beim „arischen“ Schwager, dessen Schutz in dieser für Juden schon hochgefährlichen Zeit aber wohl nicht mehr ausreichte. Auch gab es trotz verzweifelter Bemühungen und obwohl alle Papiere für Lotte beisammen waren, keine Passage mehr für sie. Stattdessen zog sie – als letzte Landsberger Jüdin – Anfang November 1940 nach Regensburg in ein jüdisches Altersheim (Weißburgerstr. 31). Dort fand sie als Hilfskraft eine Stellung, doch wurde sie von dort nach Polen deportiert und in einem KZ ermordet.

Ernst Simon, geb. am 24.12.1906, ebenfalls noch in Asch/Böhmen, zog im Mai 1921 von Landsberg nach Ingolstadt fort und lebte danach in München. An einem 9. November (!) wurde Ernst verhaftet und ins KZ Dachau verbracht. Vater Ulrich reiste darob wieder nach Italien, um die Erlangung von Ausreisepapieren für ihn zu beschleunigen, und sei es auch durch Übertragung seiner eigenen, niedrigeren Auswanderungsnummer auf den Sohn. Die Entlassung aus dem KZ zur Auswanderung gelang noch in letzter Minute (1939/1940), auch weil seine Schwester Berta aus Australien inzwischen zugearbeitet hatte.

Berta Simon, geb. 13.05.1908 in Schönwald, die im Oktober 1924 nach Frankfurt a. M. zog, unterlag 1935 einer „Postsperr“. Ein an sie gerichteter Brief eines Geschwisters aus Landsberg informierte sie darüber, sie habe per Telegramm aus München erfahren, „dass Kohn und Fischer in Schutzhaft genommen wurden“. Da sich ihre Mutter (in München) darüber sehr besorgt zeigte, wird Berta in diesem Brief gebeten, ihr Beschäftigungsverhältnis als Verkäuferin bei einem Arno Christmann, der früher der kommunistischen



Berta Simon im November 1932

„Roten Jungfront“ angehört habe, schnell zu beenden, um nicht auch in Schutzhaft genommen zu werden. „Mach reinen Tisch damit es Dir nicht so ergeht. Hier geht man auch unverschämt vor gegen Westheimer und die anderen. Bisher sind wir noch verschont geblieben. Ernst kann auch nicht mehr bei Klein essen weil sie eine Zuschrift bekommen haben.“

50 Behilflich war dabei „der alte Kes“, der eine Schwester in Österreich hatte, die die beiden ein paar Tage hätte beherbergen können.

51 Ironie des Schicksals: Es soll eines der ersten Häuser in München gewesen sein, das später zerbombt wurde (Aussage: E.K., 07.09.2007)

52 Der Beamte hieß Schmid. Er galt als einziger aus der Wachmannschaft als brandgefährlich, wurde jedoch von niemandem geachtet; man nannte ihn „Goggelescheiß“.

53 Die Geschichte vom vorgetäuschten Selbstmord im Ammersee, sie „sei ins Wasser gegangen“ erhielt sich auch noch während der Nachkriegsjahrzehnte, wurde auch nie dementiert, entspricht aber definitiv nicht der Wirklichkeit.

54 Weil die Stadt sein Haus belegt hatte, wurde er für eine Woche beurlaubt, um nach dem Rechten zu sehen. Danach fuhr er einfach nicht mehr zurück ins Lager.

Ihr gelang die Ausreise 1937/1938 über eine jüdische Familie in Holland nach Australien, weil sie dort Bekannte hatte, die für sie eine Einreise-Erlaubnis besorgten. Dort angekommen, konnte sie dann für ihren Bruder Ernst etwas organisieren.

Viehhandlung Lämmle im Vorderen Anger 212 und 208

Siegfried Lämmle, Geburtsdatum und -ort unbekannt, war geschäftsführender Viehhändler der Firma „Gebrüder Lämmle“, ansonsten aber wohnhaft in Fischach⁵⁵ (in den Stauden bei Augsburg). Seine Handels-Stallungen und Zimmer hatte er bei Martin Süß gepachtet. Dieser hatte im Vorderanger 208 (heute Kaufhaus Heimsch) das Gasthaus „Kri-steiner“ mit einem beliebten Tanzsaal. Obwohl in Landsberg nicht als wohnhaft eingeschrieben, verdient der Fall Lämmle in diesem Zusammenhang durchaus eine Erwähnung.

Mit Schreiben vom 28.08.35 gab nämlich Süß, auch Gemeinderat für die NSDAP und als solcher SA-Uniform-träger seit April 1933, den Druck weiter, den er durch eine Intrige der Kreisbauernschaft Weilheim selbst abbekam, weil er seit 28 Jahren (!) dem „Viehjuden Lämmle“ Stallungen und ein Zimmer angeboten hatte. Nicht nur, dass er ihn „ausnistete“, nein, er denunzierte gleichzeitig auch noch andere Mitbürger, die beim „Bierjuden Schülein“⁵⁶ in Kaltenberg immer noch das Bier, ein „Nationalgetränk“, bezogen, das nicht in die Hände von Juden gehörte⁵⁷. - Lämmle zog im September 1935 von Landsberg ab; über sein weiteres Schicksal war nichts mehr zu erfahren.

Teil 3

Begegnungen seit 1989

Der anfangs erwähnte Brief Lothar Westheimers 1988 war der Beginn für manche neue persönliche Begegnung, über die ich hier kurz berichte.

Lothar und Henry Westheimer kamen dann im April 1989 nach Landsberg. Ein Besuch bei mir im Amtszimmer und Begegnungen mit Stadträten fanden statt. Die Stadt lud zu einem gemeinsamen Treffen der Westheimers mit ehemaligen Mitarbeitern und vor allem den neuen Besitzern, der Familie Brand ein. Beide Familien bestätigten eine gute und sehr versöhnliche Begegnung. Bei diesem Besuch erstellte das Stadtmuseum einen Videofilm, in dem Henry und Lothar Westheimer das Schicksal ihrer Familie aufzeigen. Damit sollte dem Wunsch nach dauerhaftem Gedenken

Rechnung getragen werden. Seitdem ist dieser Film zusammen mit einer Tafel, die alle jüdischen Familien zeigt, im Stadtmuseum zu sehen.⁵⁸ Auch mit Mitgliedern der Bürgervereinigung Landsberg im 20. Jahrhundert trafen die Westheimers zusammen.

1991 traf ich in New York Werner (Jerry) Cohn Westheimer. Heinz (Henry) Westheimer ließ es sich nicht nehmen, von Boston nach New York zu fliegen, um uns zu sehen.

Nach regelmäßigem Briefwechsel besuchte ich 1996 mit meiner Familie Lothar Westheimer, der mit seiner Frau südlich Los Angeles in Mission Viejo wohnte. Frau Westheimer, aus einer jüdischen Familie in Mannheim stammend, erzählte, dass sie einer Einladung nach Mannheim nicht gefolgt sei. Zum Abschied lud sie uns jedoch erneut ein. Lothar Westheimer blieb auch mit Frau Dr. Edith Raim in Verbindung, die er 1989 mit Vertretern der Bürgervereinigung Landsberg im 20. Jahrhundert kennen gelernt hatte. Barbara Fenner hatte mit Werner (Jerry) Cohn Westheimer Kontakte.

In den Jahren 1991 und 1999 besuchte Alfred Willstätter mit seiner Frau Edith (nicht zum ersten Mal) seinen Schulfreund Max Doll. Kontakt zur Familie Landersdorfer bestand schon vorher. 1999 lud ich ihn in das Oberbürgermeisterbüro zusammen mit der Presse ein. Dort erzählte er sein und seiner Eltern Schicksal, aber auch von der Hilfe, mit der die Eltern 1940 nach Italien ausreisen konnten.⁵⁹ Im September 2005 machte ich meinen versprochenen Gegenbesuch in Ashland. Alfred Willstätter gab mir Erinnerungsstücke und Fotos nach Landsberg, die das Schicksal der Vertreibung und Flucht der jüdischen Familien eindringlich illustrieren. In Orangeville bei Sacramento trafen wir mit Herbert Willstätter (er hieß früher Helmut) zusammen. Herbert Willstätter erzählte von seinem Besuch 1985 in Landsberg. Er suchte sein Elternhaus Vordere Mühlgasse, das Haus war damals im Rahmen der Erneuerung des Pfarrzentrums gerade abgerissen worden, für ihn eine große Enttäuschung. Ich konnte ihm erzählen, dass das Haus neu aufgebaut worden ist unter Erhaltung der früheren charakteristischen Altane.

Das Unrecht, das den jüdischen Familien geschehen ist, kann nicht wieder gut gemacht werden. Wir können uns auch von diesem Kapitel der Stadtgeschichte nicht einfach verabschieden. Manches scheinbare „happy end“ verstellt den Blick auf die Schwere des Schicksals, die Belastung, die erlittenen Ängste. Alfred Willstätter sagt bis heute, dass er ein Landsberger sei. Dass nun auch die Enkel aus den USA Interesse an Landsberg zeigen, gibt diesem schmerzlichen Beitrag zur Geschichtsschreibung unserer Stadt zusätzlichen Sinn. Wir hoffen, dass auch unsere nachfolgenden Generationen sich dafür interessieren und daraus lernen wollen.⁶⁰

55 Nach Gernort Römer besaß Fischach eine von 1933 bis Mai 1939 beachtliche jüdische Gemeinde von konstant 120 Mitgliedern, zuletzt auch mit einem Umschulungslager für Landwirtschaft in Palästina (Hachscharah).

56 Eigentlich Kommerzienrat Josef Schülein, der sich schon 1922 gegen Schmähschriften von Neidern wehren musste. Als er 1938 starb, hatte es sein Sohn Dr. Fritz Schülein unter den Nationalsozialisten noch schwerer als der Vater. Er wurde in „Schutzhaf“ genommen und floh danach in die USA zu seinem Bruder Hermann, der dort als Brauer für die Biermarke „Rheingold“ der Liebmann-Brauerei erfolgreich war. Schloss, Ökonomie und Brauerei Kaltenberg wurden der Regierung von Oberbayern unterstellt, aber 1949 an die Familie Schülein zurückgegeben. Als diese ihr Engagement aufgab, erwarb Prinz Luitpold von Bayern 1957 den Betrieb und baute ihn aus. Das Bier wird heute in hochmodernen Anlagen in Fürstenfeldbruck gebraut, wo auch der Hauptsitz der Brauerei ist. Finanziell gehört sie zur Hans Cramer Gruppe (Warstein).

57 Diese aufrechten Männer sollen hier nochmals benannt werden: Frank in Penzing, Walcher in Pestenacker, Heitmeir in Prittriching, Hirschvogel in Kaltenberg und Held in Issing.

58 Diese Tafel könnte nun auf Grund der vorliegenden Recherche in manchen Teilen ergänzt und aktualisiert werden.

59 Landsberger Tagblatt vom 28.07.1999

60 Für Hilfe und Unterstützung bedanken wir uns vor allem beim Stadtarchiv der Stadt Landsberg, namentlich bei Frau Stadtarchivarin Elke Kiefer. Unser besonderer Dank geht auch an Alfred und Herbert Willstätter, an Karen Bales, Maury Kitces sowie Jerry Cohn Westheimer, die uns stets unbefangene konkrete Nachfragen beantworten konnten.

Augenzeugenbericht eines Überlebenden des KZ-Außenkommandos Kaufering*

von John Martin, aus dem englischen Manuskript übersetzt von Ferdinand Höng mit seinen Schülern

Unsere Stadt Landsberg am Lech blickt auf eine lange und auch wechselvolle Geschichte mit Licht und Schatten zurück. Die fraglos dunkelste und bitterste Phase liegt in der Zeitspanne vom Mai 1944 bis zum April 1945. Etwa 30.000 jüdische Häftlinge – sehr viele davon aus Ungarn – waren für das monströse Rüstungsprojekt „Ringeltaube“ des NS-Regimes in den Lagern in der Nähe Landsbergs unter menschenunwürdigen Umständen untergebracht. Der barbarische Beschluß der Wannseekonferenz der Nazis („Vernichtung durch Arbeit“) wurde auch hier auf grausame Weise umgesetzt: ca. 15.000 KZ-Häftlinge aus den Konzentrationslagern des sogenannten „Außenkommando Kaufering“ sind in dieser kurzen Zeitspanne auf un menschliche Weise gestorben.

In diese dunkle Zeit werden wir im vorliegenden Werk durch den Augenzeugen und Überlebenden John Martin auf eine erschütternde und aufrüttelnde Art und Weise hineingenommen.

(Aus dem Vorwort von Stadtpfarrer Dekan Thomas Rauch zur Gesamtübersetzung des Manuskripts)

Lager 3 in Kaufering

Unsere lange Reise endete an einem kleinen Bahnhof. „Kaufering“ war an dem kleinen Gebäude zu lesen. Die Deutschen sind auf Schrifttafeln versessen. Als sie Klausenburg besetzt hatten, stellten sie jede Menge Wegweiser und Hinweistafeln auf. Dieser kleine Bahnhof hatte eine Menge Tafeln und Schilder. Mir fiel besonders eine Tafel mit einem Pfeil und einem Hinwies auf: „Abort! Nur für SS!“ In dieser Toilette konnten sich also nur SS-Männer erleichtern. Ein größeres Plakat vor dem Bahnhof verkündete: „Die Räder müssen rollen für den Sieg!“

Wir stiegen aus dem Zug; da wir kein Gepäck hatten, stellten wir uns schnell in Fünferreihen auf. Wir wussten bereits, wie man das macht. Einige von uns wollten sich bei den Deutschen Liebling machen. Sie fingen an, uns Anweisungen zuzubrüllen, vielleicht in der Hoffnung, Kapos zu werden. Abgezählt, in fünf Reihen zu je zehn Häftlingen, in Marschblöcken von 50 Mann, marschierten wir, von Wehrmachtssoldaten bewacht, aus dem Bahnhof. Ich sah zwei Wegweiser, nach links 50 km nach Augsburg, nach rechts 50 km bis München auf der gut asphaltierten Autostraße. Wir marschierten nach rechts, unter der Eisenbahnbrücke durch und nach ungefähr 100 m scharf links auf einen Kiesweg, parallel zu der sehr hohen Geleiseböschung. Als ich neugierig herumblickte, sah ich einen Wegweiser: „Landsberg am Lech 2 km“.

Im Hintergrund zeigten sich die herrlichen bayerischen Alpen. Das war eine schöne Landschaft. Dort musste Garmisch-Partenkirchen sein, das berühmte Skiparadies. Dann sah ich plötzlich noch ein Schild: „Lechfeld“. Sofort erinnerte ich mich an die Geschichtsstunden, als wir die Schlacht bei Augsburg durchnahmen, den Fluss Lech, den deutschen Kaiser Otto und den ungarischen Häuptling Lehel mit seinem berühmten Horn. So waren wir jetzt an der Stelle, wo vor 1000 Jahren die gefürchteten ungarischen Horden tapfer gekämpft und verloren hatten.

Wie ich später erfuhr, kamen wir in Kaufering am 18. Juli 1944 an. Wir marschierten weiter an der hohen Geleiseböschung entlang, machten dann eine Wendung um 90 Grad nach links und sahen den Lagereingang mit der Aufschrift:

„Arbeitslager Kaufering Nr. 3“

Wir marschierten durch das Tor. Sie zählten uns ein weiteres Mal und wir wurden zu einem großen, mit Kies bestreuten Platz geführt. Sie teilten uns in Gruppen zu je fünfzig Mann auf. Fünf Kolonnen zu je zehn Mann bildeten ein „Arbeitskommando“ oder einfach nur „Kommando“. Kapos wurden leicht unter uns gefunden. Das gesamte Lager wurde von älteren, erfahreneren, meist deutschen Häftlingen, die vom großen KZ Dachau überführt worden waren, geleitet. Wie wir später herausfanden, waren die meisten von ihnen Kommunisten. Auch einige Homosexuelle und Kriminelle waren darunter. Die Kommunisten trugen an ihren Uniformen rote Triangel, die Homosexuellen rosafarbene und die Kriminellen schwarze. Sie waren die leitenden Kapos, alles hing von ihnen ab. Sie übermittelten die Befehle des deutschen Kommandanten an uns, damit wir sie befolgten. Und sie kannten keine Gnade. Das Lager Kaufering musste erst kurz zuvor in Betrieb genommen worden sein. Der Zaun, die Beobachtungstürme und die Unterkünfte für die Wachen waren bereits fertig gestellt wie auch die Küche, die Schreibstube, das Krankenrevier, die Latrine und die Waschräume. Wir mussten nur die Straßen und unsere Baracken fertig stellen.

Ich weiß noch immer nicht warum, aber während des ersten Zählappells fiel mein Vater plötzlich in Ohnmacht. Er drehte sich auf seinen Fersen und fiel einfach kopfüber in den Kies. Ein deutscher Kapo aus Dachau eilte zu ihm, zog ihn mit einer Hand nach oben und schlug ihn mit der anderen ins Gesicht, während er ihn fragte: „Bist du krank?“ Mein Vater kam zu Bewusstsein und sagte mit normaler Stimme: „Nein!“ Mein armer Vater starb kurz vor Kriegsende, am 31. März 1945. Bis dahin arbeitete er wie ein Pferd. Erst am Ende musste er ins Krankenrevier gebracht werden.

Wir fanden schnell heraus, dass dieser Ort ein „Arbeitslager“ war, wo es keine Probleme gab, solange wir arbeiteten. Der Platz, wo wir hingehen mussten, um uns in einer Reihe nach den Kommandos aufzustellen, hieß „Appellplatz“. Wenn wir den Pfiff und den Ruf „Zum Appell antreten!“ hörten, mussten wir zu dem Platz rennen und uns exakt immer gleich aufstellen, stramm stehen und auf Befehle warten. Der Befehl „Mützen ab!“ bedeutete, dass wir unsere Mützen synchron in einer Bewegung abnehmen und sie fest

* Das englische Manuskript der umfangreichen Erinnerungen von John Martin (er lebt heute unter diesem Namen in den Vereinigten Staaten) trägt noch keinen Titel. Es enthält die Jugendjahre des Verfassers in Ungarn, die Deportation seiner Familie nach Auschwitz, wo Großeltern, Mutter und Schwester ermordet wurden, und sein und seines Vaters weiteres Schicksal im KZ Kaufering. Unser Abdruck beginnt mit dem 2. Teil des 3. Kapitels („Sommer 1944 bis Frühling 1945 – Auschwitz und Kaufering“) und läßt die Kapitel 4 und 5 folgen. – Zur Übersetzung des Manuskripts von Ferdinand Höng schrieb Stadtpfarrer Dekan Thomas Rauch ein Vorwort, dessen erster Abschnitt hier wiedergegeben ist.

an unseren rechten Oberschenkel gedrückt halten mussten. Der Befehl „Mützen auf!“ bedeutete, dass wir unsere Mützen mit einer Bewegung auf unseren Kopf setzten oder eher warfen und dabei weiter stramm und bewegungslos stehen blieben. Als das Kommando kam, flogen die Mützen. Es war einfach, sie abzunehmen, aber sie in einer Bewegung aufzusetzen und sofort wieder stramm zu stehen war sehr viel schwerer. Uns wurde gesagt, dass es uns nur gestattet war, unsere Mützen zurechtzurücken, wenn wir mit „Rührt euch!“ die Erlaubnis dazu bekamen. Ich muss zugeben, dass sich das Lagerpersonal auch irgendwie amüsieren wollte und es muss wirklich sehr lustig gewesen sein, all die Kahlköpfe mit den vielfarbigen Mützen zu beobachten, wie sie sie simultan auf ihre Schädel warfen.

Wir begannen damit, dass jede Gruppe zur Schreibstube ging. Jeder nannte seinen Namen und einige Daten. Mein Vater und ich gaben unsere erfundenen Geburtsdaten aus Auschwitz an, damit er einige jünger und ich einige Jahre älter wirkten. In der Schreibstube erhielt jeder eine Häftlingsnummer zugeteilt, wahrscheinlich eine aus Dachau. Die Nummer (ich werde sie nie vergessen, genauso wenig wie unsere Telefonnummer in der Petöfi-Straße) wurde uns auf zwei Stoffetzen in die Hand gedrückt. Einer musste auf der Häftlingsjacke in der Nähe des Herzens aufgenäht werden, der andere auf dem rechten Hosenbein, etwa in der Mitte des Oberschenkels entlang der Hosennaht. Unsere Häftlingsnummern wurden nicht in unseren Unterarm eintätowiert, wie das in größeren Lagern üblich war. Wir erhielten auch dreieckige Stoffetzen, rot und gelb, die wir aufeinander nähen mussten, damit sie wie ein Judenstern aussahen. Das gelbe Stück musste dabei unten sein, das rote oben.

Das gelbe Dreieck bedeutete, dass der Träger Jude war, das rote, dass es sich um einen „Politischen“ handelte, also einen Häftling, der wegen seiner politischen Überzeugung inhaftiert war. In die Mitte dieses Sechsecks mussten wir ein großes „U“ malen, das für „Ungarn“ stand – schließlich waren wir ja auch Ungarn. Uns wurde mitgeteilt, dass wir uns fortan nicht mehr mit unseren Namen, sondern nur noch mit den Nummern zu identifizieren hatten. Wenn wir etwas zu melden hatten, mussten wir zuerst unsere Nummern sagen: Mein Vater hatte die Nummer 71960, meine war 72200. Wie immer war also mein Vater vor mir. Wir erhielten eine Typhusimpfung in unseren Brustmuskel (zu dieser Zeit hatten wir immerhin noch so etwas wie Muskeln), einen Impfstoff aus Flaschen, wobei sie immer dieselbe Nadel verwendeten. Da wir uns nicht sicher sein konnten, was diese Impfung bewirken würde, drängelte sich mein Vater soweit vor, dass er die Impfung eine ganze Weile vor mir erhielt. Erst als er sich sicher war, dass die Impfung nicht gefährlich sein würde, ließ er mich auch impfen. Dies passierte natürlich nicht alles am Tag unserer Ankunft.

Der erste Tag war sehr hektisch. Wir wurden auf die Baracken aufgeteilt, wo wir ab jetzt leben würden. Diese bestanden aus vorgefertigten, chemisch behandelten Holzteilen. Es gab auch kleine Hütten, rund oder rechteckig, die zur Aufbewahrung für kleine Gartenwerkzeuge gedacht waren. Die runden Hütten hatten keinen Fußboden, der Boden war mit Kies aufgeschüttet. Uns wurden einige Lagen gepresste Holzwohle ausgehändigt, auf der wir schlafen sollten. Die rechteckigen Hütten hatten einen Fußboden aus dünnen Brettern und der Wind pfiff unten herein: Alle vier Ecken standen auf Ziegelsteinen. Die größeren waren noch nicht fertig, das erledigten erst wir. Die Straßen innerhalb des Lagers mussten planiert und mit Kies aufgeschüttet werden. Die Küchenbaracke, wo die Kleidungsstücke und die Lebensmittel aufbewahrt wurden, war schon fertig. Auch das „Revier“ – die Krankenstation – war schon fast fertig.

Es befanden sich dort einige Wohnquartiere, halb in der Erde versenkt, im Aufbau; sie sahen aus wie Kartoffelhau-

fen. Wir haben sie „Bunker“ genannt. Sie wurden zu Standard-Wohnquartieren in unserem sowie in den anderen neun Lagern um uns herum. Da ich die Möglichkeit hatte, an diesen Bunkern zu arbeiten und zu wohnen, will ich nun versuchen zu beschreiben, wie sie gebaut waren und wie sie aussahen.

Nachdem der Vorarbeiter der Organisation Todt den Platz vermessen und die Ecken ausgerichtet hatte, fingen wir an, die Arbeit unter seiner Aufsicht auszuführen. Wir schnitten Rasenstücke auf einer 25 mal 5 Meter großen Fläche aus und legten sie beiseite, um diese später zu verwenden. Wir sollten die fertig gestellten Hütten damit bedecken. In der Mitte dieses aufgeräumten Platzes gruben wir einen Graben von einem Meter Breite und 25 Metern Länge von einem Ende zum anderen. In der Mitte dieses Grabens konnten wir uns bewegen. Auf der linken und rechten Seite blieben je zwei Meter für Schlafplätze, die mit Holzplanken bedeckt wurden. Das ganze Gebilde sollte mit vorgefertigten, billigen Holzplanken, etwas Dachdeckermaterial aus Teer und einer Sandschicht sowie mit den Rasenstücken für die oberste Schicht bedeckt werden. An einer Seite dieser Konstruktion wurde eine vorgefertigte Holzwand mit einem Fenster errichtet. Die andere Seite, der Eingang, bekam eine Wand mit Tür. Wir mussten ein paar Stufen graben und sie mit Holz und Schotter befestigen – und die Unterkunft für 50 Häftlinge war fertig. Aber all dies wurde nicht am ersten Tag fertig gestellt.

Die unvergessliche Sensation des ersten Tages war die „Fassung“, die erste Fassung in Kaufering! (schnorren, schmarotzen)

Jeder bekam zwei brandneue Decken, einen neuen, schimmernden Zwei-Liter-Behälter aus Aluminium (er sah aus wie eine Milchkanne mit Henkel). Als Deckel hatte der Behälter einen kleinen Teller, den wir „Butterschale“ nannten. Und wir bekamen sogar einen Löffel! Wir hatten nichts dergleichen gesehen, seit wir unser Gepäck bei den „Alles weg“-Kommandos in Auschwitz gelassen hatten. Und wir bekamen einen ganzen ziegelsteinförmigen Laib Militärbrot für drei Personen, ein gutes Stück Margarine, ein Stück von einer Art Wurst und sogar ein kleines Tütchen Bonbons!! In dieser Nacht legte sich jeder hoffnungsvoll hin, stolze Besitzer zweier Decken, eines Gefäßes und eines Löffels. Wir lagen schlafend auf Holzlatten und hatten angenehme Träume.

Am nächsten Tag wurden wir früh in der Morgendämmerung von einem SS-Unteroffizier, der von diesem Tag an unser täglicher Wecker war, geweckt. Er trat durch das Lagertor, blies in seine Trillerpfeife und brüllte „AUFSTEHEN!“ Von Zeit zu Zeit imitierte er einen Hahn, indem er wie ein richtiger Hahn krächte. Sogleich gaben wir ihm den Spitznamen „Feldwibel Kikeriki“. Das war fortan der Weckruf in unserem Lager, anschließend gab es Frühstück. Davon werde ich später erzählen.

Nach dem Frühstück haben wir uns auf dem Appellplatz aufgestellt. Wir wurden – keiner wusste nach welchen Kriterien – verschiedenen Kommandos zugeteilt, was bedeutete, dass wir an einem bestimmten Ort irgendeine einfache körperliche Arbeit für eine bestimmte Firma verrichten sollten. Wir hörten die Namen großer, bekannter Firmen wie MOLL, HOLZMANN, STÖHR, SIEMENS, SCHUCKERTWERKE und einige andere.

Einige von uns, die aggressiven, skrupellosen Typen, arbeiteten sich hoch, um Kapos zu werden. Es gab drei Arten von Kapos. Ein Typus arbeitete innerhalb des Lagers. Sie waren Lagerverwalter, Küchenhilfen, Büroarbeiter oder wurden beauftragt, die Lagerstraßen und die Gebäude sauber zu halten.

Ein ungewöhnliches Ein-Mann-Kommando, bei dem der Mann sein eigener Kapo war, bestand aus dem dicken, kleinen „Onkel Grün“. Er kümmerte sich um die Schweine des

SS-Lagerkommandanten, fütterte und kraulte sie. Und er lebte auch gut von den Küchenabfällen, die er von den Küchenhelfern bekam. Onkel Grün war der Kapo und das einzige Mitglied des „Arbeitskommandos I“.

Der zweite Typus der Kapos waren die Blockältesten. Wir alle waren in einer Art „Block“ organisiert. Wie ich schon sagte, hatten wir hier in Kaufering nicht diese großen Blockhäuser wie in Auschwitz oder anderen großen Konzentrationslagern, aber die Terminologie war die gleiche. „Block“ war die Bezeichnung für eine Gruppe kleinerer Baracken, in denen 100 bis 200 Menschen wohnten.

Der Blockälteste sorgte für die Erfassung der Männer und ihren Zustand. Er war dafür verantwortlich, dass jeder beim Zählappell anwesend war und die Kranken zur Untersuchung anzumelden. Sie warteten am Tor auf uns, wenn wir von der Arbeit zurückkamen und führten uns zur Küche, wo wir unsere warme Mahlzeit bekamen. Sie holten unsere Abend-Fassung, kaltes Essen und ein Stück Brot, aus dem Vorratslager und gaben es uns. Der Blockälteste hatte das Recht, den „Premiumschein“ einzulösen, den uns der deutsche Vorarbeiter bei der Arbeit gegeben hatte. Den gab er jemandem, wenn er ihn mochte. Den kleinen rosafarbenen Papierfetzen erhielt ein Häftling als Anerkennung seiner Arbeitsleistung. Diesen konnte er entweder gegen eine kleine Packung „Mahorka“, eine stinkende Art von Tabak, einlösen oder, was häufiger war, gegen Hosenträger für unsere Hosen. Der Mahorka konnte gegen eine Schüssel Suppe bei den nikotinabhängigen Mithäftlingen eingetauscht werden, aber die Hosenträger waren total nutzlos.

Der Morgenkaffee oder -tee wurde aus der Küche gebracht und vom Blockältesten ausgeteilt. Sie sagten uns auch, ob das Zeug, das wir tranken, schwarzer Kaffee, Milchkaffee oder Tee sein sollte. Diese Erklärung war berechtigt, weil es so früh am Morgen stockfinster war und man anhand des Geschmacks der Flüssigkeit nicht feststellen konnte, was es war. Wir konnten lediglich sagen, ob es heiß, warm oder kalt war.

Die Blockältesten stammten fast alle aus Transsylvanien. Viele von ihnen wurden ziemlich schnell zu Tieren. Zum Beispiel eine Person namens Grün, der ehemalige Besitzer eines Ladens namens „Bebe“, in welchem er Kleider und andere Waren für Babys verkaufte. Er überlebte, traute sich aber nach dem Krieg nicht, nach Hause zurückzukehren, aus Angst, dass seine früheren Lagerkameraden ihn auf den Straßen von Kolozsvár zu Tode prügeln würden. Für mich war es unbegreiflich, wie dieser unterwürfige, immer lächelnde, bescheidene Händler, der es gewohnt war, Babywaren in seinem Geschäft an der Hauptstraße von Kolozsvár zu verkaufen, so schreien konnte (und das war nicht vorgetäuscht): „Ihr seid alle hier um zu krepieren, um zu sterben! Aber ich werde nach Hause gehen!“ Sogar ein alter Freund meines Vaters, Arpad Schwartz, der gute Landbutter in Kolozsvár verkauft hatte, war grausam wie ein Arbeitskapo. Auch Lazar Judovics war bekannt für seine Grausamkeit und das völlige Fehlen jeder Kameradschaftlichkeit, er, der Besitzer des elegantesten Männerbekleidungshauses unserer Stadt gewesen war, genoss es, uns anzuschreien und seine Mitgefangenen zu quälen.

Glücklicherweise gab es auch wirklich gute Männer, wie Gardos, ein Bankdirektor, der auch schrie, wobei wir aber alle wussten, dass er nur etwas vorspielte, damit die SS uns in Ruhe ließ ...

Gott sei Dank erinnere ich mich nicht an all die schlimmen Dinge. Eher die positiven Vorfälle blieben mir im Gedächtnis. Nach der Befreiung waren es diese Kurzzeit-Kapos, die bei relativ guter Gesundheit überlebten, welche zu den großmäuligen Vertretern der ehemaligen Deportierten wurden. Sie waren diejenigen, die den Grundstein legten zu dieser gesamten „Holocaust-Industrie“, die bis zum heutigen Tag den Deutschen, Österreichern und Schweizern ein

schlechtes Gewissen machen soll und neuerdings auch jedem anderen, der in diese Vorfälle verwickelt gewesen sein könnte.

Zum jetzigen Zeitpunkt scheint es, ihre Nachkommen und einige gerissene amerikanische Juden mischten sich ein und sorgten dafür, dass der Hass nicht ausstirbt. Noch heute jagen Juden, die zu jener Zeit noch nicht einmal geboren gewesen waren, die inzwischen achtzigjährigen oder noch älteren Nazis.

Die dritte Art von Kapos waren die „Arbeitskapos“, die Anführer der Arbeitstrupps. Die Arbeitskapos übernahmen das Kommando von den anderen, wenn wir zur Arbeit ausrückten. Sie führten uns vom Appellplatz durch das Tor, wo sie die Anzahl an Arbeitern, den Auftragsnamen und später nur ihre Nummer meldeten. Ihre Nummer war auf eine an einem Stock befestigte Tafel geschrieben und wurde von einem Offizier kontrolliert, der uns aus dem Lager ließ. Der Arbeitskapo gab während des Marsches das Marschtempo vor: „Links, zwei, drei, vier, links, zwei, drei, vier...“

Manchmal, wenn er in der Stimmung dazu war, gab er auch den Befehl: „Ein Lied!“. Wir mochten es, während des Marsches zu singen. An der Baustelle angelangt, wies uns der Arbeitskapo an, verschiedenen Arbeiten nachzugehen. Er war die rechte Hand des Hauptfrontführers der Organisation Todt, eines echten Spezialisten für die Arbeiten, die wir verrichten mussten. So ein Arbeitskapo war Edgar Krau, ein ehemaliger Klassenkamerad, der deutsch wie eine zweite Muttersprache sprach. Er blieb die ganze Zeit über ein feiner Kerl, da er im Gegensatz zu manch anderen sein Amt nicht ausnutzte, bösartig und grob zu werden.

Es gab auch Fachkräfte, die das Lager nie verließen. Es gab zwei Friseure, mehrere Schneider, Schuhmacher, Schreiner und Klempner, die in den lagereigenen Geschäften arbeiteten, um kleinere Reparaturen vorzunehmen. Das medizinische Personal, welches sich aus ein paar Ärzten und Krankenschwestern zusammensetzte, hielt sich in einem separaten Raum des Reviers auf. Der Küchenkapo war ein Mann namens Spinrad, welcher sich ständig damit rühmte, der Geschäftsführer des „New York“, eines berühmten Restaurants und Hotels in Kolozsvár, gewesen zu sein. Der Chefkoch war ein Bekannter von uns, Onkel Abraham, der früher Viehhändler gewesen war. Wenn ich es schaffte, der Erste in der Schlange zu sein, gab er mir immer die doppelte Ration Suppe und rief laut und deutlich: „Nimm das für deinen Vater mit!“ Meinem Vater, der meist am Ende der langen Schlange stand, gab er ebenfalls die doppelte Ration mit den Worten: „Nimm das deinem Sohn mit!“ Aber auf Dauer war das natürlich keine endgültige Lösung gegen den Hunger. Manchmal schlang ich das Essen schnell herunter und schlich mich wieder in die Schlange und hoffte, nicht entdeckt zu werden.

Auch ein gewisser Vigdorovics arbeitete in der Kantine. Es gab Gerüchte, dass er homosexuell war. Er war sehr dick, und mit seiner hohen Fistelstimme brachte er junge Männer dazu, sein sexuelles Verlangen zu stillen. Ein weiterer Klassenkamerad von mir, ein rückgratloser Charakter namens Salamon Dezső war auch in der Küche beschäftigt. Immer wenn er bemerkte, dass ich um die Küche herumschlich, um noch irgendetwas zu ergattern, alarmierte er sofort das Wachpersonal, dass ich ständig etwas stehlen wollte.

Lukács Hánzi, auch ein Bekannter meiner Schulzeit, arbeitete im Lagerhaus für Schuhe und Kleidung und half mir immer aus, wenn ich etwas benötigte.

Wie begann unser Tag? Alle Tage waren Arbeitstage, nur am Sonntag blieben wir im Lager. Dann verbrachten wir die Zeit damit, alles genau zu beobachten, irgendetwas Essbares zu erhaschen – zu „organisieren“, wie wir das nannten. Aber man musste sehr aufpassen, um nicht erwischt und zu arbeiten wie Latrinenreinigen herangezogen zu werden. Denn das bedeutete den Ekel und Brechreiz erregenden Inhalt der

Latrinen von Hand mit Eimern auszuschöpfen und diese dann in einen auf Rädern befestigten Bottich zu entleeren. War dieser voll, mussten die einen vorne ziehen, die anderen, weitaus ärmeren Teufel, von hinten den widerlichen, stinkenden Karren hinaus auf die Felder benachbarter Bauern schieben und ihn dort als Dünger ausbringen. Der Lagerkommandant hatte mit diesen Landwirten die Abmachung getroffen, diesen „Dünger“ gegen einige Kartoffeln und Krautköpfe einzutauschen. Eine etwas angenehmere Sonntagsarbeit war das Kehren zwischen den einzelnen Baracken. Für Zartbesaitete war auch diese Aufgabe manchmal sehr unangenehm, da bereits viele von uns an Magenproblemen oder chronischem Durchfall litten und nachts nicht immer die Toiletten rechtzeitig erreichten. Sie mussten ihr Geschäft dann einfach an der Stelle verrichten, an der sie der Drang übermannte.

Das Frühstück. Weckruf um vier Uhr morgens. Selbst im Hochsommer ist es im bayerischen Voralpenland, wo wir lebten, stockfinster und kalt. Nur die in regelmäßigen Abständen an dem elektrischen Stacheldraht angebrachten Glühlampen spendeten etwas Licht und die Suchscheinwerfer der jeweils in den vier Ecken des Lagers platzierten Wachtürme schweiften über den eingezäunten Bereich. „Kikeriki!! Aufstehen!!“. Am Tor hallte uns die Stimme des alten SS-Rapportführers entgegen. Einige Pfiffe folgten. Der nicht mehr ganz junge, oft etwas angetrunkene Unteroffizier ging mit seinem eingefrorenen Grinsen langsam Richtung Küche und wiederholte einige Male: „Kikeriki!! Aufstehen!!“ und ließ wieder und wieder Pfiffe folgen. Er konnte fast wie ein echter Hahn krähen, sehr laut und zum Verwechseln ähnlich.

Selbst lange Zeit nach der Befreiung war da ein immer wiederkehrendes Traumbild: Ich sah diesen Kerl und hörte sein Krähen und seine Trillerpfeife.

Wir standen auf. Und ohne damit prahlen zu wollen, will ich doch erwähnen, dass ich jeden Morgen mit ein paar Gymnastikübungen begann. Anschließend eilte ich zum Waschraum, wo trotz des ekelerregenden Drecks um uns herum ein kleiner Wasserstrahl aus einer Rohrleitung kam. Ich wusch mich so gründlich wie es ging, meist ohne Seife. Falls man uns ein Stück Seife gab, das nicht größer als eine Zündholzschachtel war, dann war es die berühmte R.I.F.-Seife, die, sobald sie in Kontakt mit Wasser kam, schleimig und glitschig wurde, jedoch ohne zu schäumen.

Doch selbst das Abwaschen dieses Schleimes gab uns das Gefühl, dass wir uns tatsächlich wuschen. Wenn ich mich doch einmal gründlicher waschen wollte, dann versuchte ich es tagsüber. Für gewöhnlich musste ich mich am Morgen nicht ankleiden, da ich mich vor dem Schlafengehen gar nicht mehr auszog. In den kalten Nächten waren wir gezwungen alles anzuziehen, was wir hatten. Auch unsere zwei dünnen Decken legten wir uns so um, dass auch unsere Köpfe vor der Kälte geschützt waren. Dadurch gelang es uns, einigermaßen warme Temperaturen unter unseren Decken zu erreichen, auch wenn die Luft dann natürlich keinesfalls so frisch war wie die Bergluft der Alpen.

Das Frühstück brachte man uns in Fässern, zu je 50 Litern, aus der Küche und schöpfte es mit einer an einen Holzstab befestigten Alu-Tasse in unsere Kannen. Ich habe ja schon berichtet, dass man anhand des Geschmacks, des Geruchs oder der Farbe nicht sagen konnte, was sie uns gaben. Tee, Kaffee oder Milchkaffee. Manche behaupteten steif und fest, wir würden dann und wann Milch erhalten. Obwohl ich heute wie damals allergisch auf Milch reagiere, hatte ich doch niemals Bauchschmerzen nach unserem Frühstück. Nachdem wir gegessen hatten, mussten wir uns auf dem Appellplatz nach Arbeitsgruppen aufstellen. Sie nannten das „Arbeitskommandos“. Der Lagerkommandant und seine Funktionäre traten dann hinzu und nahmen ihre Position auf dem Appellplatz ein. Feldwebel „Kikeriki“ ging

nun den Pflichten des Rapportführers nach und mit maximaler Lautstärke gab er das Kommando: „Alle geht's an! Müten ab!“ Dann trat er vor den Kommandanten und machte Meldung, dass das Lager nun bereit zur Arbeit sei.

Es war gerade einmal fünf Uhr und wir waren bereits unterwegs zur Arbeit. Manchmal sangen wir (frei übersetzt): „In der Dämmerung steh'n wir mit den Vögeln auf, in der Dämmerung nimmt unsre Arbeit ihren Lauf.

Los, singen wir zusammen dieses Lied, und sind stolz auf unsren gelben Stern, den man uns gibt.“ Diejenigen unter uns, die Jiddisch beherrschten, und das konnten viele von uns, verstanden Kikerikis Worte falsch oder deuteten sie bewusst falsch.

Wenn sie das Kommando „Alle geht's an!“ hörten, verstanden sie „Alles giht zaan“!, was auf Jiddisch „Alles wird gut!“ bedeutet.

Anfangs begannen die Morgen meist ganz gut und dann bekam der ganze Tag etwas Positives. Fast schon gut gelaunt brachen wir zur Arbeit auf. Die Sonne strahlte über den schönen bayerischen Bergen, die Luft war frisch und rein und unsere Kleidung und Schuhe in gutem Zustand. Die „Latrinen-Nachrichtenagentur“ berichtete davon, dass die Alliierten bereits gelandet wären und im Osten die Russen vorrückten. Es konnte jedenfalls nicht mehr lange dauern, bis sie uns befreien würden und bis dahin würden wir es schon irgendwie schaffen.

KAPITEL 4

Die Monate des Leidens

Im Juli 1944 schien noch alles in Ordnung zu sein. Eigentlich waren wir immer noch in Sträflingsklamotten gekleidet und von Stacheldrahtzäunen eingeschlossen, aber unter den gegebenen Umständen war das Essen noch akzeptabel. Die Arbeit schien für mich nicht zu schwer zu sein und die Behandlung, die wir erhielten, war erträglich. Zu dieser Zeit wussten wir noch nicht, wieso wir hierher gebracht worden waren und welchen Verwendungszweck wir für den NS-Staat hier in Bayern, nahe Landsberg am Lech, hatten. Jeden Tag brachen wir zu nahe gelegenen Baustellen auf, die zu den großen Bauunternehmen wie Holzmann, Stöhr, Siemens und anderen gehörten. Diese Unternehmen wiederum unterstanden der professionellen Führung von Fachmännern der Organisation TODT, die von alten, fast schon freundlichen Wehrmachtsoldaten bewacht wurde.

Wir luden große schwere Schienen, die auch „GOLIATH“ genannt wurden, von flachen Wägen ab und trugen diverse Konstruktionsmaterialien, Maschinen und Werkzeuge umher. Wir verlegten schmale Fahrrinnen für Autos und einige Kipplaster, die Erde transportierten. Ich erinnere mich an einen wunderschönen, strahlend blauen, sonnigen Sommertag. Ich bemerkte, dass einer der brandneuen Karren voll mit sauberem Wasser, wohl Regenwasser, gefüllt war. In der Mittagspause, nachdem ich meine Suppe hinuntergeschlungen hatte, wagte ich meine Häftlingsklamotten bis auf meine schöne gestreifte Unterwäsche, einen Badeanzug, der mir in Auschwitz gegeben worden war, auszuziehen. Ich begab mich in den Karren, bis hin zum Hals ging mir das frische Wasser. Nach oben blickend, konnte ich nur noch den Himmel und die Bayerischen Alpen sehen, die uns umgaben... Ich versuchte mir vorzustellen, dass ich hier einfach nur im Sommerurlaub war, um zu baden und mich bräunen zu lassen. Ich glaube, ich habe durch meine Fantasie einige unvergessliche Momente erlebt.

Der große Rückzug der deutschen Armee von der Westfront hatte endlich begonnen. Zwar langsam, doch die Alliierten kamen immer näher ...

Es kam immer öfter vor, dass wir einen Waggon entladen mussten, der sichtlich in großer Eile irgendwo im Westen

beladen worden war. Da waren Haushaltsgeräte, Dokumente von Kasernen und alle möglichen Werkzeuge im Waggon verstreut. Bahnschienen, Querträger und Lichtanlagen waren in einer unübersehbar hastigen Weise aufgeladen worden. Unsere Aufgabe war es, diese Sachen zu entladen. Von einigen Aufschriften konnten wir sagen, dass sie aus Frankreich stammten. In einem der Waggons fanden wir ein Paar lebendige, „französische“ Ziegen, die fröhlich an einer schon halb angefressenen Strohmattze knabberten. Sie hatten genug Essen für die Strecke gehabt. Der Gedanke, dass dies nicht mehr die erfolgreichen vorrückenden deutschen Truppen waren, sondern die geschlagene Armee, welche in einer immer noch geordneten Art zurückwich, gab uns die Hoffnung: Die Befreiung ist in naher Zukunft.

An einem dieser Tage gab es einen furchtbaren Unfall. Eine der „Goliath“-Bahnschienen blieb irgendwie irgendwo stecken und rutschte nicht wie die anderen Schienen von dem Waggon hinunter. Wir legten mehrere kürzere Bahnstrecken auf die Seite und bauten eine Art Rutsche. Onkel Liebermann, der immer fröhliche, ehemalige Weinhändler aus Kolozsvár, machte sich daran nachzusehen, was diese Verzögerung verursacht hatte. Schnell fand er den Grund dafür. Ein Nagel stand an der Kante des Waggons ab. Nicht an seine Sicherheit denkend, stieg er nicht auf den Waggon, sondern versuchte mit einer Brechstange neben dem hängen gebliebenen „Goliath“ stehend, den Nagel herauszuhebeln. Er war erfolgreich und das schwere Schienenfahrzeug rutschte schnell hinunter, schlug ihn zu Boden und fiel auf seine Brust. Wir nahmen die Schiene von ihm herunter und holten Hilfe. Er wurde ins Landsberger Krankenhaus gebracht. Als wir abends im Lager ankamen, wurde uns die traurige Nachricht übermittelt, dass sein Leben nicht zu retten war.

Er war wahrscheinlich unser erster Toter. Dann kamen die anderen. Ich erinnere mich an den Tod eines Schumachers (nicht zu verwechseln mit einem Schuster), der bekannt war als ein Meister von maßgefertigten Schuhen. Für diesen großen und muskulösen Mann reichte das Essen einfach nicht, um seinen großen Körper zu ernähren, und er starb überraschend. Als wir zum ersten Mal neun Tote an einem Tag hatten, schrieb Salomon Laszló, ein Journalist mit dem Künstlernamen Salló Tamás, der auch aus Kolozsvár stammte, ein Gedicht mit dem Titel „NEUN TOTE“. Dieses Gedicht wurde später in unserer Stadt sehr bekannt.

Ein halb zugeschütteter Bunker wurde zum „Leichenschauhaus“, wo die nackten Leichen hingebracht wurden, bevor sie in ein gewöhnliches Grab hineingeworfen wurden. Um eine Liste ihrer Identitäten zu führen, wurden die Haftlingsnummern auf die straffe Haut des Brustbeins und auf die Schienbeine mit einem Tintenstift geschrieben. In einer privaten Personalienakte wurde festgehalten, welche Gefangene an welchen Tagen gestorben waren. In diesen Büchern wurde der Grund des Todes normalerweise als „Lagerödem“ aufgeschrieben. Infolge der Unterernährung blähten sich die Gefangenen förmlich auf. Ihre Gesichter schwellen an, ihre Gliedmaßen wurden blau und schwellen ebenso an.

Am 20. Juli 1944 gab es einen Anschlag auf den „Führer“. Wir erfuhren davon, als unsere Wächter, die vorwiegend ältere Wehrmachtssoldaten waren, sich wie SS-Männer kleideten. Genauer gesagt hieß es, dass der „Reichsadler“ – das Adler-Abzeichen des Deutschen Reiches, der ihre Uniformen oberhalb des Herzens schmückte – abgenommen und auf dem linken Arm der Uniform befestigt wurde. Eine Gruppe von jungen SS-Männern kam ebenfalls zu uns. Einer von ihnen konnte zufällig ungarisch verstehen, was sich später herausstellte. Er muss ein schwäbischer Bursche aus Ungarn gewesen sein. Er hörte zufällig, wie ich zu ungarisch sprechenden Frauen, die einen schweren Wagen auf ihrem Weg in ihr nahes Lager zogen, rief, um sie zu ermutigen: „Macht euch keine Sorgen, es wird nicht mehr lange

dauern!“ Der schwäbische SS-Mann hörte das und hatte von da an ein Auge auf mich. Nachdem wir hineingegangen waren, sollte ich mit ihm in die Lagerhalle gehen. Wir waren alleine, niemand konnte uns stören. Der SS-Mann schlug mir gleich zwei Mal ins Gesicht und wollte mich dazu zwingen, ihm auf seine Frage zu antworten, warum ich falsche Hoffnungen im Lager verbreite, obwohl der Krieg noch nicht vorüber sei. Ich war noch geistesgegenwärtig genug, um ihm zu erklären, dass ich nicht den Krieg, sondern die Entfernung, welche die Frauen noch zu ihrem Lager zurückzulegen hatten, gemeint hatte. So kam ich noch glimpflich davon, er schlug mich nicht noch einmal, obwohl wir alleine in der Lagerhalle waren, wo ihn niemand hätte daran hindern können.

Der Herbst kam mit kaltem Regen und Stürmen. Die Verpflegung wurde immer schlechter und das Brot schimmelte. Kleidung und Schuhe waren schon ganz abgenutzt. Zusätzlich bekamen wir nur schlecht desinfizierte Hemden vom Hauptlager Dachau. Mit ihnen kamen Läuse und Flecktyphus. Zuerst erkrankte das Küchenpersonal, denn weil sie das Vorrecht hatten, bekamen sie die erste Wahl unter den „schönen“ Hemden, den „schwarzen Hemden mit Läusen“.

Die Anti-Typhus-Spritze, die uns verabreicht wurde, hat nicht alle geschützt. Glücklicherweise erkrankte ich an Typhus erst im Mai, zwei Wochen nach unserer Befreiung, und somit bekam ich die bestmögliche Pflege.

Immer mehr Leute erkrankten, was ihrem sicheren Tod gleichkam. Die Stimmung im Lager wurde immer schlechter, zusätzlich kamen auch noch andere Probleme auf. Aufgrund meiner Unachtsamkeit beim Sand schaufeln platzten meine guten Stiefel seitlich auf. Andauernd kam Sand in die Stiefel, so dass ich sie wegwerfen musste. Als Ersatz bekam ich welche mit hölzerner Sohle, die in Dachau hergestellt wurden und noch schlechter waren. Ich schaffte es, mir ein paar Lumpen und Drähte zu besorgen und schnürte den Rest der Sohle an meine Füße.

Zur gleichen Zeit besorgte mein alter Schulkamerad Lukács Hánzi, der in einer Lagerhalle voller Kleidung arbeitete, mir ein zweites paar Stiefel. Ich passte sehr auf meine Füße auf, da die Fähigkeit zu laufen notwendig war, um zu überleben. Ich wusste, dass ich nicht zusammenbrechen durfte, sondern durchhalten musste, sonst wäre das mein sicheres Ende gewesen. Ich wollte nicht, dass meine Gefangenenummer zur „Telefonnummer der anderen Welt“ wurde, wie im Lager gescherzt wurde.

Das Bild, wie mein Vater am ersten Tag zusammengebrochen war und deswegen von einem deutschen Kapo-Offizier geohrfeigt und angebrüllt worden war – ob er denn krank wäre – blieb mir für immer klar in meinem Gedächtnis haften. Seitdem mühte sich mein Vater, nicht nochmals hinzufallen, und man sah es ihm an, was es ihn für eine Kraft kostete weiterzuarbeiten. Er arbeitete hart und erledigte alles, so gut er konnte.

Bei jeder Anstrengung sah man seine Adern auf seiner Glatze hervortreten. Er motivierte sich selbst und überanstrengte sich dabei. Auch wenn andere Gefangene vortäuschten, dass sie arbeiten würden (um sich eine Pause zu gönnen), gab er alles. Anders ausgedrückt, mein Vater konnte nichts vortäuschen.

Er wurde mehrmals ins Revier, das Lagerkrankenhaus, eingeliefert. Er gönnte sich nur wenig Bettruhe und nahm die schlechten Medikamente ein. Was man ihm nicht geben konnte, waren gutes Essen und die moralische Unterstützung seiner Frau, meiner Mutter. Ich besuchte ihn jeden Tag nach der Arbeit. Sobald er sich besser fühlte, verließ er sein Bett und versuchte den Krankenschwestern zu helfen. Diese wollten jedoch gar nicht, dass er ihnen half, da sie um ihre einfache Arbeit fürchteten. Anstatt einfach so zu tun, als ob man noch immer krank wäre, um länger im Bett bleiben zu können, provozierte mein Vater regelrecht hinausgeworfen

zu werden, um zurück zur Arbeit geschickt zu werden. Andere Gefangene und ich sagten ihm immer wieder, dass er sich hinlegen und Schmerzen vortäuschen solle, aber er gehorchte nicht. Er wurde hinausgeworfen, ging zurück zur Arbeit und musste bald wieder ins Revier zurückkehren.

Ich war nie krank. Ich ging jeden Tag zur Arbeit und begann zu verstehen, was wir hier in diesem schönen bayerischen Wald machten. Weil ich an verschiedenen Stellen und unter wechselnden Kommandos arbeitete, hatte ich eine ungefähre Vorstellung davon, wofür uns die Deutschen genau brauchten.

Wir schlugen eine sehr lange Schneise in den Wald. Nachdem wir von den Baumstämmen die Äste und Wurzeln entfernt hatten, wurden die Stämme für ihre weitere Verwendung abtransportiert. Die übrig gebliebenen Äste und Wurzelstöcke wurden von Spezialisten der Organisation TODT in die Luft gesprengt. Ich kann mich immer noch genau an die Explosionen, an die Trompetenstöße, um in Deckung zu gehen, an den Geruch des Schwarzpulvers, an die herumfliegenden Holzteile und den Schlusston der Trompete, der das Ende der Explosionen bedeutete, erinnern. Wir sammelten die verstreuten Holzstücke ein und schichteten sie auf, da sie später als Brennholz benutzt werden sollten. Als das ganze Gelände abgeholzt war, brachten große Laster Kies heran, den wir abladen mussten. Auf diesem Kies wurden Schienen verlegt. Nachdem die Züge abgefahren waren, mussten wir die Gleise auf den Kies heben und den Kies unter den Schienen festklopfen. Auf diesen Schienen brachten sie noch mehr Kies, da ein großer Kieshaufen hergestellt werden sollte.

Nicht weit von unserer Baustelle war eine große offene Kiesgrube, wo ich für ein paar Tage arbeitete. Ich werde nie vergessen, dass der Küchenbedienstete uns Gefangenen mit viel Sauerkraut versorgte. Diese feinen Leute erlaubten unserer kleinen Gruppe in den geräumigen Speisesaal zu gehen, der mit meisterhaft verarbeiteten Holztafeln ausgestattet war. Wir saßen an schweren dunklen Tischen aus Eichenholz. Die Stühle waren auch aus Eiche. Die weiß gekleideten, weiblichen Bediensteten brachten uns kaltes köstliches Sauerkraut in großen Schüsseln. Zugegeben, es gab keine Beilage dazu, aber wir konnten so viel Sauerkraut essen, wie wir wollten. Auch heute noch weiß ich diese freundliche Geste, das Geschmackserlebnis und meine angenehme Erinnerung daran zu schätzen.

Aber kommen wir zurück auf unsere Arbeit. Als eine weitere Zugladung Kies kam, luden wir ihn ab und befestigten ihn mit Schaufeln und schweren, flachen Spitzhacken unter den Schienen. Der Kieshaufen wurde größer und größer, die Schienenwege verdoppelten und verdreifachten sich. Die Arbeit wurde ohne jegliche Pausen, Tag und Nacht, in drei Schichten fortgeführt. Der Kiesberg war schon überwältigend hoch, groß und lang, doch der Zug brachte immer noch mehr neuen Kies. In der Zwischenzeit wurden neue Arbeitslager ganz in der Nähe geschaffen. Wir bauten Materiallager, neue Zugstrecken und verlegten Hochspannungsleitungen. Dann trafen die Zementtransporte ein. Wir mussten unter großem Zeitdruck Zementsäcke entladen, auf jeder Schulter einen Sack von 20 Kilogramm. Wir legten zwei Reihen mit je zwei breiten Brettern nebeneinander, von der offenen Waggontür bis hin zum Warenlager.

Wir liefen mit den schweren Säcken auf unseren Schultern auf diesen Brettern hin und her. Wir luden die Säcke ab und gingen sofort wieder zurück, das Ganze mit einer halben Stunde Mittagspause, in der es manchmal eine dünne Suppe gab, manchmal aber auch nichts außer Wasser. Ich trug für ein paar Tage diese schweren Säcke – aber ich schaffte es, Teile von den robusten Sackhüllen zu stehlen, um meine Kleidung zu verbessern. Unter der Sträflingskleidung versteckt, benutzten wir diese Teile als Fußdecke, um uns warm zu halten.

Nun kam der Anrührprozess mit riesigen Zementmixern. Die flüssige Betonmasse wurde in große Holzformen gegossen und mit Baustahl verstärkt. Wir entfernten die Eisenbahnschienen von dem Kiesberg. Diese verstärkten Betonklötze wurden nun mit großen Kränen auf den Kiesberg gehoben und bedeckten diesen. Die Lücken zwischen den Klötzen wurden mit Zement gefüllt. Nachdem alles noch mit isolierendem Teer bedeckt worden war, wurde der Kiesberg, der nur geschaffen wurde, um ihn mit der Zementhülle zu bedecken, mit gigantischen Baggern ausgehöhlt. Der dabei anfallende Kies wurde wieder auf diese Betonhülle geschüttet. Zu dieser Zeit arbeitete ich für die Siemens & Schuckert-Werke als normaler Arbeiter und angeblich als „Kommodenbauer-Lehrling“, für den ich mich immer noch ausgab.

Herr Gärtner, mein Vorarbeiter, der in Landsberg lebte, verstand sehr schnell, was für ein Kommodenbauer ich wirklich war. Er beauftragte mich, einen einfachen Tisch aus Kiefernholz herzustellen. Er sah, wie ich die Nägel in die Tischplatte schlug, von der Unterseite durch zur Oberseite, so dass die Nägel mit der Spitze aus der Tischoberfläche herausragten und diese wie ein Igel aussah. Als ich daraufhin mit großem Eifer begann, die Nägel umzubiegen, brach er in Lachen aus.

Mit Herrn Gärtners Hilfe stellte ich den Tisch fertig. Eines Tages, nach der Arbeit, bevor wir wieder zurück ins Lager „Kaufering 3“ gingen, liefen wir mit unserer Gruppe von 15 Leuten zu Herrn Gärtners Haus in Landsberg. Dort lieferten wir den Tisch ab und es war meine Aufgabe, den Tisch in die Wohnung hochzutragen. Es war sicher Herrn Gärtners Frau, die mir einen ganzen, mindestens zwei Pfund schweren Laib Brot mit einer glänzenden Kruste gab. Ich versteckte den Laib unter meiner Jacke, damit ihn keiner sah. Ich trug ihn im Lager zu meinem Vater, der sich zu dieser Zeit wieder im Krankenrevier befand.

Nach langem Überlegen, „verkauften“ wir den Laib an die Ärzte, die uns für diesen Luxuslaib einen eineinhalb Mal größeren und dreimal so schweren Laib Lagerbrot gaben und obendrein noch etliche Schüsseln mit Lagersuppe. Das hatte sich also irgendwie gelohnt!

Kommen wir zurück zu dem Siemens-Auftrag, bei dem unsere Gruppe die Gebäude mit Elektrizität ausstattete. Als jüngster und kleinster war es meine Aufgabe, mich in die kleinen schmalen Ritzen, Gänge und Hohlräume zu quetschen, die noch in der Betonhülle waren. Ich musste die Enden der Stromkabel zum richtigen Ort hinführen. Natürlich hatte ich nicht die Kraft, die Kabel alleine zu ziehen – die anderen schoben von hinten und ich dirigierte das vorde-rende.

Am Schluss kam ich am Ende eines dieser Gänge an einem logenähnlichen Platz heraus, wie eine Theaterloge. Ich schaute hinunter. In der Tiefe waren Flutlichter, Züge fuhrten, riesige Kräne arbeiteten, Bagger, Radlader und andere Großbaumaschinen bewegten sich umher, erledigten ihre Aufgaben und machten einen unerhörten Lärm. Ich verlor total die Orientierung. Ich sah einen mir bis jetzt völlig unvorstellbar großen, geschlossenen Raum unter mir. Ich fühlte mich selbst in einer unheimlichen Höhe, mein Sinn für jegliche Größeneinschätzung war komplett verloren. Unten in der Tiefe sah alles wie Spielzeug aus, obwohl ich wusste, wie hoch ein Kran oder wie lang eine Eisenbahnlokomotive war, aber von meinem Standpunkt aus sah alles unglaublich klein aus. Aber dann kam endlich, nicht weit von mir entfernt, der markierte Punkt für das Kabel in mein Blickfeld. Ich befestigte es nach der Anleitung, die mir gegeben worden war und kletterte wieder zurück. Nie wieder habe ich eine solche Erfahrung gemacht.

Auf der Baustelle, wo wir arbeiteten, und deren Fertigstellung so vielen Menschen das Leben kostete, sollte eine neue Messerschmitt-Flugzeugfabrik errichtet werden. Ich weiß

ganz sicher, dass sie fertig gebaut wurde und später durch die Bundeswehr in Betrieb genommen worden ist.

Mit dem Beginn des Winters begann sich unser Leben weiter zu verschlechtern. Meine beiden großen Zehen begannen zu erfrieren. Sie schwellen bläulich an und platzen auf. Die Wunde entzündete sich, begann zu schmerzen und Eiter quoll hervor. Ich machte sie sauber und versuchte so gut ich konnte, sie zu verbinden, aber ohne Desinfektionsmittel oder steriles Pflaster. Ich hatte noch eine andere Wunde vom letzten Sommer. Damals arbeitete ich auf einer Baustelle, um das neue Kaufering IV „Schonungslager“ zu bauen, für unheilbar kranke Gefangene, also ein „Wartezimmer auf den Tod“. Hier bauten wir halb versenkte, Kartoffelkellern gleichende Baracken, also „Bunker“.

Der Boden war hart. Um ihn zu brechen, benutzten wir Eisenstangen, die wir in den Boden trieben, um ihn zugänglich genug für Schaufeln zu machen. Zwei Leute machten diese Arbeit: Einer hielt die Eisenstange und der andere benutzte einen schweren Vorschlaghammer, um die Eisenstange in den Boden zu schlagen. Ich hatte den Hammer und zielte mit starken Schlägen auf die Stange. Der Kopf der Eisenstange „blühte“ förmlich von den vielen Schlägen und sah aus wie eine große eiserne Nelke. Mein Partner passte einmal kurz nicht auf und verrutschte die Stange ein wenig. Ich schlug mit dem Hammer zu und der Kopf der ausgefrachten Stange zog mir Haut und Fleisch von meiner rechten Hand bis auf die Knochen ab. Es blutete sehr stark und wurde nur oberflächlich verbunden. Ich schaffte es, in ein anderes Kommando zu wechseln.

Und wieder hatte ich Glück. Der neue Arbeitsplatz war ruhiger, da wir die Wurzeln, die aus dem Boden gesprengt worden waren, in kleinere Stücke schneiden und aufstapeln mussten. Ein deutscher TODT-Vorarbeiter hatte Mitleid mit mir, als er meine Wunde sah, und nahm mich mit in eine Baracke, um meine eiternde Wunde fast schon professionell zu behandeln. Nachdem er die Wunde desinfiziert hatte, warf er den Papierverband weg, der mir in der Unfallstation im Lager gegeben worden war, und verband sie mit einer richtigen Mullbinde. Er sagte mir, dass ich die Wunde den Ärzten im Lager zeigen solle. Nach der Arbeit ging ich zu unseren Ärzten, die die Wunde neu verbanden, natürlich wieder mit Papierpflaster. Ich bemerkte, wie der Arzt die Mullbinde sehr vorsichtig löste und weglegte, da sie einer anderen, schlimmeren Wunde dienen würde.

Mein Vorarbeiter wechselte am nächsten Tag den Verband nach der Arbeit und legte wieder richtiges Verbandsmaterial an, sogar eine ziemliche Menge davon. Auf diese Weise transferierte ich tagelang Verbandsmaterial ins Lager, bis meine Wunde verheilt war. Noch heute kann man die Narben an zwei Fingern meiner rechten Hand sehen.

Doch dieser ruhige Arbeitsplatz ist mir noch aus anderen Gründen im Gedächtnis geblieben. Wir arbeiteten am Rand eines Waldes, in dem es Pilze im Überfluss gab. Zu dieser Zeit arbeitete mein Vater noch regelmäßig mit uns. Ich versuchte, mich immer in dasselbe Kommando einteilen zu lassen wie er. Er kannte Pilze sehr gut, sammelte recht viele, die wir dann über einem kleinen Kocher brieten. Der alte Wehrmachtssoldat, der uns bewachte, war ein netter Kerl, er gab uns sogar Salz. Dafür gaben wir ihm etwas von den Pilzen ab. Er gab uns sogar noch eine Blechschüssel und etwas Margarine. Vater konnte damit ein leckeres Pilzgericht kochen. Leider hat ein Mithäftling, der wenig Ahnung von Pilzen hatte, einige selbst gepflückt und auch gegessen, worauf er sehr krank wurde. Wir zwangen ihn, sich sofort zu übergeben, schimpften ihn wegen des Verzehrs von Pilzen, die er nicht kannte, obwohl wir ihm welche abgegeben hatten. Zum Glück erholte er sich wieder.

In der Nähe des Waldes gab es auch ein Kartoffelfeld. Es war Herbst, also Erntezeit für Kartoffeln. Als der bayerische Bauer, der seine Kartoffeln einsammelte, uns sah, musste

ihm klar geworden sein, dass wir nicht gerade im Überfluss lebten. So ließ er einfach eine Menge Kartoffeln auf dem Feld liegen. Alles, was wir zu tun hatten, war darauf zu achten, dass wir nicht von der alten Wache gesehen wurden, während wir die Kartoffeln auflasen. Nicht dass es ihm etwas ausgemacht hätte, wenn wir Kartoffeln „organisierten“, aber solche Freiheiten waren mit seinem Pflichtgefühl und seiner Autorität nicht zu vereinbaren. Also stand einer von uns Schmiere, und wenn der Wachposten sich näherte, rief er eine Art Passwort. Das musste oft geändert werden, weil ihm sonst aufgefallen wäre, dass jedes Mal, wenn er sich dem Kartoffelacker näherte, wir etwas riefen.

Es gab einen Häftling bei uns, den alten Onkel Weiz, der eine sehr angenehme, raue Bassstimme hatte. In Kolozsvár hatte er in der URSUS-Brauerei gearbeitet. Jeden Tag stellte er mithilfe von Draht einen perfekten, handgemachten Besen her. Irgendwie schaffte er es, den Besen ins Lager zu schmuggeln und ihn gegen einen Napf Suppe oder Brot einzutauschen. Genau wie mein Vater sang auch Onkel Weiz sehr gern. Mit seiner tiefen Stimme sang er meist bekannte Trink- und Kneipenlieder. Singen war ein wichtiger Teil unseres Lebens. Es ließ das Marschieren kürzer und weniger anstrengend erscheinen. Wir sangen irgendwelche Soldatenlieder, Wanderlieder oder lustige ungarische Lieder, so genannte „Budapester Couplets“ (Refrainlieder). Im Allgemeinen mochten die Wachen unseren Gesang, sogar ihr Schritt war beschwingter zum Rhythmus eines kraftvollen ungarischen Soldatenliedes.

Oft befahlen sie einfach „Ein Lied!“ und wir befolgten das froh und begannen zu singen. Aber wir sangen auch aus anderen Gründen. Mit unserem Lied taten wir kund, dass wir aus Kolozsvár, Siebenbürgen, kamen, dass wir Ungarn waren, dass wir im Arbeitslager 3 in Kaufering waren. Natürlich mussten wir dazu den Text der Soldatenlieder etwas verändern, aber jeder, der ungarisch sprach, konnte unsere Botschaft verstehen. Diese Lieder halfen uns sehr, den Mut nicht zu verlieren. Das magere Repertoire an ungarischen Soldatenliedern konnte von den Bauern der Umgebung oft gehört werden, wenn sie zufällig vorbeikamen.

Aber es gab auch eine andere Art von Gesang. Besonders auf der Arbeit, an verregneten, traurigen Tagen, während der Pause oder wenn das Wetter die Arbeit draußen nicht zuließ und man uns erlaubte, etwas Schutz unter einem Dach zu suchen. Wir hatten unsere Hauptsänger: Den schon genannten Onkel Weiz sowie meinen Vater. Besonders meinem Vater gelang es immer, Tränen in den Augen seiner Zuhörer aufsteigen zu lassen, wenn er mit seiner Tenorstimme sang und dabei seine eigenen Tränen kaum zurückhalten konnte:

„My dear blonde wife,
I always dream about you...“
„I wish I could go home
Rest in quiet peace
At our warmth of heart“.

Ich erinnere mich, dass wir uns in einem großen Bunkerhaus befanden, bedeckt mit Teerpappe, und der Regen trommelte schwer auf uns herab. Es war ein typisch bayerischer, kalter und windiger Herbsttag. Man konnte wegen des heftigen Dauerregens auch nicht mehr draußen arbeiten, die Zeit ohne Essen wurde immer länger und länger.

Wir alle waren bereits körperlich gebrochen, jeder einzelne von uns, nur unser Wille, ja unsere Seele, ließ uns weitermachen, sodass wir uns ein wenig bewegen und herumwerkeln konnten. Wir weinten alle lautlos in uns hinein, dachten an unsere „Heimat“, auch wenn wir wussten, dass sie nicht mehr existierte ...

Mein Vater war bereits vom Tod gezeichnet. Sie würden ihn nicht mal mehr ins Revier bringen. Einige der Baracken wurden zu „Schonungsbaracken“ erklärt. Dort wurden die-

jenigen hingebracht, die nicht mehr arbeiten, nicht einmal mehr laufen konnten, aber dennoch am Leben waren. Diese Menschen waren noch nicht gestorben, aber es gab keine Hoffnung auf Besserung für sie. Mein Vater endete an so einem Ort. Ich besuchte ihn dort jeden Tag nach der Arbeit und wann immer ich sonst konnte.

Das einzige Rot-Kreuz-Päckchen, das wir jemals bekamen, war in diesen Tagen, doch mussten wir uns zu Zweit ein Päckchen teilen. Wir öffneten es sofort: Drinnen waren ein halbes Kilogramm Zuckerwürfel, ein Dose Sardinen für Suppe und Brot und eine Packung Zigaretten. Den Zucker aßen wir gleich, aber langsam.

In dieser Zeit startete ich einen „Kohle-Handel“ und betrieb ihn solange wie möglich. An meinem jeweiligen Arbeitsplatz lag immer ein Stapel schöner, glänzender Kohlebriketts. Ich „organisierte“ mir jeden Tag 2 bis 3 davon. Es war riskant, sie in das Camp zu schmuggeln, denn wir wurden am Tor durchsucht. Wir versuchten alle Dinge an unserem Arbeitsplatz zu „organisieren“, z.B. Taschen, Papier, Holzstücke, Kabel, Lumpen und so weiter. Aber das war natürlich alles strengstens verboten. Ich band meine Hosen mit Kabeln so knapp wie möglich über meinen Knöcheln zusammen und steckte dort die Briketts ein. Es war äußerst riskant, denn die, die man beim Kohlediebstahl erwischte, wurden fürchterlich geprügelt und mussten 24 Stunden lang zwischen dem doppelten Stacheldrahtzaun stramm stehen mit einem Plakat, auf dem „Kohledieb“ stand. Ich überlegte mir – und behielt damit recht –, dass die Wache, die die Durchsuchung vornahm, sich nicht vor mir hinknien würde, um die Kohle zu finden, die ich in Höhe meiner Knöchel versteckt hatte. Auf diese Weise konnte ich meine „Ware“ ins Lager schmuggeln.

Mein erster Weg führte mich zum Brotlager, wo Dr. Ede Goldberger, ein bekannter Dermatologe aus unserer Stadt, das Brot aufschnitt und in Portionen teilte. Er kaufte die Briketts für eine dicke Scheibe Brot, die ich sofort erhielt. Dann sagte er mir, dass ich die Briketts ins Revier bringen sollte, in die Nähe des Ofens. Das tat ich auch, aber nach einer Weile stahl ich von dort meine Ware erneut und verkaufte sie ein zweites Mal, dieses Mal an einen der Ärzte, die im Krankenhaus arbeiteten, gegen einen Napf richtiger Suppe. Ich erinnere mich, Dr. Goldberger nach dem Krieg in den Straßen Koložvárs gesehen zu haben. Lachend begrüßte er mich und fragte: „Wie geht's dir, alter Kohlehändler?“

Ich erinnere mich, dass es schon 1945 war, immer noch recht winterlich, als mein Vater das letzte Mal mit uns zur Arbeit kam. Es war ein äußerst kalter Tag. Wir arbeiteten an einer kleinen Zugstation und hatten dort kleinere Aufräumarbeiten zu erledigen. Der Stationsführer gab uns einige kleinere Aufgaben. Wir hatten eine gute Aufpassertruppe, unser Wächter war ein ordentlicher Kerl, mit eigenen Sorgen: Er bekam kürzlich die Nachricht, dass seine kleine Pension zerbombt worden war und seine Frau dabei ums Leben kam. Er blieb den ganzen Tag in einem unbenutzten Zugwaggon mit einem kleinen Ofen. Die einzige Aufgabe meines Vaters war es, den Ofen mit Holz zu heizen. Er war allerdings schon so schwach, dass ihm selbst diese Aufgabe schwer fiel und er mehrmals am Tag in Ohnmacht fiel. Nach der Arbeit fuhren wir mit dem Zug zurück zum Camp. Von der Zugstation Kaufering bis zum Tor mussten wir ihn stützen. Seine Suppenschüssel hing um seinen Hals, der Löffel darin klapperte mit jedem Schritt. „Für den alten Burschen ist die Zeit gekommen!“, bemerkte der uns begleitende Wächter.

Von diesem Tag an war mein Vater nicht mehr in der Lage zu laufen, selbst kleinste Schritte zu machen war extrem schwer für ihn. Seine Hände und Füße wurden dick, sein Gesicht schwoll vor allem um seine Augen herum an. Er musste wieder mal ins Revier.

Obwohl er öfter sein Bewusstsein verlor, erkannte er mich immer, wenn ich ihn nach der Arbeit besuchen kam. Er woll-

te nichts mehr essen, war aber dennoch permanent durstig. Die anderen Patienten beschwerten sich, dass mein Vater, wenn er es schaffte aufzustehen, das Wasser und andere Flüssigkeiten aus ihren Schalen trank.

Er fragte auch mich um mehr Wasser. Die Ärzte erklärten mir, dass sein Körper wegen des Wassers so geschwollen war und dass er deshalb weniger trinken sollte. Es gab keine Medizin für diese Krankheit. Er litt fürchterlich. Als ich ihm zu erklären versuchte, weniger zu trinken, sagte er nur: „Du wirst schon sehen, ich werde deiner Mutter erzählen, dass du mir nicht mal ein Glas Wasser zu trinken gibst!“. Ich versuchte, den Schmerz und das Weinen zu unterdrücken, was mir an diesem Tag manchmal sogar gelang.

Der Winter dieses Jahres war sehr kalt. Viel Schneefall und starker Wind machten es noch schlimmer. Manchmal holten sie uns, um die Gleise vom Schnee zu befreien – ein anstrengender und ermüdender Auftrag. Seitlich stand zwar unberührter Nadelwald, aber der eisig kalte Wind wehte uns erbarmungslos um die Ohren. Wir, ich meine die, die unter uns solche „Schätze“ besaßen, trugen leere Betonsäcke unter der dünnen Kleidung.

Das war allerdings verboten, es wurde sogar schlimmer als der Diebstahl angesehen, es war „Sabotage“. Uns wurden seltsam geschnittene Handschuhe mit drei Fingern gegeben, wahrscheinlich Reste von der Front, entwickelt, um den Soldaten selbst mit Handschuhen das Schießen zu ermöglichen. Allerdings war es unmöglich, mit diesen Handschuhen zu arbeiten, unsere Werkzeuge wetzten diese „Handschuhe“ in kurzer Zeit durch. Wir wickelten Wolllappen um unsere Finger und versuchten sie immer in Bewegung zu halten.

Außerdem gaben sie uns so genannte „Teufelsmützen“ als Kopfbedeckung, das waren dunkelgrüne Strickmützen, die perfekt auf unsere kahlen Köpfe passten und sogar fast unsere Ohren bedeckten. Genau in der Mitte der Stirn war eine nach unten zeigende Spitze, vielleicht war das der Grund, warum man sie Teufelsmützen nannte. Die wichtigste Aufgabe war allerdings, die Zehen vor Erfrierungen zu schützen. Nur die Wächter und einige Kapos hatten anständige Schuhe, aber selbst die waren wegen der Kälte am „Tanzen“!

Hier froren mir meine großen Zehen ab. Meine Hände, Handflächen und Finger waren so steif von der Kälte, dass ich nichts greifen konnte, nicht einmal meinen Löffel. Erst als ich sie heftig aneinander rieb und sie mit meinem Atem wärmte, ging es einigermassen. Das einzig Gute an der Kälte war, dass die Läuse, die sich auf unserer Haut vermehrten, sich bei der Kälte nicht bewegen konnten und so das Jucken für eine Weile aufhörte.

Manchmal aber, wenn die Sonne schien und ich meine Augen schließen konnte, träumte ich davon, dass ich mich hier, in den wunderschönen Bayerischen Alpen, nicht weit weg von Garmisch-Partenkirchen, sonnen könnte. Selbst die Wächter störten mich nicht bei meinen Tagträumen: ihnen war es selbst viel zu kalt, und das, obwohl sie besser gekleidet und besser genährt waren als wir!

Als wir mittags dann allerdings zu einem wärmeren Platz kamen, begannen die Läuse wieder aktiv zu werden und erinnerten mich mit ihrem Gejucke unsanft wieder an die Realität. Ich konnte nicht anders, aber ich musste dabei an Buga Jakabs Lied denken:

„Die Lausarmee lief meinen Rücken auf und ab,
weil mein Hemd schmutzig ist, keiner bleicht es.“

Der Frühling begann sehr langsam, der Krieg ging weiter. Die „Schnurlos-Telegraphie-Agentur“, die „HGZ“ (so, hatte ich gehört, wurde sie genannt) oder die „Pinkel-Nachrichten“, basierend auf Bemerkungen der Wächter, die von einem von uns aufgeschnappt wurden, sagten, dass die sowjetische Armee Budapest belagerte. Später kam dann die

Nachricht, dass Budapest von den Russen eingenommen worden war. Ich wurde jeden Tag schwächer, es war so gut wie kein Muskel mehr an meinem Körper. Mein Vater lag im Sterben.

Dann begann der langsame Prozess der Evakuierung unseres Arbeitslagers. Die Vernichtungsmaschinerie, die Gaskammern und die Krematorien waren zu weit weg oder funktionierten vielleicht nicht mehr. Die Arbeitsunfähigen wurden von unserem Arbeitslager zu einem anderen Camp gebracht, nach „Kaufering 4“, das als „Schonungslager“ bezeichnet wurde. Hier lebte man in einer dieser halbunterirdischen Baracken, an deren Errichtung ich beteiligt gewesen war. Niemand in diesem Lager musste arbeiten. Die Insassen bekamen ein Minimum zu essen und lagen auf ihren dreckigen Pritschen, zusammen mit den Läusen, bis sie dann leise starben. Ein SS-Arzt entschied, wer vom Lager 3 zum Lager 4, dem „Schonungslager“, verlegt wurde. Mein Vater, immer noch bewusstlos, war unter den Ausgewählten. Ich stellte mich vor den SS-Offizier, eine unerhörte Tatsache, und bat ihn mutig, mich mit den bereits Ausgewählten zu verlegen. „Du bist nicht krank!“ sagte der Offizier und schlug mir ins Gesicht. Mit all meinem verbleibenden Mut bat ich ihn noch mal darum, mich mit meinem Vater mitgehen zu lassen. Er stimmte gnädig zu, denn er brauchte einige „stärkere“ Männer, welche die zweirädrigen Karren ein paar Kilometer Richtung Lager 4 zu schieben hatten. Ich schob den Karren, auf dem mein Vater lag. Sein Brotbeutel hing um seinen Hals, in dem er seinen Blechnapf und seine ganze Brotration für diesen Tag trug.

Er war bereits so schwach, dass er dieses leichte Gewicht nicht mehr tragen konnte, es riss ihn förmlich nieder. Um es ihm leichter zu machen, nahm ich ihm den Beutel weg. Aber er erkannte mich schon nicht mehr und versuchte sein Eigentum zu verteidigen. Als wir ankamen, wurden wir erstmal getrennt. Ich wurde in einen Bunker mit relativ gesunden Leuten gesteckt, die noch in der Lage waren zu laufen. Ich hatte genug Zeit herauszufinden, in welchen Bunker mein Vater gesteckt wurde. Nach Einbruch der Dunkelheit war es uns verboten, nach draußen zu gehen. Ein paar stärkere griechische Juden spielten die „Lagerpolizei“ und trieben uns mit ihren kurzen Stöcken vor sich her, während sie uns „Dalli, Dalli!“ hinterher riefen.

Das erste, was ich am Morgen machte, war nach meinem Vater zu schauen. Ich hoffte, ich würde ihm seine Brotration geben können, aber er war nicht mehr da. Ich konnte ihn nicht mehr finden. Er wurde früh am Morgen mit den anderen Toten mitgenommen und in das nahe Grab neben dem großen Zaun geworfen. Es war der 31. März 1945. Ich konnte nicht mal weinen, meine Augen waren trocken. Stattdessen aß ich seine Brotration, die ich bis dahin mit großer Aufmerksamkeit bewacht hatte. Dann humpelte ich zu meinem eigenen Bunker, wo ich einem älteren Juden aus Lodz erzählte, dass mein Vater gerade gestorben sei. Er versuchte mich dazu zu bewegen, ein normales Gebet zu sprechen, den „Kadish“, das ein jüdisches Kind beim Tod seines Vaters sprechen muss. Ich sagte ihm, dass er mich in Ruhe lassen sollte und dass ich das Gebet nicht kennen würde.

Doch der alte Mann beharrte darauf. Er sagte, dass er das Gebet vorsagen würde und dass ich es nur nachsprechen sollte. Ich war auch dazu nicht gewillt. Dann fing er an, mir davon zu erzählen, dass er eine Hutfabrik in Lodz hätte und dass er mich als seinen Sohn adoptieren wolle. Er zappelte um mich herum, bis mir auffiel, dass er meine Haube stehlen wollte, da er keine mehr hatte. Ich wollte ihn ins Gesicht schlagen, aber ich konnte nicht, ich war zu schwach dafür.

Mein Vater wurde mit anderen Toten in einem Massengrab in der Nähe des Lagers begraben. Sie wurden auf die anderen drauf geworfen und mit Kalk und Chlor überschüttet.

Wieder zurück im Bunker, war mein unmittelbarer Nachbar aus Budapest halbtot und hatte epileptische Anfälle. Er

erzählte mir in hellen Momenten, dass er zu Hause in einem Kühlhaus in einem Schlachthof gearbeitet hatte. Unter einigen schmutzigen Klamotten, die ihm als Kissen dienten, versteckte er ein großes Stück rostiges Eisen. Einmal attackierte er mich mit seiner Waffe und schrie: „Ich werde dich töten, du Schwein!“. Ich beruhigte ihn mit einem deftigen Faustschlag. Sofort fing er an zu weinen und umarmte mich: „Oh nein, verletz' mich nicht, ich liebe dich.“

In unserem Bunker war ein französischer Doktor, der mit einem hölzernen Stethoskop protzte. Er benutzte es, um unsere Herzschläge und Lungen abzuhören. Da erkannte ich, wie wichtig das wiederholte Vorsagen der Zahl 33 für ihn war, während er den Geräuschen der Lunge lauschte. In allen Sprachen, die ich kenne, wird nämlich die Zahl 33 mit einem „r“ (Dreißig, Thirty three, Trent et trois, Harmincharom, Treizecisitrei, Tridcattri) ausgesprochen, welches wohl dem Arzt hilft, Probleme an der Lunge zu erkennen.

Der Doktor hörte uns nicht nur zu, sondern behandelte darüber hinaus übliche Krätze-Infektionen, indem er sie mit Ziegelmehl einrieb. Und nochmals hatte ich Glück, da ich während der Zeit im Lager keine Krätze bekam, erst später, nach der Befreiung.

Eine weitere Pflicht unseres Doktors war es, dem Amt zu berichten, wenn jemand gestorben war, um ihn fortschaffen zu lassen – doch erst nachdem er es geschafft hatte, sich die tägliche Brotration des toten Mannes zu erschleichen. Das Brotstück war zwar klein, und wir mussten zuerst den grünen Schimmel herunterblasen, bevor wir es essen konnten. Ein paar sagten, dass dieser Schimmel gut gegen Diarrhöe sei, trotzdem kam Diarrhöe genauso häufig vor wie Krätze und Läuse, trotz des ganzen Schimmels und Behandlung mit Ziegelmehl.

Das Kauferinger Lager 4, das „Schonungslager“, sah kläglich aus. Sogar am Tag bewegte sich so ziemlich jeder um den Bunker. Der Appellplatz war leer, niemand konnte einen ordentlichen Appell mit Sterbenden organisieren. Es gab noch etwas Leben rund um die Küche. Diejenigen, die noch ‚laufen‘ konnten, also sich nicht irgendwie voranschlepten, polterten durch Küche und Brotlager, um dort vielleicht noch etwas Essbares aufzutreiben. Ich selbst konnte nicht den ganzen Tag im Bunker liegen, ohne irgend etwas zu tun. So lief ich ein wenig in dem umzäunten Lager herum. Beinahe fiel ich in die ungesicherte Öffnung einer der Latrinen. Die Öffnung war eigentlich zum Entleeren der menschlichen Exkremate gedacht. Sie sollte eigentlich geschlossen sein. War sie aber nicht.

Aber wen störten solche Dinge? Die Latrine war voll, lief über, war auf einer Höhe mit dem Boden, auf dem ich gerade lief. Ich konnte den Unterschied zwischen Erde und Kot nicht erkennen, also trat ich mitten in diese ekelregende Brühe. Zum Glück sank nur mein rechter Fuß in die flüssigen Exkremate bis über den Knöchel ein. Nach einer ungarischen Volksweisheit bringt es Glück, wenn man in Kot tritt.

Es war nicht leicht, meinen Fuß aus dem scheußlichen Zeug herauszuziehen. Ich zog meine Hose aus und hängte sie im Bunker auf. Sie hing dort bis sie komplett getrocknet war und ich den trockenen Schmutz einfach herausrubbeln konnte. In der Zwischenzeit lief ich in meiner dreckigen Unterwäsche herum. Und ich war nicht der einzige, der das tat. Niemand, nicht einmal die Vertreter des Schweizer Roten Kreuzes, waren peinlich berührt, dass ich sie in so einem unangemessenen Aufzug empfing. Das passierte nämlich, als wir zum Tor kommen sollten, um von den Vertretern des Roten Kreuzes begutachtet zu werden. Wir mussten uns ihnen mit beiden ausgestreckten Handflächen nähern. Der Vertreter des Roten Kreuzes legte eine kleine weiße Pille in jede Hand, die auf der Stelle geschluckt werden musste. Als ich sah, dass niemand zusammenbrach, streckte ich auch meine Handflächen aus. Nach dem Geschmack zu urteilen waren das Vitamin-C-Tabletten.

Nach so viel Hilfe und Zuwendung konnte ich mehr als zufrieden sein. Zuerst trat ich in die Glück bringende Jauche, ich bekam weder Typhus noch die Krätze und jetzt sogar noch diese beiden Vitamintabletten. Ein richtiger Kerl kann damit sehr weit kommen!

In der Küche wurde noch etwas gearbeitet, wo man die verrotteten Kartoffeln aussortierte und daraus und mit etwas Stroh unsere tägliche Suppe kochte. Die Leichenträger arbeiteten rund um die Uhr. Sie holten die Toten aus den Bunkern, zogen sie aus, schrieben die Häftlingsnummer mit einem Tintenstift auf die üblichen Stellen (Brustbein und Schienbein) und gaben die Daten an die Schreibstube weiter. Die Leichen wurden auf einen großen Schubwagen gelegt und in die Kalkgrube geworfen, die gleich vor dem Lager war.

Von Zeit zu Zeit hörten wir Kanonendonner. Die Befreiungsarmeen konnten nicht mehr weit entfernt sein. Eines Tages traf ich einen Klassenkameraden, Lorincz Tibi. Er arbeitete in der Küche im Lager 3, hatte sich aber an infizierter Wäsche mit Typhus angesteckt. Die Krankheit forderte einen hohen Preis von dem hoch aufgeschossenen, muskulösen Körper. Er war ein Jahr älter als ich. Wir lagen nebeneinander auf dem Rücken in der Nähe des Stacheldrahts, nahe genug, dass der Stacheldraht nicht zu erkennen war, aber wir noch die Spitzen der nahegelegenen Fichten erkennen konnten. Die Aprilsonne schien. Wir stellten einen Eimer mit sauberem Wasser zwischen uns, schauten uns um und zupften Grashalme, die wir ins Wasser warfen – und verspeisten sie dann genussvoll wie eine ausgesuchte Leckerei. Das gab uns die Illusion von Nahrung.

Wir versuchten ständig, uns von der bedrohlichen Situation, in der wir uns befanden, abzulenken. Wir erinnerten uns an Spaziergänge in Kolozsvár, Zelturlaube im Bukk und dem Hoja, den Brunnen des Hl. Johannes, den Leanyvar, die Schlucht von Torda oder einfach den Botanischen Garten. Das sind alles bekannte Ausflugsziele in und um Kolozsvár. Aber von Zeit zu Zeit mussten wir unsere Unterhaltung unterbrechen, weil wir unvermeidlich auf „unsere Rucksäcke“ zu sprechen kamen, die voll mit Proviant gepackt waren. Und nach unserer Übereinkunft war es streng verboten, über Essen zu sprechen.

Ich muss noch einmal aus dem Lied von Buga Kakab zitieren:

Verdammt noch mal! Ich lebe so gut wie ich kann,
liege in der Sonne, rauche, leide wie alle
anderen Hunger – aber ich lebe noch.

An einem schönen Tag im Spätapril wurde die träge Stille des Lagers plötzlich von lauten Pfiffen und Schreien durchbrochen: „Blocksperr!“ Alle mussten in ihren Baracken bleiben. Auf der Stelle stürzten all die, die sich gerade noch bewegen konnten, aus den bunkerähnlichen Baracken. Viele strömten zu den Speichern, in denen das Brot und die Kartoffeln gelagert waren. Aber dort war nirgends etwas zu holen. Ich eignete mir eine ganz neue, gestreifte Sträflingsmütze an, die sehr schön und sauber war. Eine derartige hatte ich nie zuvor besessen.

Die eine Seite unseres quadratischen Lagers, die gegenüber des Tores lag, verlief genau parallel zu den Eisenbahngleisen. Auf dieser Seite war kein Zaun vorhanden und deshalb schwer bewacht von SS-Männern. Das Gerücht, dass eine Marschkolonnie organisiert wird, verbreitete sich schnell. Jeder sollte einen ganzen Laib Brot bekommen und das Ziel war Tirol! Die anderen, welche nicht mehr laufen konnten, sollten in Züge verladen und in eine andere Gegend gebracht werden. Die Befreier kommen! Die Deutschen machen sich aus dem Staub! Ich wusste nicht, für was ich mich entscheiden sollte, also fragte ich Dr. Elekes: „Was soll ich tun? Soll ich zu Fuß laufen oder soll ich bei denjenigen bleiben, die mit dem Zug fahren?“ Er betrachtete mich

und erklärte entschieden: „Du bist zu schwach zum Laufen, bleib lieber hier bei den Schwächeren!“ Ich nahm seinen Rat an. Die Wachen trieben uns neben den Schienen zusammen. Der Zug war noch nicht da, also mussten wir die Nacht dort draußen auf dem Gras verbringen. In der Nähe bemerkte ich eine kleine Baumgruppe. Mit einem Mithäftling, den ich von zuhause kannte, beschloss ich hinüberzuschleichen und uns dort zu verstecken. Aber eine der Wachen bemerkte uns und rief uns zurück. Wir erzählten ihm, dass wir uns nur erleichtern wollten. Er stand in unserer Nähe, bis wir zu den anderen zurückkehrten.

Der Zug bestand aus ein paar leeren Güterwaggons und traf bei Sonnenaufgang ein. Mit großer Anstrengung kletterten wir hinein. Ich landete im gleichen Abteil wie Lorincz Tibi. Er war sehr schwach, schon kurz vor seinem Ende. Aber da waren auch drei Mithäftlinge aus Szekler, die in einer besseren Verfassung waren als der Rest. Der Zug rollte an. Kaum waren wir ein paar Kilometer gefahren, als amerikanische Tiefflieger heranbrausten und uns unter Maschinengewehrfeuer nahmen.

Sie hielten uns vermutlich für ein militärisches Ziel. Die Lokomotive wurde getroffen, der Dampf entwich mit großem Zischen und der Zug hielt an. Die deutschen Wachen sprangen aus dem Zug, rannten zum Wald, um dort Schutz zu suchen und brüllten: „Tiefflieger!“

Wir folgten ihnen dorthin. Die mutigsten waren die Szeklers, die Gebrüder Ruvel, Dudi und Zsiga und der dritte namens Bacher Sanyi. Ich schloss mich ihnen an, da ich wusste, dass die Brüder Ruvel einiges aushalten konnten. Zuhause waren sie Viehzüchter und ländliche Metzger gewesen und im Lager Kapo. Sie landeten hier im Lager 4 wegen des Typhusfiebers. Bacher Sanyi kannte ich nicht. Zuhause arbeitete er für eine Holzfirma. Er hatte in der Ukraine Zwangsarbeit verrichten müssen, und gerade als sie ihn zu Besuch nach Hause ließen, fing die Deportation an und so kam er mit seiner jungen Frau nach Auschwitz. Als Sanyi bemerkte, dass die Wachen in den Wald rannten, übernahm er kurzerhand das Kommando: „Jungs, raus hier und in den Wald!“ Ich rief Tibi zu, er solle mit uns kommen, aber er schaffte es nicht. Wir vier sprangen oder fielen eher aus dem Waggon, stolperten über Kies und Stacheldraht und rannten in den Wald. Wir sahen, wie sich die Wachen unter die Büsche duckten. Sanyi meinte: „Na, die haben mehr Angst als wir!“ Instinktiv die Lage begreifend, flüsterte er: „Jungs, das ist unsere Chance, wir müssen flüchten! Kriecht zurück zum Zug, kriecht unten durch und in den Wald, aber auf der anderen Seite! Wenn der Luftangriff vorbei ist, werden die Aufseher jeden Einzelnen von uns in den Zug drängen, aber wir werden dann nicht mehr unter den Gefangenen sein. Die Zugtüren sind nur zu dieser Seite geöffnet, niemand wird uns auf der anderen Seite vermuten!“

Genau das haben wir dann gemacht. Noch während des Beschusses krochen wir zuerst zum Zug zurück, dann darunter hindurch und schließlich rannten wir so schnell wie wir nur konnten, in den Wald auf der anderen Seite. Irgendwann kamen wir auf eine ruhige, kleine Lichtung. Nicht weit davon entfernt stand ein kleiner Heustadl, in dem wir uns versteckten, um ein wenig auszuruhen. Plötzlich öffnete sich die Tür, ein Soldat der deutschen Luftwaffe erschien und fragte: „Ist hier irgendjemand?“ Sanyi, der gebrochen deutsch konnte, antwortete, dass hier einige von uns wären, manche sogar verletzt und wir uns wegen des Bombardements verstecken würden. „Wie viele seid ihr denn?“, fragte der deutsche Offizier. „Oh, etwa vierzig“ kam unverzüglich als Antwort. „Wartet hier, ich werde Hilfe holen!“, sagte der Mann und entfernte sich.

Natürlich warteten wir nicht auf seine Rückkehr. Gegenüber dem Eingang waren die Holzbretter lose, also verließen wir den Stall auf der Rückseite und liefen zurück in den Wald. Wir rannten, krochen, schleppten uns, so schnell wie

es uns nur irgendwie möglich war, immer weiter von den Eisenbahnschienen und dem Lager weg. Mittlerweile waren wir sehr erschöpft. Es muss bereits später Nachmittag gewesen sein, als wir ein leicht abschüssiges Feld und dahinter ein Dorf erblickten. Wir liefen auf das Dorf zu. Als wir an dem ersten großen Bauernhof ankamen, kletterten wir über den Zaun und schlichen in die Scheune, in der Heu, Kutschen und landwirtschaftliche Maschinen gelagert waren. Dort war eine Leiter, die wir hochkletterten, und schließlich fielen wir wie tot in das wohlriechende Heu. Wir bemerkten erst jetzt, dass Zsiga eine große Platzwunde auf der Stirn hatte. Zsiga war der Älteste und auch der Schwächste von uns vier. Sanyi und Dudi entschieden sich, in den Ort zu schleichen, um von den Bewohnern etwas Essen zu organisieren. Zsiga und ich blieben auf dem Heuboden. Ich nahm ein paar Dachziegel ab, um zu sehen, was draußen auf dem Feld, das wir gerade überquert hatten, vor sich ging. Ich nahm keine Bewegung wahr.

Sanyi und Dudi kamen mit einer großen Ladung warmer Kartoffeln, etwas Brot, ein wenig Butter und sogar ein paar Stück Kuchen zurück. Die Bewohner waren sich dessen bewusst, dass sie den Krieg verloren hatten und dass die amerikanischen Truppen im Anmarsch waren. Dann betrat unser „Gastgeber“ die Scheune. Er sah uns zwar nicht, aber er wusste sehr wohl, dass wir uns in seiner Scheune versteckten.

Er rief laut nach uns, versicherte uns, dass wir in Sicherheit wären, wir gerne hier bleiben könnten und fragte, ob wir irgendetwas bräuchten. Uns ging es dort ganz gut. Wo hätten wir auch anders hin sollen? Zsiga begann alles zu vertilgen, was wir zu essen hatten. Sanyi versuchte vergebens ihm zu erklären, dass zu viel und zu schnell essen nach einer längeren Hungerperiode sehr gefährlich sei. Er hatte seine Erfahrungen damit gesammelt während der Zeit, in der er in der Ukraine Zwangsarbeit leisten musste. Unsere Eingeweide waren allesamt geschwächt und der ganze Verdauungsapparat funktionierte nicht mehr richtig. Als Folge davon würde übermäßiges Essen in einem schlimmen Durchfall enden. Dudi sagte zu seinem Bruder in einem etwas unhöflichen Tonfall, dass er nicht wie ein Schwein fressen solle, weil er daran sterben werde. Aber Zsiga antwortete nur: „Das interessiert mich nicht, ich will mir nur noch einmal den Bauch vollschlagen!“

Sanyi fand heraus, dass das Dorf den Namen Großkitzighofen trug und von Leuten bewohnt war, die römisch-katholisch waren.

KAPITEL 5

Großkitzighofen und Landsberg am Lech

Für mich begann in dem kleinen schwäbischen Dorf Großkitzighofen ein neues Leben in Freiheit. Ich aß vorsichtig, regelmäßig und nur kleine, fleisch- und fettfreie Portionen. Ich nahm nur wenig Butter und keine Milch zu mir, da ich diese nicht gut vertrug. Dagegen verzehrte ich viel Brot und Kartoffeln. Auf diese Weise bekam ich keine Probleme, im Gegensatz zu dem armen Zsiga Rüvel, der bald starb, vielleicht weil er ohne Zurückhaltung alles in sich hineingeschlungen hatte.

Unsere Situation in diesem Dorf war noch nicht „offiziell“, da immer noch „gekämpft“ wurde. Die Amerikaner kamen mit ihren riesigen grünen Panzern nur langsam voran. Dann und wann wurde ein Geschütz abgefeuert, fing ein Maschinengewehr an zu knattern und die Panzer bewegten sich hin und her. Zuerst beobachtete ich diesen interessanten „Kampf“, bei dem keine Feinde zu sehen waren, durch das Loch in dem Dach des mit Schindeln bedeckten Heubodens. Als ich sah, dass keine Gefahr bestand, ging ich hinaus auf das Feld, stellte mich in die Nähe der Panzer und

beobachtete, was vor sich ging. Gut genährte, rotwangige junge Burschen mit Stahlhelmen, unter ihnen auch einige Schwarze, saßen auf den gepanzerten Fahrzeugen, kauten Kaugummi und hörten aus Lautsprechern dröhnende Musik, die gelegentlich von militärischen Kommandos unterbrochen wurde. Ich nahm meine erst kürzlich erhaltene, hübsch gestreifte Sträflingsmütze ab und schleuderte sie in einer symbolhaften Geste unter die Ketten eines Panzers. Von der „wunderbaren“ Kappe blieb nur ein schmutziger Fetzen Stoff. Dies war der unausgesprochene Aufschrei in mir: „Ich bin frei! Ich lebe!“

Das Dorf war nun von der amerikanischen Armee besetzt. Die Amerikaner liefen von Haus zu Haus und trieben die sich dort versteckt haltenden deutschen Soldaten als Kriegsgefangene zusammen. In der Zwischenzeit rissen sich einige deutsche Soldaten ihre Rangabzeichen von der Uniform. Auf diese Weise fand ich eine schöne, glänzende SS-Trillerpfeife an einem netten blauen Band und einen Kompass auf dem Boden. Ich konnte der Verlockung nicht widerstehen, bückte mich und ließ die Gegenstände in meiner Tasche verschwinden. Wie ich später herausfand, ereignete sich dies alles am 27. April des Jahres 1945; es war der gleiche Tag, an dem die Amerikaner die Stadt Landsberg am Lech sowie die ganze Umgebung, unter anderem Großkitzighofen, eroberten.

Der Herr, bei dem wir uns versteckten, meldete dem Bürgermeister, dass vier ehemalige KZ-Häftlinge bei ihm waren und dass man sich um sie kümmern müsse. Sie fragten uns, was wir jetzt tun und wohin wir gehen wollten.

Die Rüvel-Brüder wollten beim reichsten Bauern des Dorfes einziehen, mit der Absicht, gut essen und ihre Gesundheit wiederherstellen zu können. Schließlich landeten sie dort auch. Der Bauer hatte eine kleine Käserei, und etwas später zeigte er mir seinen Keller, in dem der köstliche Käse reifte. Zsiga, der schon ausgesprochen schwach war, bekam ein eigenes Zimmer. Er lag in seinem Bett, aß regelmäßig, konnte aber nichts bei sich behalten. Ich habe noch deutlich vor Augen, als er sagte: „Ich will Stachelbeeren! Bringt mir Stachelbeeren!“ Da ihm nicht zu helfen war, musste er ins Krankenhaus nach Waal gebracht werden. Dort starb er binnen weniger Tage.

Sanyi Bacher wollte zu dem gebildetsten Mann des Dorfes gehen. Da er ein gutes Deutsch sprach, konnte er sich gut um seine Angelegenheiten kümmern. Er wurde in einem eigenen Zimmer beim Notar untergebracht.

Bei Peter Schuster in Großkitzighofen

Ich bat darum, in einem Haus aufgenommen zu werden, in dem auch junge Leute meines Alters lebten. Peter Schuster jun. diente in einer Infanterieeinheit, die sich erfolgreich aus der Schlacht um Stalingrad zurückgezogen hatte. Er war vielleicht sechs bis sieben Jahre älter als ich. Nachdem er unverletzt aus Stalingrad zurückgekehrt war, schickte man ihn nach Jugoslawien, um gegen Tito zu kämpfen, wobei er eine Kugel in sein rechtes Bein bekam und sich mit Malaria infizierte. Seine jüngere Schwester, Maria, war mit ihren ungefähr zwölf Jahren genauso alt, wie meine Schwester zu dieser Zeit gewesen wäre. Sie war ein unauffälliges, kränklich wirkendes Mädchen und es war keine Freude, sie zu betrachten.

Die Schusters empfingen mich sehr herzlich. Mein erster Wunsch war es verständlicherweise, ein heißes Bad zu nehmen. Das war auch in ihrem Interesse, denn ich hatte Läuse und war sehr schmutzig. Das erste zivilisierte Bad nahm ich in einem Stall. Er war solide und ordentlich gebaut, sauber, der Boden mit Steinfliesen bedeckt. Es gab dort Wasserleitungen, acht Kühe und ein paar Kälber. Die Sauberkeit überraschte mich. Ich sinnierte darüber nach, dass ich in einem Stall wiedergeboren worden war, inmitten von Kühen und

Kälbern, anstatt in einem schönen modernen Badezimmer. Ich sah darin etwas Symbolisches, etwas Gutes, eine Art Geschenk und Trost nach all dem Leid.

Sie schütteten heißes Wasser aus großen Zinneimern in eine riesige Wanne, die mir genug Platz bot, um mich hinzusetzen. Frau Schuster, die wie ihre Tochter Maria hieß, ging mir dabei zur Hand. Sie wusch und schrubbte mir Kopf und Rücken sehr ordentlich. Ich bat sie, meine schmutzigen, zerschissenen, mit Läusen befallenen Lumpen und meine „Schuhe“ zu verbrennen. Aber ich stellte sicher, dass meine „Kriegsbeute“, die hübsche SS-Trillerpfeife, nicht verschwand. Nach dem Bad bekam ich ein schlichtes, sauberes weißes Hemd und saubere Unterwäsche. Außerdem erhielt ich die kaum benutzten, schwarzen, ein wenig quietschenden Schuhe von einem der Schuster-Söhne. Ich musste auf meine Zehen aufpassen, da diese noch immer eiterten. Sie versorgten mich mit etwas sauberem Verband, mit dem ich meine Zehen bandagierte. Sie überreichten mir noch dazu die beste Sonntagskleidung von einem der Söhne. Sie war kaum getragen und aus sehr feinem dunklen Stoff in einem violetten Farbton. Es war zwar alles ein bisschen zu groß für mich, aber zu diesem Zeitpunkt war ich kein bisschen eitel. Ich war sehr dankbar für alles und steckte die SS-Trillerpfeife stolz in meine Tasche.

Sobald ich angezogen war, ließ der Bürgermeister mir ausrichten, dass die ärmste Frau des Dorfes, deren Mann in den USA in Kriegsgefangenschaft war, uns zum Abendessen eingeladen hatte. Sie hatte ihre Kaninchen geschlachtet und bereitete sie als Abendessen für uns zu. Die Frau trug das Mahl schweigend auf und statt mit uns zu essen, servierte sie nur und sah uns leise weinend zu. Sie dachte sicher daran, dass irgendwo weit weg in Amerika jemand vielleicht auch ihren Ehemann zum Abendessen einladen würde.

Diesen Tag werde ich wohl nie vergessen. Nach dem Hasenbraten luden sie uns in das Haus des Bauern ein, in dessen Heuboden wir uns anfangs versteckt hatten. Im Hof des riesigen Anwesens standen einige amerikanische Panzerfahrzeuge.

Ich wollte meine Englischkenntnisse an einem der amerikanischen Soldaten ausprobieren. Ich wollte ihm sagen, dass „ich Ungar bin“, aber stattdessen sagte ich zu ihm, dass „ich (H)Ungar habe“, woraufhin er mir sofort einen Schokoladenriegel reichte. Ich dachte mir, dass diese Männer ungarische Leute wirklich mögen müssten und er deswegen so nett zu mir war, zu einem Ungar. Damals kam ich nicht darauf, dass mein Englisch nicht korrekt und auch meine Aussprache miserabel war.

Im Esszimmer des Hauses fand eine Art Fest statt, sie servierten Gebäck und sogar Spirituosen. Auf einmal wurde die Tür aufgestoßen und eine britische bewaffnete Patrouille mit Stahlhelmen kam herein. „Ausweise, Ausweise“ sagten sie, um die Herkunft von allen anwesenden Personen zu kontrollieren.

Sanyi Bacher versuchte vergebens zu erklären, dass wir Gefangene seien. Sie wurden misstrauisch, denn wir erweckten den Anschein von geflohenen Soldaten in unauffälliger Kleidung, so sonnengebräunt und hager wie wir waren. Die Soldaten durchsuchten uns, doch sie fanden bei Niemandem irgendetwas, außer der SS-Trillerpfeife in meiner Tasche. Sie nahmen mich mit und stießen mich vor sich her. Auf dem langen Flur, der nach draußen führte, wurde mir bewusst, dass sie mich – so lange, bis sie merken würden, dass ich kein flüchtiger Nazi war – in ein weiteres Lager stecken würden. Plötzlich kam mir eine zündende Idee: Einer der Soldaten hatte eine Nase, die genauso krumm war wie die eines Juden in einer Karikatur. Ich versetzte ihm mit meinem linken Ellbogen einen Rippenstoß, um seine Aufmerksamkeit zu erregen und gleichzeitig öffnete ich mit meiner rechten Hand meine Hose, um ihm meinen beschnittenen Penis zu zeigen. Er begriff sofort, dass

das „Beweisstück“ bedeutete, dass ich nicht von der SS sein konnte. Augenblicklich fanden sie Gefallen an mir und luden mich in ihre Unterkunft ein.

Das war der Zeitpunkt, als ich zum ersten Mal Camel-Zigaretten rauchte und ein wenig Alkohol gemischt mit Ananassaft trank. Jedoch nahmen sie die SS-Trillerpfeife, um sie zuhause als Kriegsbeute zu präsentieren.

Mein geordnetes Leben begann bei den Schusters. Ich schlief in dem gleichen Raum wie Peter. Er hatte noch einen Bruder an der Front, von dem sie zu diesem Zeitpunkt kein Lebenszeichen hatten. Ich schlief in seinem Bett. In dem Zimmer gab es nichts außer zwei Betten, zwei Stühle, einen kleinen Tisch, eine Kommode und einen Nachtopf aus Keramik unter dem Bett. Das Zimmer befand sich im ersten Stock, genau wie die anderen Schlafzimmer. Es war ein einfacher, rechteckiger Raum, genau über der Küche, in dem sich ein Bild an der Wand und die Tür gegenüber dem Fenster befand.

Eines Nachts betranken sich die amerikanischen Soldaten und fingen irgendwo im Dorf an zu schießen. Wir wachten beide auf. Peter, der an der Front gewesen und verwundet worden war, rollte sich auf einmal unter das Bett und rief mir zu, mich ebenfalls unter dem Bett zu verstecken. Er legte seine Hand schützend auf meine Schulter und sagte: „Johann, Johann, es ist Krieg“. Mir war nicht zum Lachen zumute, obwohl der Nachtopf genau vor meiner Nase stand. Dann realisierte Peter plötzlich, dass er zuhause war, unter seinem eigenem Bett, in Sicherheit und dass die Yankees nur zum Spaß schossen.

Die Familie aß immer zusammen, dreimal am Tag, sofern sie nicht auf die Felder zum Arbeiten mussten, und ich aß selbstverständlich mit ihnen. Peter und ich arbeiteten nicht auf dem Feld, er hatte Malaria und war verwundet und ich war immer noch ziemlich schwach. Manchmal schickten sie uns mit dem Essen raus aufs Feld, wenn es nicht zu weit war. Peter fuhr sehr langsam auf seinem Fahrrad wegen seines verwundeten Fußes und ich folgte ihm. Bald bekam ich ein eigenes Fahrrad von ihnen.

Jede Mahlzeit begann und endete mit einer Bekreuzigung und einem Gebet. Am Sonntag ging die ganze Familie, mich eingeschlossen, in die Kirche, die auf einem kleinen Berg des Ortes stand. Dieser Brauch hatte einen großen Einfluss auf mich. Ich war von einer familienähnlichen Geborgenheit umgeben, die ich schon seit langer Zeit nicht mehr erlebt hatte.

Das Frühstück bestand meistens aus gekochten Kartoffeln und kalter Milch. Auf der Mitte des Tisches mit dem Tischtuch stand ein großer Topf mit kochend heißen, dampfenden, frisch gekochten Kartoffeln. Jeder hatte eine kleine Tonschüssel vor sich stehen. Kalte Milch wurde in Tonkrügen serviert. Ich nahm die heißen Kartoffeln und brach sie entzwei, stieß sie dampfend in die Schüssel und goss kalte Milch auf sie, somit waren sie fertig zum Verzehr. Sie schmeckten sehr gut und ich suche bis heute noch nach einem Geschmack, der diesem entspricht. Nach dem Frühstück wurden die übrig gebliebenen Kartoffeln und Schalen den Schweinen draußen zum Fressen gegeben, wo sie für sie mit geschlammter Tonmasse gemischt wurden. Abendessen gab es gewöhnlich am runden Tisch in der Küche. In der Mitte des Tisches stand eine große Schüssel mit Essen. Jeder hatte eine kleine, saubere Holzplatte, Brot und einen Löffel. Die Küche konnte man auch durch den Hof erreichen. Nicht weit von der Küchentür entfernt sprudelte eine Quelle, die ununterbrochen einen Fluss von frischem, sauberem Wasser hervorbrachte, der, wenn nötig, durch lange Rohre in die Küche geleitet werden konnte.

Das Radio stand in jenem Wohnzimmer, in dem wir am 9. Mai 1945 hörten, dass der Krieg offiziell beendet war. Die Entfernung des sonnengebleichten Papiers, welches das Fenster verdunkelt hatte, war eine große Freude.

Ich erwähnte bereits, dass ich ein Fahrrad besaß und damit jeden Tag kleine Ausflüge in die umliegende Gegend machte. Das erste Mal fuhr ich in das benachbarte Dorf Kleinkitzhofen, das 3 km entfernt liegt. Vom Rand Großkitzhofens konnte man den Kirchturm von Kleinkitzhofen sehen. Ich fuhr auch mehrmals nach Landsberg. Mein Weg führte am Lager 3 vorbei.

Als ich das erste Mal als freier Mann vorbeifuhr, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen und trat durch das Tor in Richtung des Appellplatzes. Ich stieg nicht einmal vom Fahrrad, sondern sah mich nur um. Das Lager und die Baracken waren abgebrannt und ich konnte nur ein paar verkolgte Ruinen entdecken. Ich ging zum Bahnhof, an dem wir einst von Auschwitz kommend, ausgestiegen waren. Die Inschrift „Die Räder müssen rollen für den Sieg“ war nicht mehr da. Ich fuhr auch in die benachbarte Ortschaft Kaufering. Die Brücken über den Lech waren alle gesprengt worden. Ich musste absteigen und das Fahrrad ein Stück weit tragen. Hitlers Befehl entsprechend waren alle Brücken, die großen, die kleinen und selbst die aller kleinsten, gesprengt worden.

Wir bemerkten dies auch später noch mehrere Male auf unserem Nachhauseweg durch ganz Deutschland, Österreich, Ungarn und schließlich auch in unserer Heimat in Transsilvanien und Kolozsvár. Sanyi Bacher, der ein guter Kommandant der Deutschen gewesen war, bekam eine Schreibmaschine und Briefmarken, mit denen er ein paar Briefe zu der in der Nähe gelegenen Leitung schrieb, um die Befreiung der Gefangenen in den Lagern zu erbitten.

Er stolzierte in seiner eleganten Kleidung herum, die aus einem weißen Hemd, einer schwarzen Krawatte und einem schwarzen Anzug bestand. Er liebte sich den schönsten Pferdewagen des Hauses, in dem er lebte und führte seine Sammlung in den umgebenden Dörfern fort. Er hinterließ dem Bürgermeister eine Kopie seines Briefes und machte Absprachen über die Abholzeiten. Entweder machte sich er oder Dudi auf den Weg, um die Sachen, die sie bekommen hatten, mit einem Ochsenkarren abzuholen. Zeitweise gaben sie mir ein paar Dinge, die weder sie noch ich wollten, zum Beispiel Rasiersachen, Rasierwasser oder eine Krawatte. Als ich ihnen sagte, dass ich ein besseres Paar Schuhe und ein paar Hemden bräuhete, erwiderten sie mir darauf lediglich, ich solle auch an ihrer „Arbeit“ teilnehmen. Ich stimmte ihnen zu, sich Schusters Ochsenkarren zu leihen und nach Waal zu gehen, ein in der Nähe liegendes Dorf, um die Spenden zur vereinbarten Zeit nach Hause zu bringen.

Die Ochsen der Schusters gehorchten mir mit großer Fügsamkeit und bereiteten mir keine Probleme auf dem Hin- und Rückweg. Als ich das Zentrum von Waal erreichte, warteten sie bereits auf mich, um mir mitzuteilen, dass die Spenden sich in einem der Räume der ortsansässigen Schule befanden. Alles war dort bereits eingetroffen: Leinen, Unterwäsche, Schuhe, Hemden, Bettlaken, Eingemachtes in Dosen, konserviertes Essen, sogar Kosmetikartikel, Parfum und Handcremes. Auf einem der gespendeten Hemden von der örtlichen Gemeinde befand sich eine hebräische Notiz – das Wort „Shalom“.

Dieser Vermerk traf mich unerwartet und versetzte mich in eine nachdenkliche Stimmung. Der Pfarrer der Gemeinde hatte sie verfasst. Ich dankte mit großer Verlegenheit für alle Spenden, packte sie auf den Ochsenkarren und fuhr langsam in Richtung Großkitzhofen. Auf dem Heimweg fragte ich mich, in welchem Dorf, in welchem Haus wohl jene Bauern lebten, die damals eine so große Anzahl an Kartoffeln auf ihren Feldern für uns hinterlassen hatten – ihre Häuser mussten hier in der Nähe sein.

Sanyi und Dudi warteten schon vor dem Haus auf mich, in dem Dudi wohnte. Mein Anteil an den gesamten Spenden waren nur einige Betttücher und ein Paar Frauenschuhe, aber ich benötigte sowieso nichts mehr. Eine ortsansässige

Dame machte mir aus den Betttüchern zwei Hemden und die Frauenschuhe passten mir wie angegossen. Bei einer anderen Gelegenheit gab mir Dudi zwei dicke karierte Hemden mit Manschetten. Das war vollkommen ausreichend für mich. Mit meinem Fahrrad besuchte ich viele Dörfer, redete mit niemandem, sondern betrachtete lediglich die Landschaft, die Gebäude und die Kirchen.

Landsberg

Mehrere Male besuchte ich die Stadt Landsberg, da ich mich hier am wohlsten fühlte. Ich wurde in einer Stadt geboren, bin in einer Stadt aufgewachsen und bin daher bis heute ein Stadtmensch. Ich schob das Fahrrad neben mir her und lehnte es dann an eine Wand. Ich betrat ein Lebensmittelgeschäft und erinnerte mich dabei unwillkürlich an den kleinen Laden meines Vaters in der Petöfi-Straße. Sofort beim Eintreten war ich von ihm eingenommen, denn Boden und Regale verströmten einen mir sehr vertrauten Geruch – aber der Laden war nahezu leer. Der Regalinhalt bestand aus allerlei Kunst- und Ersatzprodukten: Margarine, künstliches Kakaopulver, Ersatzsuppe und ähnliche Produkte. Die hiesigen Gasthäuser hatten nur ein wenig Dünnsuppe und Dünnbier im Angebot, außer man konnte einen Bezugsschein vorlegen. Eine Konditorei gab es nicht.

Eines Tages betrat ich die riesige katholische Kirche, die sich im Zentrum dieser Lechstadt befand. In meiner Heimatstadt, in Kolozsvár, hatte ich nie die katholische Sankt-Michaels-Kirche betreten, obwohl ich sie bei den verschiedensten Gelegenheiten, allerdings immer von außen, bewundert hatte. Ich wusste, dass sie viele Leute fälschlicherweise Matthias-Kirche nannten. Ich wusste, dass mein Onkel Joska, der jüngere Bruder meines Vaters, meine Tante Kati in dieser Kirche geheiratet hatte. Sie waren es, die mir sagten, wie schön diese Kirche sei.

Andererseits waren mir katholische Kirchen aber auch nicht fremd, da ich während meiner Sommerferien in Nagy-banya viele Möglichkeiten hatte, katholische Kirchen und Kapellen zu besuchen. Zu dieser Zeit wusste ich noch nichts von der Kirche in Landsberg. Auch wusste ich nicht, welche großartige Erfahrung ich hier machen würde. Eine Erfahrung, die mein restliches Leben nachhaltig beeinflussen sollte.

Ich ließ das Fahrrad in einer ungefährlichen Gegend an einer Wand stehen und betrat die Kirche. Ich besuchte dieses mittelalterliche Gebäude als Tourist. Außer mir war niemand anwesend. Es war totenstill, vollkommen ruhig, angenehm kühl – und ein Geruch nach Altem durchzog das Kirchenschiff. Ich lief entlang der Wände zwischen den Seitenaltären und am Fuß der Säulen vorbei. Die Heiligen und die Figuren waren mir unbekannt. Ich ahnte, dass diese die Arbeiten weniger bekannter Künstler waren, denn die großen Meister hätte ich erkannt, da ich ein umfassendes Wissen über sie in der Oberschule erhalten hatte. Ganz augenfällig war, dass das Innere der Kirche sich in einem restaurationsbedürftigen, vernachlässigten Zustand befand, da während der Herrschaft der Nazis katholisches Leben behindert wurde.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Eingangs, auf der linken Seite des Kirchenflügels und am Ende des Ganges, nicht weit entfernt vom Hauptaltar, aber dicht an der Wand stehend und zu dieser Zeit auf Augenhöhe mit mir, war ein Esel, realistisch und lebensecht aus Holz gemacht, mit Jesus Christus auf dem Rücken. Die Holzplastik war stark abgetragen und verblichen, und es machte den Anschein, dass sie hierher getragen worden war, um sie dann später zur Restauration zu bringen – und ganz ehrlich, sie hätte diese auch nötig gehabt.

Die Figur hatte Risse, die Farbe blätterte ab und das Zaumzeug war abgerissen. Der Heiligenschein über Chri-

stus' Kopf war abgebrochen. Der Krieg hatte die Plastik und uns im selben Ausmaß abgenutzt. Das Objekt strahlte trotzdem eine solche Kraft aus, dass es mir nicht möglich war, die Augen davon abzuwenden. Ich wusste nur, dass Jesus Jerusalem auf dem Rücken des Esels erreicht hatte und erkannte, dass die Figur dieses Ereignis repräsentierte. Jesus' Hand streckte sich segnend in meine Richtung aus und mit der anderen Hand strahlte er einen herrschaftlichen Eindruck aus. Lange Zeit brachte ich es nicht fertig, mich von ihr abzuwenden – und dieses Erlebnis brannte sich in mein Gedächtnis.

Ich wartete darauf, dass etwas passieren würde, dass jetzt etwas passieren würde. Wenn jetzt ein Priester aus der Sakristei gekommen wäre, hätte ich ihn gebeten, mich mit hinein-zunehmen, da ich keinen mehr auf der Welt hatte, ganz allein war, eine Waise ... nehmt mich in eurer Gemeinschaft auf, damit ich dort wieder leben kann. Ich wusste zu dem Zeitpunkt noch nicht, dass Jesus immer in mir sein würde, immer bei mir sein würde. Ich nahm mein Fahrrad und fuhr weiter. Das Bild dieser Holzfigur begleitet mich bis heute.

Krankheiten, Krätze und Typhus

Die Fahrradausflüge in die Nachbarschaft waren abrupt zu Ende. Der Typhus hatte mich erwischt. Zum Glück war ich schon stark genug, um gegen das Fieber anzukämpfen. Aber zuerst machte ich Bekanntschaft mit der Krätze. Schon komisch, dass ich in dem Lager, in dem fast alle die Krätze hatten, verschont geblieben war. Aber hier in Großkitzighofen fiel mir eines Tages auf, dass die Haut an meinen Handgelenken und zwischen meinen Fingern, wo sie am dünnsten war, zu jucken anfang. Dann fing es auch an meiner Brust zu jucken an, den Hals hinauf bis unter das Kinn. Ich zeigte es Frau Schuster und sie sagte: „Krätze – du musst Krätzesalbe nehmen.“ Sie brachten mir etwas Salbe gegen die Krätze (ich habe schon besser riechende Cremes erlebt). Drei Tage lang schmierte ich damit meinen ganzen Körper ein, nahm ein Bad und bekam saubere Bettlaken. Damit endete die Krätze.

Dann kam der Thyphus. Eines Abends war ich auffällig schläfrig. Nach dem Abendessen ging ich in mein Zimmer, zog mich aus, schlüpfte in mein langes Nachthemd und ging ins Bett. Das Bett begann sich mit mir zu drehen, ich stieg wieder heraus und ging barfuss, nur mit meinem Nachthemd bekleidet, die Holzterrasse hinab, verließ das Haus und trat auf die Straße. Es regnete und alles war schlammig. Ich rief nach meiner Mutter, dann betrat ich, verschmutzt und barfuss wie ich war, das Wohnzimmer, wo die gesamte Familie – vielleicht waren auch Gäste da – beisammen saß. Ich ging einfach auf den breiten Tisch zu, legte mich auf ihn und verlor die Besinnung.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich die runden Hinterteile zweier netter, wohlgenährter Pferde, die mit mir irgendwohin eilten. Dann verlor ich erneut das Bewusstsein. Plötzlich schrak ich wieder hoch, hatte einen merkwürdigen neuen Schlafanzug an und lag in einem Krankenhausbett. Ich sah die Fieberkurve mit meinem Namen darauf, Johann Stern, und das Datum, 19. Mai 1945. Woher wussten sie mein Geburtsdatum? Soweit ich wusste, hatte ich keiner Person mein Geburtsdatum genannt. Dann kam eine Krankenschwester und teilte mir lächelnd mit, dass das Schlimmste überstanden war, dass jetzt alles in Ordnung wäre. Auf meine Frage hin sagte sie mir, dass wir heute den 19. Mai hätten.

Ich sagte zu ihr: „Schwester, heute ist mein 16. Geburtstag.“ An diesem Tag badeten sie mich und gaben mir einen sauberen Schlafanzug. Ich konnte noch nicht gehen. Sie trugen mich nach unten ins Badezimmer und schrubbten mich gründlich ab. Dann brachten sie mich wieder auf mein Zimmer. Dabei sah ich das Schild an der Tür: „Eintritt streng verboten!“ Das war ein Quarantänezimmer.

Es gab hier nur zwei Betten und eine nette, große Toilette, die als Lehnstuhl getarnt war. Dazu ein kleiner Tisch und einige wenige Stühle. Ich erfuhr, dass Zsiga Rüvel genau in dem Bett gestorben war, in dem ich jetzt lag. Es war ein kleines Zimmer mit zwei Fenstern, die auf die Straße blickten. Ich erfuhr auch, dass ich im Krankenhaus von Waal war.

Peter Schuster hatte mich vor einigen Tagen dorthin gebracht. Ich erhielt gutes Essen und etwas Medizin. Ich erinnere mich an eine davon: Es war Digitalis, eine bittere Arznei für mein Herz. Ein anderer Typhus-Patient wurde hereingebracht, ein junger deutscher Soldat, kaum älter als ich. Er schrie im Delirium: „Herr Feldwebel, ich will nicht gehen, ich habe Angst!“ Ich erholte mich zusehends, aber ich wagte noch nicht, auf der Treppe zu gehen.

Eines Tages hörte ich einige Stimmen von der Straße her, die sich Ungarisch anhörten. Eine kleine Gruppe Jungs hing draußen herum, ungarische Kinder, die es in den letzten Kriegstagen aus Versehen nach Deutschland verschlagen haben musste. Kurz zuvor stattete mir ein amerikanischer Offizier vom Roten Kreuz einen Besuch ab und brachte ein paar Sachen, hauptsächlich Schokolade. Ich bekam auch einen roten kurzärmeligen Pullover. Da ich noch nicht hinausgehen konnte, bat ich die Schwester darum, diesen Kindern den Pullover und die Schokolade zu schenken. Vom Fenster aus konnte ich sehen, dass sie mein Geschenk bekommen hatten, mir zum Dank winkten und dann weggingen. Als ich wieder ganz genesen war, schickten sie eine Nachricht, damit ich abgeholt werde. Sanyi und Dudi kamen mit einem Karren, vor den zwei Pferde gespannt waren. Ich musste in ziemlich guter Stimmung gewesen sein, alles erschien mir so wunderbar, die Häuser, die Berge und die Hügel. Ich lachte und war froh, am Leben zu sein und dass um mich herum eine wundervolle lebendige Welt existierte. Dudi nahm mich auf den Arm, als er sagte: „Du musst verrückt geworden sein – man sagt, wenn du Typhus überlebst, wirst du verrückt.“ Aber ich sagte ihm, dass ich davor keine Angst hatte, da ich ja wusste, dass er auch Typhus überlebt hatte.

Als wir in Großkitzighofen ankamen, ging ich zu den Schusters zurück, in mein „altes Zimmer“. Die alte Frau Schuster muss wohl genug gehabt haben von meiner unproduktiven Lebensweise und versuchte, mich zum Arbeiten zu bewegen. Sie drängte mich, die Ziegen im Garten zu beaufsichtigen und dafür zu sorgen, dass sie Gras, aber nicht den Kohl fraßen. Unglücklicherweise muss ich wohl zu schwach gewesen sein, weil ich mit den beiden Ziegen nicht zurechtkam. Unbeirrt steuerten sie auf die Kohlköpfe zu. Durch mein Geschrei kam Peter herbei, der sowohl die Kohlköpfe vor den Ziegen rettete als auch mich in Sicherheit brachte. Ich brachte mich, so viel es ging, in das Familienleben mit ein.

Eines Tages hielt ein riesiger deutscher Militärlaster im Zentrum des Dorfes. Ich hing gerade dort herum, als ein hochrangiger deutscher Offizier ausstieg. Plötzlich stand ich, ohne darüber nachzudenken, gerade und wollte meine Kappe abnehmen. Als ich diese Bewegung machte, stellte ich fest, dass ich gar keine Kappe aufhatte. Außerdem bemerkte ich, dass es dem Offizier genauso peinlich war wie mir. Er trug auch keine Rangabzeichen und kam nur, um ein paar Sachen einzusammeln, die einige Dorfbewohner für deutsche Kriegsgefangene bereitgestellt hatten.

In Landsberg, vor dem Nachhauseweg

Kurze Zeit später kam ein Bus und nahm uns drei, Sanyi, Dudi und mich, mit nach Landsberg. In der Artilleriekaserne von Landsberg („Saarburgkaserne“) war inzwischen ein Lager errichtet worden, das DP-Lager (Displaced Persons = verschleppte Personen), das vom US-amerikanischen Militär und der UNRRA, einer UN-Organisation für DP, geleitet wurde. Es war chaotisch mit all den lärmenden

Männern und Frauen verschiedener Nationalitäten, die sich prügelten und ihre Plätze nicht fanden. Es gab alle Arten von befreiten Gefangenen, Deserteure, Faschisten, die sich zu verstecken suchten, Russen, die nicht in ihr „Paradies“ zurückkehren wollten sowie Abenteurer und sämtliche Arten von Betrügnern, die schon einmal zu Hause waren und wieder zurückgekommen waren, die Wege hier kannten und auf dem Schwarzmarkt aktiv waren. Ich entdeckte eine Gruppe ungarischer Jugendlicher, die Ungarn mit den letzten deutschen Truppen verlassen hatten. Sie waren jung und naiv und plötzlich waren sie heimatlos. Sie wagten es nicht nach Hause zu gehen, konnten hier jedoch auch nicht bleiben. Also hingen sie herum. In ihrem Elend stellten sie ein Orchester auf und spielten beliebte alte Volkslieder in Eigeninterpretation. Gelegentlich kamen die jüngeren Leute zum Tanz zusammen.

Ich sah eine Inschrift in roten handgemalten Buchstaben auf der Tür eines kleinen Raumes in einer der leeren Hallen: „Kaufhaus der (...) Division der königlich ungarischen Armee“. Es war ein schrecklich trauriger Anblick für mich.

Wir drei, Dudi, Sanyí und ich zogen in ein verlassenes Offiziersviertel um. Die anderen beiden teilten mir den Ordnungsdienst zu. Sie schickten mich zur Kaserne, um Nahrungsmittel zu holen (es war die gleiche Verpflegung wie im Lager in Kaufering, der einzige Unterschied war, dass sie sauberer war und weniger davon gestohlen wurde), den Abwasch zu erledigen und alles zu säubern. Na ja, ich kann sagen, dass ich das nicht lange Zeit gemacht habe. Bald machte ich mich unabhängig, das heißt ich zog aus. Es war nicht schwierig, ein Bett zu finden in diesen großen Hallen. Ich traf viele verschiedene Menschen, aber fand keinen Platz für mich selbst. Eigentlich war es keine Überraschung, dass ich mich nirgendwo zu Hause gefühlt habe.

Ich machte Bekanntschaft mit einem Gleichaltrigen aus Budapest. Sie nannten ihn Hütyü (das bedeutet „verrückt“). Er war gelähmt, da er in seiner Kindheit Polio gehabt hatte. Er war nicht über Auschwitz hierher gekommen, sondern am Donauufer bei Budapest seinen Häschern ins Netz geraten. Wir fanden eine Dachstube mit zwei Betten, was mehr als genug für uns war. Die Waschräume waren leidlich sauber. Ich fand aber keine innerliche Ruhe. Ich erinnere mich, wie ich einmal ein Fenster mit dicken Scheiben mit all meiner Kraft zugeschmissen habe, wobei ich mir meinen linken Daumen schlimm aufgeschnitten habe. Er blutete heftig und ich musste ihn schleunigst bandagieren. Das Gute daran war, dass ich mich beruhigte, während ich damit beschäftigt war, die Blutung zu stoppen. Die Narbe ist heute noch sichtbar.

Es gab einen kleinen Hügel in der Mitte des Kasernenhofes, umgeben von einem schön angelegten Park. Das Gebäude auf dem höchsten Punkt des Hügel war das Büro des Kommandanten. Ein von Büschen gesäumter Pfad führte hinauf zu diesem Haus. Das Gebäude wurde meist von amerikanischen Offizieren benutzt.

Das Gebäude hatte auch einen Klub mit separatem Eingang, ausgestattet mit einem Klavier, bequemen Sesseln und Sofas und einer Bibliothek, was mich sehr glücklich machte. Die riesigen Fenster der Halle waren immer noch bedeckt mit schweren Vorhängen aus der Zeit des Krieges, als man gezwungen war, alles zu verdunkeln. Ich fühlte mich wohl in den großen Sesseln. Ich blätterte durch einige Bücher, hauptsächlich Propagandaalben der NSDAP mit sehr vielen Bildern vom Führer in verschiedenen Posen und Umgebungen. Er muss es ungeheuer gemocht haben, fotografiert zu werden. Hier im Klub herrschte Ruhe. Die Bewohner der Kasernen mieden großteils die Ruhe und Einsamkeit, die Bücher und die zivilisierte Atmosphäre hier. Nur die „feinere“ Gesellschaft kam hierher und keiner störte den andern. Es gab einen Franzosen, selbst ein früherer Gefangener, der meisterlich Klavier spielen konnte. Er spielte meist Grieg und Chopin. Ich hörte ihm zu, wann immer ich die Möglich-

keit hatte. Ich begann mich immer besser zu fühlen. Bald bildete sich reger Zulauf um den Klub herum. Wir hörten nur zu, redeten kaum miteinander. Jeder war erfüllt und beschäftigt mit seinen eigenen Gedanken.

Vorbereitungen auf die Heimreise

Durch Hütyü lernte ich eine Familie aus Kaposvár in Ungarn kennen. Es war sehr selten, dass so viele Mitglieder einer Familie überlebt hatten und dass Vater, Mutter, die 15 Jahre alte Tochter Edit und ihr Onkel Jozsi sich so schnell wiedergefunden hatten. Sie blieben in einigen Räumen einer Offizierswohnung. Die Mutter kochte und säuberte das Haus wie zu Hause und die Männer arbeiteten von früh am Morgen bis zum späten Nachmittag in einer nahegelegenen amerikanischen Militärküche.

Jeder dort trug Kleidung, die aus demselben weißblau-karierten Material angefertigt war. Kleidung und Kopftücher der Frauen ebenso wie Hemden und Unterwäsche der Männer – alles war aus diesem einen Stoff gemacht. Da man von diesem Stoff mehr als genug hatte, wurde sogar die komplette Bettwäsche in den Kasernen daraus genäht.

Ich fing an, Edit den Hof zu machen. Wir schlenderten zusammen durch den Hof der riesigen Kaserne. Manchmal gingen wir auch in die Stadt hinein, Ausflüge in die Umgebung unternahmen wir selten. Ab und zu besuchten wir frühere Lager. Einmal gingen wir nach Kleinkitzighofen. Ich erinnere mich, dass ich von fast allem, was ich zu sehen bekam, überrascht war – als müsste ich alles neu lernen und erfahren. Alles erschien mir unbekannt und interessant. So konnte es passieren, dass ich vor einem großen, schönen, unberührten frischen Haufen Pferdemit anhielt und ihn anstarrte, als hätte ich noch nie zuvor so etwas gesehen. Edit, die ein einfaches Mädchen war, mochte das überhaupt nicht. Sie erzählte mir von ihrem „früheren“ Leben in Kaposvár. Ihr Vater hatte ein Modegeschäft in der Hauptstraße. Sie waren nicht reich gewesen, aber konnten gut davon leben und wohnten in ihrem eigenen Haus. Sie belegte Kurse in einer Ballettschule und mochte gefühlvolle Lieder. Wir redeten nie über die Erfahrungen, die wir in den Lagern gemacht hatten, oder über die Zukunft. Sie erzählte mir von ihrem Bruder, der Janos hieß, genau wie ich. Er war in einem der Lager gestorben.

Als er sah, dass ich die ganze Zeit mit seiner Tochter zusammen war, arrangierte Edits Vater umsichtig einen Job für mich. Und zwar dort, wo auch er und sein jüngerer Bruder arbeiteten – in der amerikanischen Küche, sodass ich meine Zeit nicht nutzlos verschwenden würde. Sie engagierten mich gleich als Helfer. Das Gebäude, in dem auch die Küche war, musste früher mal ein kleines Hotel oder Restaurant gewesen sein. Es gab einige Räume im ersten Stock, wo die Offiziere wohnten. Meine Aufgabe war es, diese Räume sauber zu machen und die Badezimmer, die Dielen und die Halle, in der gegessen wurde, instand zu halten. Nur die großen Kochtöpfe mussten abgewaschen werden, denn die Soldaten machten ihre Essensgeräte selbst sauber. Ich half außerdem beim Abladen und Einlagern der Kisten, welche die Nahrungsmittel enthielten, unter anderem Orangen, Konserven und Bierfässchen. Manchmal begleitete ich den schwarzen Fahrer und fuhr mit ihm den Müll weg. Man schenkte mir eine schöne grüne Uniform, die Uniform, welche die Mechaniker trugen, und gab mir die Erlaubnis, eine amerikanische Uniform zu tragen. Ich war sehr glücklich darüber. Mein Lebensmut kam zurück. Im Magazin herrschte ein Überfluss an Uniformen. Also wählte ich eine gut aussehende Offiziersuniform mit vielen farbigen Abzeichen aus. Auf der einen Schulter war ein Tiger abgebildet und auf der anderen der Großbuchstabe „A“. Ich wählte auch eine Kappe, sie hatte ebenfalls ein glänzendes Abzeichen.

Meine Schuhe und Unterwäsche waren auch aus amerikanischer Herstellung. Ich hatte Zigaretten, Kaugummi und Schokolade in meinen Taschen. So angezogen ging ich oft die Straßen in Landsberg entlang. Einmal hatte ich das Stadtzentrum noch nicht erreicht, als mich eine Militärpatrouille nach meinen Papieren fragte. Deshalb zog ich die Papiere heraus, die mir der Kommandeur des Küchenpersonals gegeben hatte. Ich hatte keinen Erfolg damit... Diese Papiere gaben mir nur das Recht, eine Mechanikeruniform zu tragen und sonst nichts, wohingegen ich, ohne es zu wissen, die Uniform eines Leutnants getragen hatte. Sehr diskret schickten sie mich zu einem Magazin, wo ich die schöne, saubere Kleidung leider ablegen musste und mir anstatt dessen ein deutscher dunkelblauer Overall ausgegeben wurde. Da ich daraus gelernt hatte, entfernte ich von nun an immer sorgfältig alle militärischen Abzeichen von der Offizierskleidung, bevor ich sie anzog. Ich hatte nie mehr Probleme mit amerikanischen Patrouillen. Später in Budapest wurde ich sogar gelegentlich von verschiedenen uniformierten Soldaten begrüßt...

Die Arbeit in der amerikanischen Küche tat meiner körperlichen Verfassung sehr gut. Ich konnte mit Leichtigkeit Kisten mit Orangen und die großen bepackten Boxen der Militärs heben. Der Chef sagte, er sei ungarischer Abstammung, aber er sprach kein Wort ungarisch. Sein Name war Miller. Sein Großvater hatte den Namen von Molnar in Miller umgeändert.

Wieder einmal standen wir drei, Herr Dringler, sein jüngerer Bruder und ich früh in der Morgendämmerung auf und gingen zur Arbeit. Es war spät am Nachmittag, als wir von der Arbeit zurückkehrten, daher hatte ich nicht mehr viel Freizeit übrig. Aber ich schaffte es, zu dem kleinen schönen Strand an den Ufern des Lechs zu gehen. Die Amerikaner bezahlten uns natürlich Geld für unsere Arbeit. Sie zahlten in Deutscher Mark, was beinahe nichts wert war. Meine Kameraden zogen es vor, in Naturalien bezahlt zu werden, und man gewährte es ihnen. Meistens waren es Zigaretten, und die gab es im Überfluss in der amerikanischen Küche. Sie bekamen Essen aus der Konserve. Die Dringlers bereiteten sich klug auf ihre Heimreise vor. Frau Dringler nähte Rucksäcke und wir bekamen auch einige große Militärtaschen.

Die Dinge in der Kaserne begannen aus dem Ruder zu laufen. Viele der untergebrachten Menschen waren des Kasernenlebens überdrüssig und gelangweilt. Es gab Überfälle, Schlägereien, wir bekamen einige Racheakte mit. Dem Klima abträglich war auch die um sich greifende Trunksucht. Einmal dachten einige aus einem Lager befreite Juden, dass sie einen SS-Soldaten erkannt hatten, der in einem deutschen Gefangenenlager angeblich grausam zu ihnen gewesen war, und der nun nichts ahnend den Hof der Kaserne fegte. Sie attackierten ihn und rissen ihn mit schrecklicher Grausamkeit buchstäblich in Stücke. Von dem armen Wehrmachtssoldaten blieb außer ein paar Fetzen blutiger Kleidung nichts mehr übrig. Da wurde mir klar, was für eine schreckliche Idee es gewesen war, als ich mir einmal überlegte hatte, eventuell in ein SS-Gefangenenlager zu gehen und mich für alles zu rächen, was sie uns angetan hatten. Ich verstand, dass es viel besser ist zu leiden, als Selbstjustiz zu betreiben. Die amerikanischen Patrouillen mussten häufig bei solchen Kämpfen einschreiten und sie beenden.

Ich war höchst einverstanden mit dem Wunsch der Familie Dringler, nach Hause aufzubrechen, sobald es möglich war. Wir entschieden, dass wir die Heimreise durch Österreich nehmen würden, da sich herumgesprochen hatte, dass Ungarn, die über die Tschechoslowakei einzureisen versucht hatten, dort zusammengeschlagen und ausgeraubt worden waren. Also stellte sich unsere Route so dar: Landsberg, München, Linz, Graz, Szombathely, Fonyod, Kaposvár. Ich würde von dort aus weiter fahren über Pest nach Transsylvanien bis Koloszvár.

Auch wenn ich allen Grund hatte in der Annahme, dass von meiner kleinen Familie niemand am Leben geblieben war, wollte ich trotzdem persönlich sicherstellen, dass ich niemanden mehr sonst in der Welt hatte. Ich wäre wirklich gerne in Kaposvár geblieben. Ich dachte, eines Tages könnte ich Edit heiraten. Wir beide waren kaum sechzehn Jahre alt.

München

Ende August 1945 waren wir bereit zum Aufbruch. Die Amerikaner, für die wir gearbeitet hatten, akzeptierten unseren Wunsch, dass wir so bald wie möglich nach Hause gehen wollten und halfen uns so viel sie konnten. Sie boten sich an, uns samt Gepäck in das fünfzig Kilometer entfernte München zu bringen. Wir bepackten den Küchenlastwagen mit unseren eingewickelten Sachen sowie den Rucksäcken. Auch Hütyü kam mit und außerdem ein paar Schutz- und hilflose alte Damen aus Pest. Alle „Transitlager“ waren zum Bersten voll mit Menschen, keiner wollte mehr in ein Lager. Wir hatten genug davon. Dann setzte uns der Truck am Deutschen Museum an der Isar ab. Das Museum war ein riesiges, modernes Gebäude, konzipiert von der NSDAP, um die Überlegenheit der deutschen Rasse zu demonstrieren. Überflüssig zu sagen, aber das Gebäude war ausgeraubt, alles war übersät mit Schmutz, und das Gebäude war in der Hand von allerhand „befreiten“ Völkern. Wir schafften es, eine passende Ecke für uns in einem der größeren Räume zu finden. Wir kampierten dort mit dem festen Entschluss, dort nicht mehr als einen, höchstens zwei Tage zu bleiben. Die erwachsenen Männer, das heißt die beiden Brüder, machten sich auf zum Bahnhof, um die Heimreise zu organisieren. Hütyü blieb bei den Frauen und dem Gepäck. Edit und ich gingen und schauten uns München an. Anarchie herrschte in der Stadt. Überall sahen wir Leute, die angesichts der plötzlichen Freiheit durchgedreht waren. Es waren viele Serben in Stiefeln und Badeanzügen mit SS-Kappen auf den Köpfen darunter, sie terrorisierten die Münchner Bevölkerung und schrien wie verrückt herum. Sie stiegen in eine Tram und verjagten entweder jeden oder ließen niemanden aussteigen. Sie schrien zur Melodie von Lily Marleen: „Heute nix arbeiten, Maschine kaputt / morgen Bier trinken, alles Deutschland kaputt“. Ich musste mich wirklich schämen, dass ich in irgendeinem Maße zu dieser Herde gehörte.

Dann erinnerte ich mich an den Tierpark Hellabrunn, Europas berühmtesten Zoo, der hier in München war. Ich begann nach dem Weg zu fragen und Passanten wiesen mir die Richtung. Wir stiegen in die Tram. Die erste Hälfte der Fahrt durch die Innenstadt war unheimlich. Die Gleise der Tram waren in gutem Zustand, aber die Häuser zur Rechten und zur Linken waren schwer zerbombt. Wir konnten sehen, dass Menschen mitten in den schrecklichen, unbeschreiblichen Ruinen lebten. Zu welchem militärischen Zweck hatte man Münchens Wohnviertel bombardiert? Ich möchte kein zweites Mal daran denken. Aber für mich war es eindeutig, dass die Moral der Bevölkerung nicht gebrochen war, wenn man sah, wie sie ihren Pflichten in diesem Berg aus Ruinen nachgingen.

Viele Leute stiegen an der Endstation aus, am Eingang des Zoos. Ich kaufte zwei Tickets. Ich habe diese ziegelrote Eintrittskarte vom Tierpark Hellabrunn lange Zeit aufgehoben, aber letztlich ging es verloren, zusammen mit vielen anderen Sachen. Wie auch immer, die Erinnerung an den Besuch ist geblieben.

Wir gingen durch den ganzen Zoo, hielten am Affengehege. Die Affen sprangen auf einem Haufen betonierter Steine herum, aus denen hier und da ein paar Eisengitter herausragten. Die Affen schienen nicht darauf zu achten. Sie sprangen fröhlich herum und benutzten die aus den künstlichen Felsen hervorstehenden Eisenstücke als Griffe für gymnastische

sche Übungen. Die Eisbären waren ein bedauerlicher Anblick. Ihnen war es sichtlich zu heiß. Dreckig und stinkend plantschten sie im lauwarmen Becken oder lagen auf dem Beton herum. Ihr Pelz war eher gelb als weiß. Die Elefanten gingen mit ihren Wärtern frei herum. Geduldige Esel zogen kleine Karren zur Belustigung der Kinder. Die Vogelvolieren waren mit all den Vögeln der lebhafteste Ort; sie machten einen nie endenden Radau, zwitscherten und sangen laut aus voller Kehle.

Den „König der Tiere“ anzutreffen war ein echter Schock. Er lag in seinem Käfig mit seinem Kopf auf die Pfoten gesenkt. „Er hat nichts mehr gefressen seit der großen Bom-

benwelle“, sagte uns der Zoowärter. Sein großer, muskulöser Körper war auf Katzensgröße geschwunden, nur sein Kopf war ein Löwenkopf geblieben. Er hatte sein Weibchen während des Bombenhagels verloren. Der König selbst hatte eine Kriegsneurose. Dieser Anblick des Löwen und das, was sein jämmerlicher Zustand ausdrückte, machte großen Eindruck auf mich: Die grausamen, gedankenlosen Bombenhagel und all die sinnlose Zerstörung, die der Krieg mit sich gebracht hatte.

Wir kehrten zurück zu unserem Aufenthaltsort und merkten, dass die Jungs ihre Sache gut gemacht hatten: Wir konnten unsere Sachen für die Heimreise packen.

„Ich stand buchstäblich vor dem Nichts“

Kommissarischer Bürgermeister Hans Pfannenstiel (1945-1946)

von Elke Kiefer

In der Alten Bergstraße trägt das Haus Nr. 410 den Namen eines Bürgermeisters: das Pfannenstielhaus. Die auf dem Haus dargestellte Marktszene weist auf den ehemals dort betriebenen Obst- und Gemüsehandel hin. Johann Pfannenstiel wurde am 6. November 1893 in Zwiesel im Bayerischen Wald geboren und kam 1929 nach Landsberg. Er eröffnete zunächst in der Alten Bergstraße 406 im 1. Stock eine Obst- und Südfrüchtehandlung, im Jahre 1930 verlagerte er sein Geschäft in das Haus Nr. 410.¹

Kurz vor Kriegsende gehörte Pfannenstiel zu einer kleinen Gruppe Landsberger Bürger, die den Erhalt der beiden Lechbrücken und eine kampflöse Übergabe der Stadt an die anrückenden US-Truppen zu erreichen suchten. Pfannenstiel stellte den Kontakt zur Garnison Landsberg her. Der Adjutant des Garnisons-Kommandanten, Major Wilhelm Iacob, hatte als Kampfkommandant der Garnison eigentlich die Aufgabe, Landsberg kampfbereit zu machen. Um eine Zerstörung der Stadt beim bevorstehenden Einmarsch der US-Truppen zu verhindern, erzwang Iacob den Abzug neu eintreffender Kampftruppen durch gefälschte Befehle, so dass der geplante Aufbau einer Verteidigungslinie im Raum Landsberg verhindert wurde. In der Nacht vor dem Einmarsch der Amerikaner löste er mit Wissen Pfannenstiels und anderer das Ersatzregiment auf, um einen Kampf unmöglich zu machen. Nur durch eine abenteuerliche Flucht auf dem Motorrad nach Füssen entkam Iacob seiner Exekution.²

„Das Kriegsende begann für Landsberg mit dem 28. April 1945. Am 27. April flogen noch in letzter Minute unsere beiden Lechbrücken in die Luft. Alle Bemühungen unserer Polizei und wackerer Landsberger Männer; die Sprengung zu verhindern, scheiterten. Am 28. April betraten die Amerikaner die Stadt und damit hatte die nationalsozialistische Stadtverwaltung aufgehört zu bestehen.“³

Anstelle des aufgelösten NS-Gremiums der Ratsherren wurde zur Bewältigung der anstehenden Aufgaben am 4. Mai der Vorläufige Arbeitsausschuss eingerichtet, bestehend aus



Hans Pfannenstiel

1. Arbeiterschaft
2. Wirtschaft
3. christlicher Bürgerschaft.⁴

Die Zusammensetzung des Ausschusses ändert sich in den kommenden Monaten mehrmals.⁵

Zunächst setzte der ehemalige 1. Bürgermeister und jetzige Landrat Dr. Karl Linn den ehemaligen Ratsherrn und Rechtsanwalt Eugen Meyding als geschäftsführenden Bürgermeister ein. Die Landsberger Bevölkerung wandte sich dagegen, so dass Dr. Linn Hans Pfannenstiel ersuchte, den Posten zu übernehmen. Pfannenstiel, der der Arbeiterbewegung nahe stand, zögerte zunächst, entschloss sich dann aber auf Bitten der Bevölkerung doch, das Amt anzutreten. Am 9. Mai 1945 wählte ihn der Arbeitsausschuss einstimmig zum Kommissarischen Bürgermeister der Stadt Landsberg.⁶

Aus Gründen der inneren Sicherheit musste die Lage der politischen Gefangenen des NS-Regimes im Landsberger Gefängnis schnell verbessert werden. Diese wollten heraus aus den Gefängnismauern und forderten Unterkünfte in der Stadt. Pfannenstiel setzte den aus der Strafanstalt befreiten ehemaligen kommunistischen Reichstagsabgeordneten Heinrich Schmitt als Verbindungsmann für die ehemaligen KZ-Häftlinge und Strafgefangenen ein und ließ ihn an den Beratungen des Arbeitsausschusses teilnehmen. Die verbesserte Betreuung der Gefangenen führte zu einem Rückgang der Plünderungen der ersten Tage.⁷

1 Melderegistereintrag

2 Sammlung Iacob

3 Rechenschaftsbericht S. 5

4 Arbeitsausschuss 4. Mai 1945

5 Schriftwechsel Pfannenstiel, Niederschriften Vorl. Ausschuss

6 Rechenschaftsbericht S. 6

7 Winkelmayr, Chronik 1945; Heinrich Schmitt (1895-1951). 1928-1930 Reichstagsabgeordneter (KPD), 1945 im Gefängnis Landsberg inhaftiert, dann Bayerischer Staatsminister für Politische Befreiung, im Februar 1946 von Ministerpräsident Hoegner als Vertreter der KPD in den von der Militärregierung geschaffenen Vorbereitenden Verfassungsausschuss berufen. Schmitt schied am 1. Juli 1946 aus dem Kabinett aus. Im Jahr darauf trat er aus der KPD aus.

Zunächst galt es, die Ernährung der Bevölkerung zu sichern:

„Eine große Zivilbevölkerung, viele Flüchtlinge, rund 7000 Ausländer in der Kaserne, zahlreiche ehemalige Gefangene, die Besatzung und durchströmende Menschen, die wieder heim wollten, verlangten nach Brot und anderer Nahrung. Die Vorräte waren aufgebraucht, gestohlen und geraubt - ich stand buchstäblich vor dem Nichts ... Alle Verkehrsmittel waren lahmgelegt, über dem Lech standen die Franzosen, die jeden, der hinüberkam, verhafteten, jedes Fahrzeug beschlagnahmten. Das Hinterland war für uns als Lieferquelle verschlossen.“

Die Stadtbevölkerung und das Ausländerlager forderten Nahrung. Von dem Ausländerlager wurden täglich, um nur einen Tag herauszugreifen, angefordert: 4.000 Stück Brote zu je 2 Kilogramm, 10.000 Eier; 1.500 Liter Milch, 500 Weißbrote, 20-25 Zentner Fleisch, 200 Zentner Gemüse und Kartoffeln und vieles andere mehr. Jeden Tag änderten sich die Sätze, jeder Tag brachte neue Anforderungen.

Die Menschen aus den Konzentrationslagern, die ausgehungert waren und nichts zum Anziehen hatten, mußten nicht nur mit Nahrungsmitteln versorgt, sie mußten auch bekleidet werden. Dazu kamen noch die zahllosen Anforderungen nach Wohnungen.“⁸

Hans Pfannenstiel beschaffte sich von der Militärregierung einen PKW nebst Offizier. In Asch organisierte er Fleischlieferungen nach Landsberg. Nachdem der Landrat von Kaufbeuren dies zu unterbinden suchte, wandte sich Pfannenstiel an das Bayerische Landwirtschaftsministerium und setzte die Lieferungen durch. Mehl schaffte er mit einem LKW des Landsberger Sägewerks Kink aus Aichach herbei. Auf die gleiche Weise kam Salz aus Rosenheim nach Landsberg. Die Süddeutsche Zeitung berichtet über Pfannenstiel in ihrer ersten Ausgabe: „Der Bürgermeister kauft Salz“.⁹

Auch die übrigen Ausschussmitglieder halfen bei der Organisation der Versorgung, schafften Kartoffeln, Gemüse und Milch heran, führten Kleider- oder Geschirrsammlungen durch. Alles geschah in enger Abstimmung und Zusammenarbeit mit dem Ernährungs- und Wirtschaftsamt. Auch die Bestattungsarbeiten auf den KZ-Friedhöfen waren durch den Ausschuss zu organisieren. Brennholz musste sichergestellt werden. Stolz berichtet Pfannenstiel der Militärregierung im November, dass in Landsberg im Winter 1945/46 niemand hungern und niemand frieren werde.¹⁰

Am 26. Juli 1945 spricht US-Captain Carl A. Rein Hans Pfannenstiel das „völlige Vertrauen der Militärregierung in



Pfannenstiel-Haus, Alte Bergstraße 410. Die Bemalung stammt von Johann Mutter aus dem Jahr 1937

Bezug auf seine Loyalität, seine Fähigkeiten und seine Unparteilichkeit aus“ und genehmigt die weitere Ausübung seines Amtes.¹¹

Im Sommer 1945 erreichte Pfannenstiel, dass Beeren, Äpfel und Frischgemüse sichergestellt und an die Landsberger Einwohnerschaft abgegeben werden konnten. Die große Anzahl von Displaced Persons in der ehemaligen Saarburg-Kaserne stellte für die Bevölkerung der Nachkriegszeit eine große Belastung dar. Plünderungen und Beschlagnahmungen von Wohnraum und Einrichtungsgegenständen waren an der Tagesordnung. Die Ausgaben der Stadt betragen in den ersten Tagen nach dem Krieg täglich mindestens 10 000 Mark und es gab keine Einnahmen. Keine Bank in München war zu erreichen. Die behelfsmäßige Wiederherstellung der beiden „von unverantwortlichen Elementen der Nazis“ gesprengten Lechbrücken kostete 125 000 Reichsmark, dazu

kamen weitere Kosten für die Beseitigung von Sprengschäden in Höhe von etwa 100 000 Mark.¹²

Durch den Ankauf von Baracken schuf die Stadt neuen Wohnraum auch für die vielen Flüchtlinge.

Den Erlös zweier Kirchenkonzerte, von denen „eines sogar mit großem Erfolg im Rundfunk übertragen wurde“¹³ in Höhe von rund 2000 Mark ging an die am meisten geschädigten Bewohner der Katharinenvorstadt.

Theatervorstellungen und Kinovorführungen im Stadttheater sollten die Landsbergerinnen und Landsberger wenigstens vorübergehend von ihren Sorgen ablenken. Auch eine Weihnachtsausstellung des Künstlerbundes Landsberg/Ammersee schaffte Lichtblicke. Die Einrichtung der Gedächtnisstätte in der alten Katharinenkirche und die Verlagerung des Historischen Museums in den Mutterturm gehören ebenfalls in die Amtszeit Pfannenstiels. Am 31. Januar 1946 legte Hans Pfannenstiel vor dem neu gewählten Stadtrat Rechenschaft über 9 Monate Verwaltungsarbeit ab.

Nach der Übergabe der Amtsgeschäfte an 1. Bürgermeister Hermann Überreiter am 1. Februar 1946, widmete sich Pfannenstiel wieder seinem Obst- und Gemüsegeschäft, erwarb das Cafe Lechblick bei Asch, wo er einen zweiten Wohnsitz unterhielt.¹⁴ Am 15. April 1959 verstarb Hans Pfannenstiel im Alter von 65 Jahren in Landsberg. Er hatte den Kampf gegen sein Herzasthma verloren. Die Bestattung fand auf dem Münchner Ostfriedhof statt, zahlreiche Freunde und Bekannte aus dem Raum Landsberg und Bürgermeister Paul Winkelmayr begleiteten ihn auf seinem letzten Weg.¹⁵

Quellen aus dem Stadtarchiv Landsberg am Lech:

Foto Karolinenbrücke 1945; Meldekartei der Stadt Landsberg am Lech; Nachlass Paul Winkelmayr: Chronik 1945; Niederschriften des vorläufigen Arbeitsausschusses 1945-1946; Personalakt Komm. Bürgermeister Hans Pfannenstiel 1945-1959; Porträtaufnahme Hans Pfannenstiel 1946; Postkarte ca. 1940; Rechenschaftsbericht des Landsberger Bürgermeisters Johann Pfannenstiel 1945-1946; Sammlung Wilhelm Jacob 1941-1998, Schriftwechsel Bürgermeister Pfannenstiel 1945-1946.

8 Rechenschaftsbericht S. 6-7

9 Süddeutsche Zeitung vom 6. Oktober 1945

10 Rechenschaftsbericht S. 8

11 Personalakt

12 Rechenschaftsbericht S. 10

13 Rechenschaftsbericht S. 11

14 Melderegistereintrag

15 Personalakt



Die gesprengte Karolinenbrücke 1945 (Aufnahme: Johann Mutter)

Das neue Ölberg-Fresko im alten Friedhof in Landsberg von Franz Kugelmann

Eine Gabe des Historischen Vereins zum 150-jährigen Jubiläum

von Franz Kugelmann, Franz Bernhard Weißhaar, Heide Weißhaar-Kiem



Die Ölberg-Nische an der Ostseite des Chores der Friedhofskirche nach der Fertigstellung der Malerei und Sanierung der Nische und des Umfeldes im Sommer 2007

Vorgeschichte

Seit der Renovierung der Friedhofskirche zur Hl.stn. Dreifaltigkeit im Alten Landsberger Friedhof 1984 ff. war die Rekonstruktion des Wandfreskos in der wertvollen Ölbergnische, die nach Abschlagen der Malerei auf allen Flächen ziegelsichtig war, ein Anliegen von Stadtheimatspfleger Anton Lichtenstern. Fast zwanzig Jahre später, im Jahr 2003, schien die Finanzierung des Vorhabens vor allem dank des Angebots von privater Seite wie seitens einer Münchner Stiftung, vermittelt durch den Landesvereins für Heimatpflege, zu stehen. Fehlende Mittel wollte der Historische Verein aufstocken. Der akademische Maler und Restaurator Franz Kugelmann konnte auf Empfehlung von Prof. Franz Bernhard Weißhaar um die Vorlage eines Angebotes für die Rekonstruktion der Malerei gebeten werden. Er legte einen ersten Entwurf vor; es sollte jedoch zu Verzögerungen kommen. Nachdem die Münchner Stiftung auch im Jahr 2005

die durch den Landesverein zugesagten Mittel nicht ausgeworfen hatte, schlug der Schatzmeister des Historischen Vereins, Franz Huschka, die Übernahme der Kosten der Rekonstruktion des Freskos als Jubiläumsgabe des Vereins aus Anlass seines 150-jährigen Bestehens im Jahr 2006 vor. In diesem Jahr konnte dann endlich der Auftrag an Franz Kugelmann vergeben werden. Der Künstler musste jedoch die Ausführung noch um ein weiteres Jahr verschieben, da er zunächst nicht abzehbare, umfangreiche Recherchen anzustellen hatte, um zu einem überzeugenden Ergebnis zu kommen. Herr Anton Degle konnte jedoch bereits den Unterputz fachgerecht aufbringen. Am 11. Juni 2007 begann Franz Kugelmann schließlich mit der Malerei, für die wiederum Anton Degle dankenswerterweise jeweils den nötigen Feinputz auftrug.¹

¹ Herrn A. Lichtenstern sei für die Überlassung der Informationen zur Vorgeschichte gedankt

Das neue Werk

Ausgangspunkt und Grundlage für die Rekonstruktion war ein Schwarzweißfoto der abgegangenen Ölbergszene aus der Zeit von ca. 1900, das vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, Herrn Oberkonservator Dr. Georg Paula, zur Verfügung gestellt wurde. Franz Kugelmann gelang es auf Grund seiner umfassenden Kenntnis der freskalen Malerei in der Region durch stilistische Beobachtungen und Vergleiche das zerstörte Fresko dem Maler Georg Lacher, München, zuzuschreiben. Präzise Studien an anderen Lacher-Gestaltungen, vor allem an den Fresken in Erpfting, führten schließlich zum Entwurf. (HWK)

Vorarbeiten

Beim Freskomalen muss sehr rasch und sicher gearbeitet werden, deshalb ist ein präziser Entwurf nötig: Die fotografische Vorlage des Originals war nicht orthogonal aufgenommen, sie bedurfte also noch der Entzerrung. Für die Zeichnung und deren plastische Modellierung war sie jedoch eine ideale Grundlage. Für die farbige Gestaltung konnte das Ölbergfresko Lachers in einem Gewölbezwickel der Pfarrkirche von Erpfting als Orientierung dienen. So entstand eine Ölskizze im Maßstab 1:10. Darüber hinaus war für die weitere Durcharbeitung der Zeichnungen über den Maßstab 1:5 bis zu dem Karton 1:1 das Studium der Kartons von Peter Cornelius für die Glyptothek in München hilfreich. Dieser Arbeitsschritt war deshalb wesentlich, weil zwischen Cornelius und Lacher ein enger Zusammenhang besteht: Lacher war Schüler von Cornelius und hat auch an der Freskierung der Ludwigskirche in München mitgearbeitet (1837-38), kurz bevor ihm der Auftrag für die Fresken in der Pfarrkirche St. Michael in Erpfting (1841-1844) erteilt wurde.

Freskotechnik

Bei der Wandmalerei gibt es in der Hauptsache zwei grundsätzlich verschiedene Möglichkeiten: das Malen in den frisch aufgetragenen feuchten Putz (Fresco) oder auf den bereits durchgetrockneten Putz (Secco). Während bei den Seccotechniken die Farben zur Haftung ein Bindemittel benötigen (z. B. tierische oder pflanzliche Leime, Öle, Harze, Kunstharze), werden die Farbpigmente bei der freskalen Malerei mit reinem Wasser angeteigt verarbeitet, sie erhalten ihre Bindung durch den Kalk im Putz und werden beim Trocknungsvorgang in die Sinterhaut eingeschlossen. Die verwendeten Pigmente müssen folglich kalkecht sein und sind überwiegend mineralischer Herkunft. – Beim Vorgängerbild in der Ölbergnische handelte es sich um ein

Fresko, so lag es nahe, für die Rekonstruktion dieselbe Technik zu wählen.

Arbeitsablauf

Als Bildträger war ein ziegelsichtiges Mauerwerk vorhanden. Auf dieses wurde im Sommer 2006 ein Grundputz (Kalkputz) aufgetragen und über den Winter zur Beobachtung auf evtl. auftretende Salzschäden stehen gelassen. Nachdem das Mauerwerk sich als gesund erwiesen hatte, konnte Mitte Juni 2007 der Zwischenputz (Arriccio) aufgebracht werden (Schichtdicke ca. 1 cm, reiner Sumpfkalkmörtel). Darauf wurde der Übertragungsraster und eine flüchtige Anlage der Figurenumrisse aufgezeichnet, notwendig zur Platzierung der Kartons 1:1 sowie zur Festlegung der Tagwerksgrenzen. Nach ca. 2 Wochen Trockenzeit konnte mit der eigentlichen Freskierung begonnen werden.

So ein Freskotag sah dann folgendermaßen aus: In der zeitigen Frühe zog der Maurer, der Stuckateur H. Degle, Landsberg, die Teilfläche mit feinem Sumpfkalkputz (Schichtdicke ca. 0,5 cm) von einer Größe auf, wie sie an einem Tag bemalt werden sollte. Wenn dieser Putz druckfest war, wurde der sog. Karton daraufgelegt, eine Zeichnung im Maßstab 1:1, deren wichtigste Linien perforiert sind. Diese Zeichnung wurde dann mit einem Pausbeutel überfahren. Dann musste der Freskant den ganzen Tag über fleißig malen, damit er sein „Tagwerk“ zu Ende bringen konnte, bevor der Putz zu hart wurde. Bevor er nach Hause ging, zeichnete er für den Maurer noch das Teilstück an, das er am nächsten Tag zu malen gedachte.

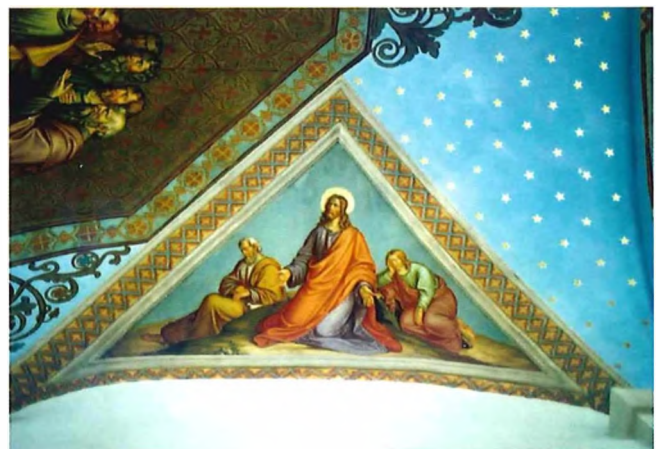
Bei diesem Ölbergfresko haben sich zehn solcher „Tagwerke“ ergeben. Sinnvollerweise legt man diese Tagwerksgrenzen an die Konturen der Figuren (siehe Graphik). Als abschließende Arbeit, nach einer Trockenzeit von etwa einer Woche, wurden dann noch die notwendigen Retuschen durchgeführt, vor allem an den Tagwerksgrenzen. (FK)

Der Maler Franz Kugelmann

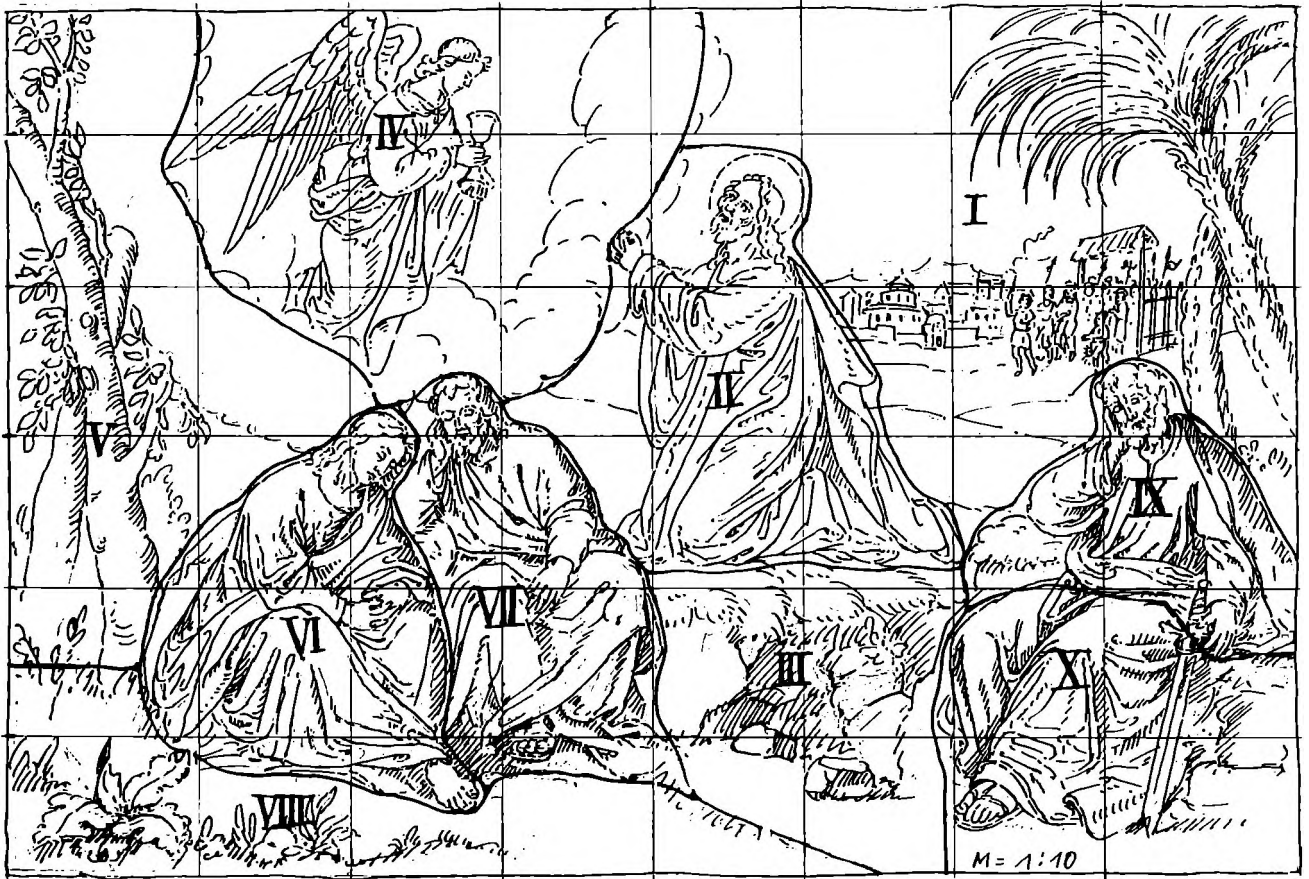
Der Maler Franz Kugelmann, geb. am 30.06.1946 in Wehringen, absolvierte das Humanistische Gymnasium bei St. Stephan in Augsburg und beteiligte sich bereits damals mit Metalltreiarbeiten an der Neuausstattung der im 2. Weltkrieg zerstörten Abteikirche St. Stephan und einem Studienprojekt zur Neugestaltung der gotischen Dorfkirche von Weinhausen bei Buchloe. Er wurde 1966 an der Akademie der Bildenden Künste in München aufgenommen und studierte Malerei und Graphik. Als 1969 die sog. Studentenrevolte auch den Lehrbetrieb an der Kunstakademie lahm legte, zog sich Kugelmann in die Pinakotheken zurück und studierte die Alten Meister, indem er vor allem Stillleben der



Landsberg am Lech, Friedhofskirche, Ölberg-Fresko von Georg Lacher, Zustand ca 1900



Kath. Pfarrkirche St. Michael, Erpfting, Deckenfresko, Ölbergsszene von Georg Lacher (1841-44), seitenverkehrt abgebildet



Der Landsberger Ölberg, Entwurf von Franz Kugelmann nach Georg Lacher mit Quadratur und Tagwerkseinteilungen



Der Landsberger Ölberg, Malerei von Franz Kugelmann nach Georg Lacher; Detail

Niederländer aus dem 17. Jh. kopierte. Hier schulte er Blick und Urteil über malerische und maltechnische Qualitäten und Methoden, die zu verfeinern und zu vertiefen für sein weiteres künstlerisches Schaffen Aufgabe blieb. Nach dem Staatsexamen für das Kunstlehramt an Gymnasien begann Franz Kugelmann verschiedene bildkünstlerische und restauratorische Aufträge auszuführen, unter denen die ehrenvolle Aufgabe, die Bilder der Äbtgalerie von St. Stephan /Augsburg zu konservieren und den damals regierenden Abt, Albert Maria Brettner OSB, für eben diese Galerie zu portraituren.

Im Jahr 1976 wurde F. Kugelmann zu einem Wettbewerb für Kreuzwegbilder in der barocken Pfarrkirche St. Martin in Horgau (Region Augsburg – Westliche Wälder) eingeladen, wozu ein Probestück zu malen war. Er gewann und erhielt den Auftrag, der 1977 vollendet wurde. Bereits 1980 erteilte ihm ein weiterer Auftrag: für die Vorhalle der Wallfahrtskirche ‚Zum Gegeißelten Heiland auf der Wies‘ die Sammeltotivbilder und das Bild der Übertragung des Gnadenbildes zu kopieren, damit die Originale in den Schutz des Prälatenhauses hinübergenommen werden konnten.

Aus den zahlreichen Aufträgen für Kirchen und Kapellen seien nur einige genannt, die dem Künstler selbst besonders wichtig innerhalb der Schaffensperiode vor der Jahrtausendwende sind und die Bereiche seines Wirkens markieren. Neben restauratorischen Ergänzungen handelt es sich dabei teilweise um neue Kompositionen in Anlehnung an Vorlagen und Motive zumeist des 18. Jh. oder/und um Rekonstruktionen nach Befund.

In der Pfarrkirche St. Michael in Fischach/Schwaben entstand das Deckenfresko ‚Verehrung Mariens und Engelskonzert‘ sowie vier Apostelmedaillons, die 1990 vollendet wurden. 1994 gestaltete er in Wellheim die Decke des Erweiterungsbaues von St. Andreas mit Fresken und Stucco finto. Als weitere Aufträge folgten die Deckenbilder in St. Johann Baptist in Illdorf und das Deckenfresko ‚Mariae Himmelfahrt‘ mit vier Evangelistenmedaillons in der Kirche von Holzheim. Das neue Jahrhundert beginnt mit den Deckenmalereien ‚Auferstehung Christi‘ und weiteren Geheimnissen des glorreichen Rosenkranzes in St. Georg in Stäzling, für die 2001 die Gerüste abgebaut werden konnten.

Im gleichen Jahr noch beriefen Heinz Greiffenberger und sein Architekt Kosebach den Maler und Restaurator aus Kleinaitingen für eine Untersuchung und Konservierung der beiden Fassaden des Kathanhauses in Augsburg, Franziskanergasse 10. Über das Ergebnis der umfangreichen Erneuerung schreibt Kosebach in *edition schwaben*: „Kugelmanns handwerklichem Geschick und seinem künstlerischen Feingefühl ist es zu danken, dass heute das Kathanhaus einen einzigartigen Blick auf die Architektur und die ursprüngliche Fassadengestaltung eines Augsburger Bürgerhauses aus dem 17./18. Jh. gewährt.“

Für St. Maria und St. Florian in Waltenhofen übernahm Kugelmann 2004 die Kopie des ins Museum translozierten spätgotischen Fastentuches. 2006 vertraute ihm die Pfarrkirchenstiftung St. Georg in Wehringen die Neuschöpfung eines Altarblattes an.

Wenn die hier aufgezählten Arbeiten auch nur einen Teil des Oeuvres darstellen und wenig über die reiche Erfahrung Kugelmanns im Umgang mit historischer Substanz sowohl an der realen Wand oder Leinwand als auch dem kunstgeschichtlichen Repertoire und seiner Monumentenkenntnis darstellen, macht schon diese Auswahl das Vertrauen von Vertretern des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in die Qualifikation und Sorgfalt Kugelmanns verständlich.

Es braucht nicht zu verwundern, dass damals, als der Historische Verein den Wunsch und die Bereitschaft für die Rekonstruktion des Ölbergs an der Friedhofskirche bekundete, die Stadtpfarrei Mariae Himmelfahrt, die Kirchenherren ist, ihre Zustimmung erteilte und dies umso bereitwilli-



Franz Kugelmann beim Malen, Sommer 2007

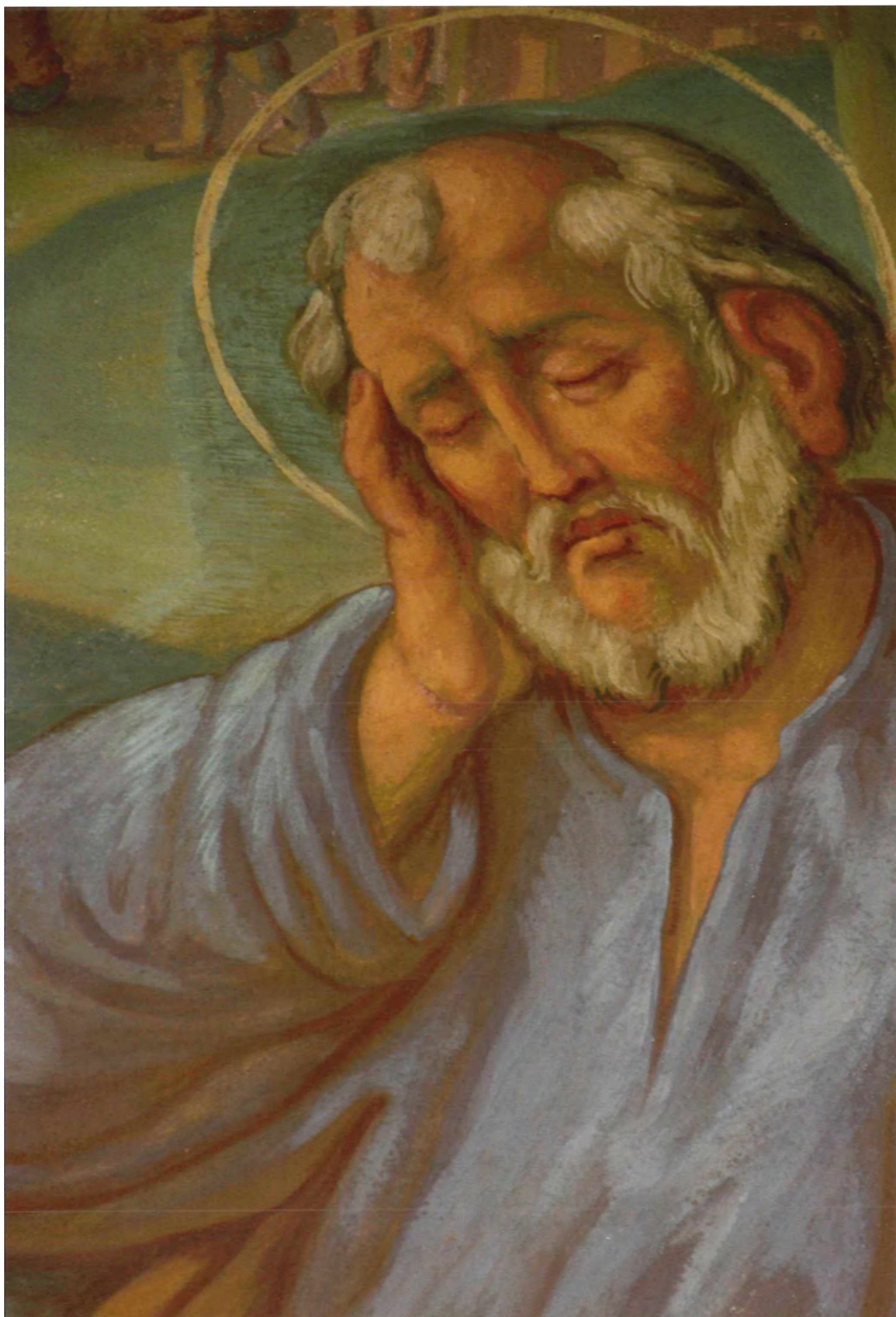
ger, als der Maler und Restaurator Franz Kugelmann als Auftragnehmer ins Auge gefasst wurde. Dass die Stadtpfarrei schließlich nach Vollendung der Malerei selbst die Sanierung der Ädikula und der Ostchorwand mit den Tafeln der Priestergräber übernahm, war nur noch eine selbstverständliche Geste der Dankbarkeit und Freude über das gelungene Werk. (fbw)

Der Maler Georg Lacher (1809-1882) und die Nazarener

In Reisingen bei Günzburg als Sohn des Drechslermeisters Simon Lacher im Jahr 1809 geboren, besuchte Georg Lacher 1816/27 die Kunstschule in Augsburg und immatrikulierte sich anschließend 1828 an der Akademie der Bildenden Künste in München, die in jenen Jahren unter der Leitung von Peter von Cornelius zu einem Zentrum der nazarenischen Kunst geworden war.

Prinz Ludwig von Bayern hatte 1817/18 auf seiner Italienreise in Rom den romantischen Freundesbund deutscher Künstler um Friedrich Overbeck kennengelernt, denen die Römer den (Spott-)Namen ‚Nazarener‘ gegeben hatten. Das Anliegen dieser Künstlergruppe war eine Malerei im Dienst der Religion und der Kirche auf der Basis der Werke des italienischen Quattrocento und der ausgehenden Gotik nördlich der Alpen. Als König verhalf Ludwig I. von Bayern der nazarenischen Kunst durch seine dirigistische Kunstpolitik zum Durchbruch, nicht zuletzt durch Berufungen wesentlicher Vertreter dieser Kunstrichtung an die Akademie der Bildenden Künste in München. Führend war Peter von Cornelius, seit 1825 als Akademiedirektor.

Lacher studierte bei Peter von Cornelius und Josef Schlotthauer. Während seines Studiums sind für ihn ein Romaufenthalt und eine Italienreise bekannt. Am großen Projekt der Malerei jener Jahre im Bereich der christlichen Kunst in München, der Ausmalung der Ludwigs-Kirche durch seinen Lehrer Cornelius, war Lacher beteiligt. Von weiterer Mitarbeit bei umfangreichen Aufträgen Cornelius', wie der Ausmalung der Loggien der Alten Pinakothek oder



Der Landsberger Ölberg, Malerei von Franz Kugelmann nach Georg Lacher; Detail

der Freskierung der Glyptothek, ist auszugehen. Lachers erster – durch Vermittlung seines Lehrers zustande gekommener – selbständiger Auftrag war ab 1840 der Freskenzyklus in der baulich erweiterten Pfarrkirche in Erpfting. Ein Angebot, mit Cornelius im darauf folgenden Jahr nach Berlin überzusiedeln, lehnte er ab. 1846 wurde er Münchner Bürger und heiratete. Auch einem Ruf auf eine Professorenstelle an der Kantonschule von St. Gallen kam er nicht nach. In der Folgezeit war er ein vielbeschäftigter Maler mit Aufträgen für Wandgestaltungen und Altarbilder in Kirchenräumen sowohl im Schwäbischen wie im Altbayerischen. Dem Kunst- und Ausstellungsbetrieb stand er fern, es ist nur eine Ausstellungsbeteiligung Lachers nachzuweisen. Über die kirchliche Malerei hinaus haben sich einige wenige Portraits erhalten, auch ist seltene Druckgrafik bekannt. – Georg Lacher verstarb 1882 in München.

Lacher gilt als der bedeutendste mittelschwäbische Nazarener und einer der erfolgreicheren Maler des mittleren und späteren 19. Jh., deren Werke jedoch bereits zu Beginn des 20. Jh. nicht mehr geschätzt wurden, in Vergessenheit gerieten oder gar zerstört worden sind. – Ein 1990 erstelltes Oeuvre-Verzeichnis des Malers umfasst ca. 60 Positionen.

Geschichte des Ölbergs in Landsberg

Das Gebet Jesu am Ölberg (Mt 26,36-46; Mk 14, 32-31; Lk 22,39-46) wird im christlichen Kult seit den Predigten Papst Leos des Großen verstanden als das Zeichen des Nicht-Verzagens vor dem Leiden und der Standhaftigkeit in der Todesangst. In Malerei und Skulptur seit dem 11. Jh. nicht unbekannt, geht das Ölberg-Thema seit dem 15. Jh. durch Passionsandachten in die Volksfrömmigkeit ein. Es entstehen in der Folge besonders in Süddeutschland bis in das 19. Jh. in und neben Kirchen und auf Friedhöfen die plastischen Ölberggruppen. Das Bildthema wird auch in der Grafik, nicht zuletzt in den Andachtsbildern gepflegt.

In der Regel wird eine Szene dargestellt, in deren Zentrum der im Gebet begriffene Jesus zumeist vor einem Felsen im Mittelgrund kniet, auf ihn kommt ein Engel mit einem Kelch in Händen zu. Vor der Gruppe ruhen die drei schlafenden Jünger Petrus, Jakobus und Johannes.

An der Kirche zur Hl. Dreifaltigkeit im Alten Friedhof in Landsberg (Bauzeit 1596-1598) wurde kurz nach Vollendung des Bauwerkes am Äußeren der Nordostseite des Chores eine querrrechteckige Nische als Pultdachanbau mit einer Architekturräumung aus Ton errichtet. Auf hohen Sockelstücken stehen die mit Weinreben umwundenen Säulen, die den gegliederten Architrav tragen. Mittig und über den Seitenstücken befinden sich Wappenschilde haltende Löwen (in der Mitte IHS; seitlich A.V. = Adam Vogt und Topf = Zeichen des Hafners). Stifter war der Landsberger Hafner Adam Vogt, der 1604 auch die feingliedrige Architekturräumung herstellte. Die seitlichen Laibungen waren mit Sicherheit durch Malerei der Leidenswerkzeuge gestaltet. Sowohl der Aufstellungsort wie auch die durch eine fotografische Aufnahme aus dem Jahr 1957 verbürgte Darstellung der Leidenswerkzeuge erlauben den Schluss, dass die Nische ursprünglich entweder einen Kalvarienberg oder einen Ölberg barg. Für den Kalvarienberg, also eine Kreuzigungsdarstellung, sprechen archivalische Notizen von Aufträgen an die Luidl-Werkstatt für den Alten Friedhof; Nachrichten über einen dort befindlichen Ölberg sind aus dem 17./18.Jh. bisher nicht bekannt.

Im mittleren 19. Jh. wurde die nunmehr Georg Lacher zugeschriebene Ölbergsszene in der Nische angebracht. Da von Lacher auch Kreuzigungsszenen bekannt sind, ist die Wiederaufnahme des vorausgehenden Bildthemas, also eines Ölbergs, eher wahrscheinlich. Die Malerei Lachers wurde 1957 zusammen mit den seitlichen Arma Christi aus dem 17./18. Jh. restlos entfernt.

Erneuerungsarbeiten an der Architekturräumung sind aus dem 19. Jahrhundert bekannt wie auch aus den Jahren 1925 (Hafnermeister Albert Neubrand, Landsberg) und 1988 (erneute Renovierung von Ton-Gebälkstücken, auch Ergänzung von Teilen der Löwen und Wappen durch Restaurator Silvano Bertolin, Haimhausen). (HWK)

Archivalien:

München, Bayerische Staatsbibliothek, Handschriftenabteilung: Hollandiana –P Lacher, Georg: Nekrolog des Historienmalers Georg Lacher.

Stadtarchiv Landsberg: Es ist leider noch nicht gelungen, die Arbeiten aus dem mittleren 19. Jh. an der Ölbergnische archivalisch nachzuweisen.

Literatur:

Thieme, Ulrich und Felix Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. 22. 1929, S. 177-178 (dort frühere Lit.)

Sebald, Eva: ‚Georg Lacher‘, In: Nazarener in Schwaben. Katalog. Augsburg 1990, S. 77-87

Sebald, Eva und Josef Weizenegger: ‚Georg Lacher (1809-1882)‘, In: Jahrbuch des Vereins für Augsburgs Bistumsgeschichte. 24 (1990), S. 333-336.

Erben, Dietrich: ‚Die Malerei in Schwaben und die Münchner Kunstakademie‘. In: Jahrbuch des Vereins für Augsburgs Bistumsgeschichte. 24 (1990), S.262-284.

Dietrich, Dagmar: Landsberg am Lech. Band 4. München 1999. (Die Kunstdenkmäler von Bayern. N.F. 5,4.), S. 97-99 und 405-425.

„Dieses Haus hat Glück gehabt“ – Baugeschichte-Kathanhaus, In: edition:schwaben.Sonderheft Architektur. 2007, S. 115-121.

Die Autoren haben ihre Textanteile am Ende jeweils mit ihrer Signatur gekennzeichnet



Landsberg am Lech, Friedhofskirche, Ölberg-Nische, Der Löwe mit dem Wappenschild A(dam) V(ogt), 2007, Kopie

Miszellen



Im Frühjahr 2001 wurde der Bildstock renoviert. Die Arbeiten am Fundament und die Ausbesserung des Sandsteins führte Herr Degle aus. Am Bildstock war zu erkennen, dass er ein Blechdach, ein Gitter und eine Tafel gehabt hatte. Herr Stadtbaumeister Grießinger ließ diese durch Mitarbeiter des städtischen Bauhofes neu anfertigen. Herr Max Jakob schmiedete das Gitter für die Nische, Herr Helmut Schmitt malte das Schild. In der Werkstatt von Hans Pfister in Heinrichshofen wurde die Kopie eines Wiesheilands geschnitzt und gefasst.

Die Inschrift auf der Tafel lautet:

Zum Gedenken an / Herrn Ignaz Braunmüller / Müller auf der Unteren Mühle in Kaufering, / der hier im Alter von 34 Jahren / am 22. April 1784 / eines plötzlichen Todes starb.

Während der Arbeiten stellte sich heraus, dass die Originalstatue des Geißelten Heilands aus dem Bildstock erhalten geblieben ist. Sie wurde vor längerer Zeit aus Sicherheitsgründen entfernt und wird im Depot des Stadtmuseums aufbewahrt.

Am 15. Mai 2001 weihte Herr Stadtpfarrer Thomas Rauch, begleitet von vielen Ministranten und vielen Landsbergern, im Anschluss an eine Maiandacht in der Altöttinger Kapelle den erneuerten Bildstock.

Anwohner aus der Schwaighofsiedlung kümmern sich seither liebevoll um den Bildstock.

Die Stadt verdankt Herrn Theo Frank und dem Stadtbaumeister, die großzügig die Kosten übernahmen, und Herrn Anton Degle die Wiederherstellung eines vergessenen Stücks des alten Landsberg.

Anton Lichtenstern

Der Bildstock am Altöttinger Weiher

Am Weg zum Landsberger Waldfriedhof an der Altöttinger Straße steht ein schöner alter Bildstock aus Sandstein. Bis zum Jahr 2001 kümmerte sich niemand mehr um ihn. An vielen Stellen war er beschädigt, in der offenen Nische befand sich ein sehr unbeholfen gemaltes, stark verwittertes Bild des Wiesheilandes, offensichtlich aus neuerer Zeit.

Im Jahr 2000 sagte mir Herr Theo Frank, er möchte etwas für seine Heimatstadt tun, er möchte den Bildstock am Altöttinger Weiher herrichten lassen. Wir fragten verschiedene Leute aus der Schwaighofsiedlung, ob sie etwas über die Geschichte des Bildstockes wussten, zunächst ohne Ergebnis. Schließlich konnte uns Frau Theresia Lehnerer weiterhelfen. Sie erinnerte sich, dass auf einer Tafel etwas von einem Müller aus Kaufering gestanden habe, der hier plötzlich verstorben war. In der Nische sei eine Figur der Wiesheilands gewesen. Daraufhin hörte sich Herr Anton Degle, der sich bereit erklärt hatte, die Renovierungsarbeiten auszuführen, im Wirtshaus in Alt-Kaufering um und fand jemand, der Bescheid wusste: Vor über 200 Jahren, am 22. April 1784, war hier auf dem Heimweg nach Kaufering der 34jährige Müllermeister Ignaz Braunmüller eines plötzlichen Todes gestorben. Seine Angehörigen ließen für ihn diesen Bildstock errichten mit der Absicht, die Vorübergehenden um ein Gebet zu bitten, aber auch, um diese zu mahnen, an den eigenen Tod zu denken. Sie ließen eine Nachbildung des Gnadenbildes der Wieskirche aufstellen.

Die Wallfahrt zum Geißelten Heiland in der Wies war etwa 50 Jahre vor dem Tod Braunmüllers entstanden. Der Landsberger Dominikus Zimmermann baute im Auftrag des Klosters Steingaden die heute weltberühmte Kirche für die vielen Wallfahrer. Sie wurde 1754 geweiht.

Die Feldkapelle in Ellighofen

An einem Waldrand nordöstlich von Ellighofen steht wohl seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die kleine Kapelle zur Schmerzhafte Muttergottes. In ihr befand sich die heute aus Sicherheitsgründen im Vorzeichen der Pfarrkirche in Ellighofen aufgestellte Pieta. Die Kapelle ist in der Denkmalliste eingetragen. Besitzer ist die Familie Sepp aus Ellighofen.

Zur Geschichte der Kapelle konnten bisher keine Aufzeichnungen gefunden werden. Sie steht am heute nicht mehr im Gelände sichtbaren ehemaligen Fußweg von Ellighofen über Friedheim nach Landsberg, der bis in die Zeit nach dem 2. Weltkrieg begangen wurde. Daraus erklärt sich auch die schräge, auf den ehemaligen Weg und nicht auf den heutigen Waldrand bezogene Situierung.



Die Kapelle befand sich seit längerem in einem fast ruinösen Zustand. Durch Vandalismus waren das Dach beschädigt und die Türe entwendet worden. Die Familie Sepp entschloss sich dazu, die Kapelle wieder herzurichten, so weit wie möglich in Eigenleistung.

Im Jahr 2006 wurde die Renovierung mit Unterstützung der Stadt Landsberg, des Landesamtes für Denkmalpflege, des Historischen Vereins, der die Kopie einer Luidl-Pieta stiftete, der Jagdgenossenschaft Ellighofen und durch private Spender durchgeführt. Herr Anton Degle, der unter anderem schon uneigennützig bei der Renovierung des Brunnen-

kircherls in Landsberg und des Bildstockes am Altöttinger Weiher und an der Straße am Lech nach Kaufering beteiligt war, führte mit Herrn Heinrich Sepp die umfangreichen nötigen Maurer- und Dachdeckerarbeiten aus.

Am 3. Oktober 2006 wurde die Kapelle durch Herrn Pfarrer Oliver Grimm festlich neu geweiht. An der Prozession von der Pfarrkirche zur Kapelle und an der Messfeier nahmen sehr viele Gläubige teil. Oberbürgermeister Ingo Lehmann und Stadtheimatspfleger Anton Lichtenstern beglückwünschten die Familie Sepp zu ihrem gelungenen Werk.

Anton Lichtenstern

Buchbesprechungen

Dietmair, Georg:

Die Geröllfracht des Lechs, ihre Herkunft und Verwendung.

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft Geologie des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schwaben e. V. Augsburg, Sonderbericht 2006. 63 S., 56 Abb. Zu beziehen über die Geschäftsstelle des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schwaben e. V. im Naturmuseum der Stadt Augsburg, Im Thäle 3, 86152 Augsburg. € 7,50.

Im Frühsommer 2005 war im Landratsamt Landsberg am Lech die vielbeachtete und zahlreich besuchte Ausstellung „Kieselsteine im Alpenvorland“ aufgebaut. Gleichsam im Nachtrag hat Georg Dietmair eine Broschüre über die Geröllfracht des Lechs, ihre Herkunft und Verwendung verfasst. Ausgehend von der Definition Geröll erklärt Dietmair in leicht verständlicher Art an markanten Beispielen aus Fundstellen entlang des Lechs allgemein die Entstehung von Geröllen, ihre Herkunft aus dem Gebirge, ihren Transport, die Transportwege und ihre Ablagerung im Lechtal. Anhand ausgezeichneter Aufnahmen wird im Einzelnen das Gesteinsspektrum der Gerölle im Flussbett des Lechs beschrieben und aufgezeigt, wie sich im Aufbau und in den Eigenschaften der verschiedenen Gerölle die Geologie der Gebirge (Lechtaler und Allgäuer Alpen, Ammergauer Berge) widerspiegelt, aus welchen der Lech und seine Nebenflüsse, Vils, Halblech und Wertach herkommen. In einem eigenen Abschnitt werden wieder mit vorzüglichen Beispielen die kristallinen Steine beschrieben, welche die Gletscher der Eiszeit aus den Zentralalpen bis ins schwäbisch-bayerische Alpenvorland transportierten und dort von den Schmelzwässern gerollt und in den Schottern abgelagert wurden. Schließlich stellt Dietmair dar, welche wirtschaftliche Bedeutung die Gerölle als Baustoff zur Herstellung von Beton und früher als Pflastermaterial, z. B. beim Landsberger Hauptplatz, haben und hatten. Beim Steinesuchen entlang der Ufer des Lechs, auf den wenigen verbliebenen Kiesbänken und in den zahlreichen Kiesgruben im Landsberger Umland stellt der Bericht Dietmairs eine wichtige Hilfe dar, wenn man nach der Art des Gesteins und seiner Herkunft fragt.

Georg M. Eberle

Wittmann-Englert, Kerstin:

Zelt, Schiff und Wohnung.

Kirchenbauten der Nachkriegsmoderne. Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg im Allgäu, 2006

Dieses Werk zeigt überkonfessionell und länderübergreifend Architektur des Kirchenbaus der Nachkriegszeit. Die vielen angeführten Beispiele werden durch eine große Zahl von Schwarz-Weiß-Fotos, teils auch Plänen, veranschaulicht. Den architektonischen Überlegungen sind jeweils biblische Vorstellungen und theologische Deutungen vorausgestellt. Diese Ausführungen setzen beim Leser allerdings teilweise exegetische Kenntnisse voraus.

Im 1. Teil, der die „Kirche als Zelt“ für den „unbehausten Menschen“ behandelt, finden sich auch Texte und Bilder über „Maria am Wege“ in Windach und „Zu den Hl. Engeln“ in Landsberg. Neben diesen Kirchen in unserer Heimat wird eine große Zahl an weiteren Zeltkirchen aller Fassetten vorgestellt und in ihrer Eigenart sachlich und kritisch kommentiert.

Der 2. Teil beschäftigt sich mit der Kirche als Arche und Schiff. Die Verfasserin führt an, dass diese Idee des Sakralbaus in geringerem Maße verwirklicht wurde. Es handelt sich dabei um einen der „ältesten Topoi der christlichen Kirche, der bis in das zweite nachchristliche Jahrhundert zurückgeht“. Die theologischen Deutungen beziehen hier stark die Aussagen der patristischen Literatur mit ein. Beispielgebend für die moderne Kirche als Arche oder Schiff wird die Wallfahrtskapelle in Ronchamp von Le Corbusier vorgestellt, die 1955 eingeweiht wurde.

Zuletzt werden in diesem Buch mit 224 Seiten sehr ausführlich die Fragen nach den Leitbegriffen Anschauung, Atmosphäre und Assoziation gestellt. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass dieses umfangreiche Werk über den Nachkriegsbau - auch für Nichtfachleute - einen fundierten Über- und Einblick in den sakralen Bau der letzten Jahrzehnte gibt. Jeder, der dieses Werk aufmerksam studiert hat, wird die Aussagen moderner Kirchenbauten in Zukunft besser verstehen können.

Ingrid Lorenz

Mahler, Hubert:

Historische Urkunden aus dem Echinger Pfarrhaus

übersetzt u. erklärt von Dr. Ernst Meßmer; Heft 1 zur Geschichte und Kultur von Eching am Ammersee, 2007

Vor 25 Jahren wurden bei der Renovierung des Pfarrhofes in Eching neun Urkunden - die älteste von 1328 - und andere Schreiben gefunden. Altbürgermeister und Kirchenpfleger Hubert Mahler konnte den Altphilologen Dr. Ernst Meßmer gewinnen, „diese Schriften - teils aus dem Lateinischen - zu übertragen. Hubert Mayer setzte alles in eine aufwendig gestaltete Broschüre um. Jede Urkunde wird abgebildet, dann übertragen und schließlich erläutert. Die Erläuterungen sind mit reichem Bildmaterial versehen. Beim Bildmaterial hätte man allerdings gern Quelle und Datum erfahren. Trotzdem liegt hier eine interessante Quellenedition vor. Auf Heft 2 darf man sich schon jetzt freuen.

Alois Eppl

Der Ammersee. Dampfer, Flöße und Geschichten

(= Vom Einbaum zum Dampfschiff. Schifffahrt und Fischerei in Bayern, Jahrbuch 13/2004 des Förderverein Südbayerisches Schifffahrtsmuseum e.V.), Starnberg, o.J.

Wer sich für die Schifffahrtsgeschichte allgemein und speziell für den Ammersee interessiert, dem sei dieser Band der Jahrbücher des Förderverein Südbayerisches Schifffahrtsmuseum e.V. wärmstens anempfohlen, das dem Ammersee gewidmet ist. Gleichzeitig gedenkt der Verein,

der es sich mit reger Sammeltätigkeit zum Ziel gesetzt hat, ein südbayerisches Schifffahrtsmuseum zu errichten, damit seines 25-jährigen Bestehens. Den gegenwärtigen Planungsstand zur Errichtung dieses Museums in der Staatlichen Schifffahrt in Stegen am Ammersee beleuchtet ein Beitrag des Bandes. Über Schwierigkeiten und Verzögerungen dieses Projekts, dessen baldige Realisierung wir dem Verein wünschen, war ja in diesem Jahr des öfteren in der Presse zu lesen. In vielen Beiträgen werden in diesem Sammelband sowohl unter anderem die Entstehungsgeschichte des Ammersees, die Natur mit Flora und Fauna, die touristische Erschließung des Ammersees sowie auch viele schifffahrtstechnische Gegenstände behandelt. Für das Verbreitungsgebiet der LG besonders interessant sind, neben vielen weiteren, die Beiträge: „Flößerei und Schifffahrt auf der Amper“ (Robert Volkmann); „Gedanken zum Diessener Klosterschiff“ (Thomas Raff); „Eine Forstverwaltung fährt zur See. Holztrift auf Ammer und Amper“ (Horst Strelow); „Schiffsverbindung zwischen den Klöstern Diessen und Grafrath“ (Ernst Messmer) und „Postbeförderung auf dem Ammersee und der Amper 1880-1918“ (Leonhard Jahn). Insgesamt ist dieser Sammelband als ein äußerst anregendes Ammersee-Lesebuch einer breiten Leserschaft zu empfehlen.

Werner Fees-Buchecker

Die Stadt Kaufbeuren.

Bd. 1: Politische Geschichte und Gegenwart einer Stadt, hrsg. von Jürgen Kraus und Stefan Fischer, Thalhofen 1999;

Bd. 2: Kunstgeschichte, Bürgerkultur und religiöses Leben, hrsg. von Jürgen Kraus und Stefan Dieter, Thalhofen 2001;

Bd. 3: Wirtschaftsentwicklung, Sozialgeschichte und Bevölkerungsstruktur, hrsg. von Jürgen Kraus, Stefan Dieter und Jörg Westerburg, Thalhofen 2006

Im letzten Jahr fand mit Bd. 3 eine reich bebilderte mehrbändige Stadtmonographie Kaufbeurens ihren Abschluss, die bei den Lesern der Landsberger Geschichtsblätter besonderes Interesse finden könnte. Handelt es sich bei dieser wichtigen westlichen Nachbarstadt doch um die nächstgelegene ehemalige Reichsstadt für das alte Landgericht Landsberg mit einer überaus interessanten Kunst-, Wirtschafts-, Kirchen- und politischen Geschichte bis in die Jetztzeit. Den Herausgebern lag, wie sie selbst betonen, daran, „allgemeine Verständlichkeit und wissenschaftliche Genauigkeit miteinander in Einklang zu bringen“. Das erklärt vielleicht, warum sich die Autorenschaft weniger aus universitären Fachgelehrten zusammensetzt, als zum einen Teil aus verdienten heimatgeschichtlich tätigen Publizisten Kaufbeurens, zum anderen aus meist jüngeren, in verschiedenen Institutionen, wie Stadtarchiv, Stadtmuseum, aber auch in Schulen tätigen Wissenschaftlern. Entstanden ist ein dreibändiges stadthistorisches Handbuch, das eine in Kaufbeuren seit langem vorhandene Lücke auf vorbildliche Weise schließt. Ein wissenschaftlicher Anmerkungsapparat ist genauso selbstverständlich, wie ein äußerst umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis und ein detailliertes Register.

Eine Aufzählung der 47 Einzelbeiträge oder auch nur aller behandelten Themen würde bei einem solch umfassenden Werk ermüden und hier den Rahmen sprengen. Darum nur noch einige Beobachtungen: Hervorzuheben ist im Bd. 1 zum einen neben der Entwicklung zur Reichsstadt, der Zunftverfassung und deren Abschaffung die Darstellung des konfliktreichen Zusammenlebens zweier Konfessionen in einer bikonfessionellen Stadt. Daneben ist besonders die ausführliche Darstellung der jüngeren Geschichte, so z.B. der Zeit der Räterepublik, vor allem aber der NS-Zeit und der Nachkriegszeit lobenswert. Auch das Schicksal der Heimatvertriebenen wird am Beispiel von Neugablonz dargestellt.

Schön ist im Bd. 2 unter anderem die Idee, das Kurzinventar der Kaufbeurer Kunstdenkmale von Tilman Breuer (ursprüngl. 1960) in einer durch Stadtheimatspfleger Anton Brenner aktualisierten Version abzudrucken, oder die Dokumentation der Restaurierung des gotischen Altars aus der Blasiuskapelle. Der dritte Band wird zwar dem Anspruch der guten Lesbarkeit etwas weniger gerecht, mehr Abbildungen im Text hätten wohl gerade die Gewerbe- und Handwerksgeschichte wohlthuend aufgelockert, doch interessieren hier auch vor allem die heute schon zum Großteil verschwundenen Zeugnisse der Kaufbeurer Industriegeschichte, allen voran der Textilindustrie. Auch in diesem Band wird im Beitrag „Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1914 bis 1945“ nochmals ausführlich auf die NS-Zeit eingegangen, zum Beispiel auf den Fliegerhorst oder die DAG und auf Zwangsarbeit. In diesen Zusammenhang gehört auch die offene Darstellung der Durchführung des „Euthanasieprogramms“ im Kapitel über das Kaufbeurer Bezirkskrankenhaus.

Diese eindrucksvolle „Stadtmonographie in Fortsetzungen“ sollte auch Landsberg Mut zu einer vergleichbaren wissenschaftlichen Stadtgeschichte machen.

Werner Fees-Buchecker

Koch, Alois: Märkte zwischen Iller und Lech als Element des Urbanisierungsprozesses im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit

(= Veröffentlichungen der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für Bayer. Landesgeschichte, Reihe 1, Studien zur Geschichte Schwabens, Bd. 37), Augsburg 2007

Alois Koch behandelt in seiner bei Prof. Kießling in Augsburg eingereichten, 2007 im Druck erschienenen Dissertation ostschwäbische Märkte, also Marktgemeinden im heutigen Sprachgebrauch – im Gegensatz zu Städten, vor allem unter der Fragestellung der Urbanisierung und schließt damit eine große Forschungslücke.

Das Untersuchungsgebiet, das 20 Märkte zwischen Iller und Lech, wie z.B. Schwabmünchen, Türkheim, Buchloe, Waal, Leeder, Blonhofen, Obergünzburg und viele mehr bis Illertissen, dazu zum Vergleich das große, marktähnliche Dorf Denklingen umfasst, erweist sich als ein Gebiet mit relativ großer Marktdichte, das auch von konkurrierenden Märkten beansprucht wurde. Urbane Entwicklungen versucht Koch anhand von verschiedenen Aspekten der Zentralität festzumachen, basierend auf W. Christallers Theorie der „zentralen Orte“, und untersucht dazu unter anderem Herrschaftsfunktionen, öffentliche Einrichtungen, Einrichtungen der Fürsorge, die wirtschaftlichen Marktfunktionen, Gewerbe und Handel, Zünfte, religiöse Funktionen sowie Kultur und Bildung. Daneben legt der Autor auch großes Gewicht auf die Stadt-Umlandbeziehungen und untersucht das Verkehrsnetz, die Zuordnung zu überregionalen Märkten, wie z.B. Getreideschranken, Schutzzonen (Meilenabstände) zu bestehenden Märkten oder regulierende Marktzyklen. Im Untersuchungsraum mit einer sehr kleinteiligen territorialen Herrschaftsstruktur, dem „Fleckerlteppich des alten Reiches“, sind die meisten der untersuchten Märkte auch zentrale Orte der lokalen Herrschaft. So waren vier Marktorte Residenzort und zwölf Sitz eines Pflegamts, mit damit verbundenen zentralen Einrichtungen. Koch arbeitet in sehr gründlichen Vergleichen der 20 untersuchten Orte anhand sehr umfangreicher Quellen viele Aspekte von Zentralität heraus und illustriert diese in vielen Tabellen im Text, sowie im Anhang.

Der Autor kommt zu dem Ergebnis, dass mit zahlreichen Einzelmerkmalen städtischer Qualitäten die Marktorte zwischen Iller und Lech in zunehmenden Maße ein Element der Urbanisierung waren, wenn auch meist knapp über der agrarisch-dörflichen Ebene, mit deutlichem Gefälle zu den Städten in diesem Raum.

Bei einer so breiten Basis von untersuchten Orten, musste der Autor sein Thema begrenzen und konnte so weitere interessante Fragestellungen zu Märkten nicht weiter verfolgen, wie z.B. den rechtlichen Unterschied zwischen Märkten und Städten in den Quellen und der zeitgenössischen Literatur oder die ganz andere Situation in Teilen des Herzog- bzw. Kurfürstentums Bayerns, wo Märkte wie Tölz, Wolfratshausen, Rosenheim usw. oft größer und wichtiger als kleinere bayerische Städte waren.

Diese äußerst instruktive und wichtige Studie bietet auch viele Ansätze für vergleichende landesgeschichtliche und regionale Forschungen, z.B. mit der Anzahl, der Art und den Kalendertagen der einzelnen Märkte, mit Bevölkerungsgrößen, mit Gewerbezahlen oder zum Zunftwesen. Der Begriff Urbanisierung, gerade in der frühen Neuzeit und im ländlichen Raum wird sicher aber in der Forschung noch weiter diskutiert werden.

Werner Fees-Buchecker

Bayern, Schwaben und das Reich. Festschrift für Pankraz Fried zum 75. Geburtstag

(=Augsburger Beiträge zur Landesgeschichte Bayerisch-Schwabens, Bd.11); Hg. v. Peter Fassl, Wilhelm Liebhart, Doris Pfister u. Wolfgang Wüst; 433 S., Wißner-Verlag Augsburg 2007. € 29.-

27 Autoren, zum großen Teil aus seinem Augsburger Schülerkreis, trugen zu dieser Gelehrtegabe zum 75. Geburtstage ihres Professors Dr. Pankraz Fried bei, der auch Ehrenmitglied unseres Historischen Vereins ist. Der Bogen reicht von der Vor- und Frühgeschichte, zu der Anton Huber seine - über vieljährige eigene Grabungstätigkeit abgesicherten - Überlegungen zur frühen Besiedlung im bayerisch-schwäbischen Grenzraum zwischen Ammersee und Lech präsentiert, bis zur Gegenwart. Bereichert wird Hubers Beitrag durch Grabungsfotos und Skizzen, sowie eine Aufstellung der patronymischen Ortsnamen im Landkreis Landsberg und eine Karte über deren Verteilung.

Auf die Menge der weiteren Beiträge kann hier aus Platzgründen nicht einzeln eingegangen werden, doch seien einige hervorgehoben, die den Bereich unserer näheren Heimat betreffen. So wertet Karl Filser unter dem Schlagwort „vermessen und kartiert“ die Uraufnahmeblätter von 1808, 1811 und 1816 des Katasters zu Apfeldorf als ortshistorische Quellen des 19. Jahrhunderts aus. An mehreren Beispielen demonstriert Filser die Erträge für die ortsgeschichtliche Forschung, so etwa den Wechsel vom Getreideanbau zur Grünlandwirtschaft, die topographisch-soziographische Aufteilung in Bauern- und Söldnerhöfe und die Aufteilung der Allmende.

Mit den Anfängen der oberbayerischen Nachbarkreisstadt Fürstenfeldbruck befasst sich der Beitrag von Alois Schmid, „Der margt datz Prugg“. Der ersten Erwähnung als Marktort 1306 folgt ein Rückgriff auf die Besiedlung des Raumes zur Römer- und Bajuwarenzeit, die Entwicklung unter Heinrich dem Löwen und den frühen Wittelsbachern und schließt mit der Marktgründung und Marktverfassung.

Es fällt schwer, aus den allesamt interessanten 24 weiteren Beiträgen einzelne herauszuheben, doch könnten drei von ihnen von allgemeinerem Interesse sein: Wilhelm Liebhart untersucht den Zustand der Kirche in der Krisenzeit des 14. Jahrhunderts in seinem Beitrag „Kaiser Karl IV., Brigitta von Schweden und die Reform der Kirche. Manfred Weillauffs Beitrag „Katholische Kirche nach 1803“ befasst sich mit der Situation nach dem Ende der Reichskirche durch den Schock der Säkularisation. Wilfried Sponsel trägt Wesentliches zur Problematik der Ortsgeschichtsforschung bei und mag manchem brauchbare Anregungen geben.

Klaus Münzer

Moser, Rupert:

Das Waitzinger Büchlein. Historischer Streifzug durch die Sammelleidenschaft

Broschiert, 70 Seiten, größtenteils farbig, erschienen im Selbstverlag Rupert Moser, Weidenlohrstr. 14, 83661 Lengries, Tel. 0174/1857600. Bezug auch über Stefan Pupeter, Landsberg, Friedheim 1 möglich.

Anlässlich der Feier zur zehnjährigen Wiedereröffnung des „Waitzinger Kellers“ in Miesbach als örtliches Kulturzentrum im Frühjahr 2007 wurde auch an die Geschichte der Waitzingerbrauerei mit einer Ausstellung im Waitzinger Keller erinnert. Das vorliegende Buch ist gewiss keine historisch-wissenschaftliche Abhandlung, sicherlich jedoch mehr als ein Ausstellungskatalog. Ursprünglich nur als kleines Büchlein geplant, welches an die Waitzingerbrauerei in Miesbach und Landsberg erinnern sollte, ist ein stattliches Buch im Format DIN A 4 mit ca. 70 Seiten und durchwegs farbiger Bebilderung entstanden.

Im ersten Teil wird, angefangen beim Übergang der Miesbacher Braurechte auf den bayerischen Kurfürsten, dem Verkauf der Brauerei in private Hand über den Aufstieg durch Zukauf v. a. der Landsberger Privatbrauereien zur größten Landbrauerei Bayerns unter Leitung der Familie Waitzinger und Fohr, bis zur Schließung der Brauerei 1977 durch Paulaner und dem Abbruch der Betriebsgebäude bis 1990, detailliert die Geschichte der Brauerei in beiden Städten geschildert. Bilder der Besitzerfamilien und historische Ansichten der Betriebsanlagen und Gebäude in Miesbach (42) und Landsberg (20) lockern den Text auf.

Der zweite Teil des Buches ist als reiner Bildteil angelegt. Hier findet der versierte Sammler, ebenso der historische Interessierte, alles dokumentiert und abgebildet, was mit der Waitzingerbrauerei in Verbindung gebracht werden kann. Einen großen Teil nehmen die Gläser und Krüge ein. Durchwegs farbig werden hier sämtliche Krüge und Gläser präsentiert, die im Laufe von etwa 100 Jahren entstanden sind. Ebenso können sich die Sammler von Bierdeckeln, Flaschenetiketten und Biermarken anhand der Abbildungen einen umfassenden Überblick über Waitzinger verschaffen. Einen nicht minder großen Bereich nimmt auch die Werbung ein. Anhand der Plakate, Anzeigen, Karton- und Emailleschilder und sonstiger Werbematerialien kann man auch sehr gut den Wandel des Markenzeichens, der „Waitzinger Liesel“, im Laufe von gut 100 Jahren nachverfolgen.

Rupert Moser hat mit dem vorliegenden Buch ein umfassendes Werk über die einstmals größte Landbrauerei Bayerns geschaffen und ein bisher sowohl in Landsberg, wie auch in Miesbach weitgehend unbeachtetes Kapitel lokaler Geschichte dokumentiert.

Stefan Pupeter

„Landsberger Zinn“

Katalog zur Ausstellung „Landsberger Zinn“ im Neuen Stadtmuseum in der Zeit vom 29. Juni bis 29. Juli 2007.

Erschienen in der Reihe: Kunstgeschichtliches aus Landsberg am Lech, Beiträge zur Kunstgeschichte und Volkskunde Nr. 38

Während des Ruethenfestes 2007 konnte man im Neuen Stadtmuseum in Landsberg eine Ausstellung zum Thema „Landsberger Zinn“ bewundern.

In dem dazugehörenden relativ schmalen, aber feinen Ausstellungskatalog, der mit einem Vorwort des Museumsleiters Hartfrid Neunert beginnt, finden sich drei Beiträge, die sich intensiv mit dem Thema Zinn auseinandersetzen.

Charlotte Mosebach gibt im ersten Beitrag einen Überblick über Geschichte und Gebrauch des Zinns, während Gudrun Szczepanek mehr die „Aspekte zu Entwicklung und Funktion von Zinngeräten und -geschirr“ herausstellt. Klaus Münzer dagegen beschäftigt sich in seinem Beitrag mit der vielfältigen Geschichte der „Zinngießer in Landsberg“.

So entstand mit diesem Katalog ein farbiger und interessanter Bilderbogen, der dieses besondere Metall, seine Herstellung, seine Geschichte und seinen Gebrauch bis hin zu den Zinngießern in Landsberg beleuchtet.

In dem Artikel von Charlotte Mosebach erfährt der Leser, dass Zinn schon seit der späten Kupferzeit belegt ist. Die Entdeckung von Zinnvorkommen auf den Britischen Inseln und ab dem 12. Jh. im Erzgebirge lässt dieses Metall später zu einem wichtigen Material für die Herstellung von Geschirr im Hausgebrauch und für liturgische Geräte werden. Nürnberg und Augsburg gelten bald als Zentren des Zinnhandels.

Zinn gehört zur Gruppe der sog. „unedlen“ Metalle, denn es kommt nicht rein, sondern an andere Materialien gebunden vor. Da sich Zinn nur als Legierung verarbeiten lässt, wird bereits im 14. Jh. das Mischverhältnis mit anderen Metallen festgelegt. In ihrem letzten Teil geht die Autorin noch auf die verschiedenen Arten der Verarbeitung ein, wie z.B. das Gießen der Form, das Gravieren und das „Punzen“.

Gudrun Szczepanek hebt in ihrem Beitrag den besonderen Gebrauch und die Funktion von einzelnen Zinngeräten hervor. Dabei beschreibt und analysiert sie sehr genau und sorgfältig einzelne Gegenstände, wie Kannen, Teller und Krüge, die im Katalog abgebildet sind und in der Ausstellung gezeigt wurden. Ein großer Teil der hier beschriebenen Ausstellungsgegenstände sind heute im Besitz des Neuen Stadtmuseums und stammen ausschließlich aus Landsberger Werkstätten. Da man schon seit dem frühen Christentum um die Giftigkeit der Bleisalze wusste, die dem Zinn zugefügt wurden, legte man sehr bald den Bleianteil auf 10 % fest. Im Landsberger Stadtrechtsbuch von 1424 findet sich z.B. die älteste schriftliche Fassung der gewerblichen Regeln und Verordnungen für die Verarbeitung von Zinn, die von den Zünften sorgfältig überwacht werden.

Durch ihre lebendige und anschauliche Beschreibung der einzelnen Zinngeräte, durch die genaue zeitliche Einordnung der Stücke und auch durch das Eingehen auf die Herkunft der einzelnen Form entsteht vor dem Leser eine präzise und äußerst interessante Entwicklungsgeschichte des Zinngeschirrs vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert.

Klaus Münzer nun, der dritte der Autoren, bringt in seinem hervorragenden und ungemein sorgfältig recherchierten Beitrag über die „Zinngießer in Landsberg“ dem Leser die 500jährige Geschichte dieser Zunft und die Situation der Zinngießer in der Stadt nahe.

In seinem Artikel geht Klaus Münzer von der wirtschaftlichen Blütezeit der Stadt im 15. Jahrhundert aus und erläutert, dass aus dieser Anfangszeit nur wenige Zeugnisse von Zinngießern erhalten geblieben sind, da durch den 30jährigen Krieg nicht nur viele Urkunden, sondern auch viele Zinngegenstände zerstört wurden. Allerdings lassen sich aus dem spärlichen Quellenmaterial durchaus Folgerungen für die Entwicklung der Zinngießerzunft in Landsberg ableiten. Der Autor hat für seinen Beitrag alte Ratsprotokolle und Ein-



Epitaph von 1517 (Ausschnitt)

tragungen von Rechnungen bei der Stadtpfarrkirche und dem Heilig Geist Spital ausgewertet und auf diese Weise ein genaues Bild und eine über die Jahrhunderte hinweg kontinuierliche Geschichte der Landsberger Zinngießerzunft erstellt.

Daneben entsteht aber auch wie selbstverständlich ein lebendiges Gesellschaftsbild, das die wirtschaftliche und soziale Situation der Handwerker und das wirtschaftliche Auf und Ab einzelner Zinngießerfamilien in Landsberg dem Leser vor Augen führt, was durch viele Zitate aus Originalquellen untermauert wird.

In diesem Beitrag dokumentiert Klaus Münzer nicht nur 500 Jahre Zinngießertradition in Landsberg (von 1420 bis 1941), sondern er konnte auf Grund seiner genauen Untersuchungen auch die Zeichen, die Punzen, der einzelnen Zinngießer nachweisen und sie den Meistern und ihren Werkstätten zuordnen.

Insgesamt also ist der Katalog ein farbig erzähltes, spannendes Geschichtsbuch, das die Verarbeitung des Zinns, seine Formenfülle und auch die Lebensläufe einzelner „Kannengießer“ in Landsberg sehr gut nachvollziehen lässt.

Sigrid Knollmüller

Landsberger Rückblick 2008

Von Anton Lichtenstern

Vor 850 Jahren, im Jahr 1158

- begann Herzog Heinrich der Löwe den **Bau der Salzstraße** und verlegte die Brücke über die Isar nach München.

In diesem Zusammenhang ließ er auch in Landsberg eine Brücke bauen und die bestehende Burg erweitern oder neu bauen. Die frühesten urkundlichen Hinweise dafür sind:

1162 „Landespurch“, wo Heinrich der Löwe in Anwesenheit von Berthold von Andechs und Pfalzgraf Otto von Wittelsbach Gericht hält;

1163/68 wird eine Güterschenkung zu „**Landespere ultra pontem**“ beurkundet. [1. Nennung der Brücke und des Namens Landsberg]

Vor 550 Jahren, im Jahr 1458

- wurde der Grundstein für den *Neubau der Stadtpfarrkirche* gelegt.

Vor 525 Jahren, im Jahr 1483

- erhielten die Schuhmacher und Lederer ein Zunftrecht

Vor 425 Jahren, im Jahr 1583

- wurde der Dreifaltigkeitsfriedhof angelegt. Die Kirche wurde 1598 erbaut.

Vor 375 Jahren, im Jahr 1633

- eroberten und verwüsteten die Schweden im Dreißigjährigen Krieg Landsberg.

Vor 275 Jahren, im Jahr 1733

- erhielt Pitzling eine Schule

Vor 250 Jahren, im Jahr 1758

- wurde in der Marienapotheke der erste öffentliche Kaffeeauschank in Landsberg eröffnet.

Vor 225 Jahren, im Jahr 1783

- wurde die von Joseph Streiter geschaffene Madonna auf dem Marienbrunnen aufgestellt.

Vor 200 Jahren, im Jahr 1808

- begann der Abbruch der Landsberger Burg.
- starb am 10. März Franz von Oberndorf, der Stifter des Englischen Gartens. Ein Denkmal erinnert an ihn.
- erhielt Landsberg ein Vermessungsamt
- wurde der Malteserorden aufgehoben. Die Gebäude, das ehemalige Jesuitenkolleg, fielen an den Staat.

Vor 150 Jahren, im Jahr 1858

- erhielt Landsberg ein staatliches Forstamt.
- wurde das Pumpwerk für Pössing im heutigen Lechpark gebaut.

Vor 125 Jahren, im Jahr 1883

- wurde die Ortskrankenkasse in Landsberg gegründet.
- wurde durch die Initiative von Dr. Johann Baptist Krallinger, dem Rektor der Städtischen Realschule, das **Städtische Museum** begründet und in einem Raum der Realschule, dem heutigen Neuen Stadtmuseum, untergebracht. 1884 gründete sich zur Unterstützung des Museums der Museumsverein.
- vermachte der Seilermeister und Bürgermeister Franz Xaver Berger einen Teil seines Hauses, 1885 die übrigen Gebäude dem Katholischen Gesellenverein, [Kolpingsverein], der es zum Kolpingshaus umbaute. Es wurde 1993 durch das heutige Gebäude ersetzt.

Vor 100 Jahren, im Jahr 1908

- wurden Straßen in Landsberg neu gepflastert.
- wurde der Bau der Justizvollzugsanstalt vollendet.

Vor 75 Jahren, im Jahr 1933

- wurden durch die Nationalsozialisten die demokratischen Parteien durch Zwang aufgelöst.
- wurde Otto Schaeble, der Rektor der Realschule, aus politischen Gründen seines Amtes enthoben.

Vor 50 Jahren, im Jahr 1958

- übernahm die Bundeswehr das Gelände der DAG im Frauenwald
- begann der Bau der Ritter-von-Leeb-Kaserne an der Erpfinger Straße; Fertigstellung 1960

Vor 25 Jahren, im Jahr 1983

- wurden im Rahmen der Altstadtsanierung die Wohngebäude am Hofgraben errichtet.
- wurde das Sportzentrum fertig gestellt.
- verließen die Barmherzigen Schwestern das Städtische Krankenhaus.

Die mitgeteilten Daten erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Aus dem Vereinsleben

1. Rückblick auf die Veranstaltungen im Jahre 2007:

16. Januar: Dr. Sybe Wartena berichtet über den Bürgerkönig Max I. Joseph „Staatsreformer oder Spielball der Geschichte?“

23. Januar: In Kooperation mit dem Stadtarchiv wird ein Vortrag von Dr. Christian Fuhrmeister angeboten: „Das Schlageterdenkmal in Landsberg von 1923. Lokales Fallbeispiel für den nationalen Heldenkult? Von der Errichtung bis zum Denkmalsturz 2006“.

06. Februar: Dr. Thomas Meier stellt die neuen Entdeckungen und die Auswertung einer Grabung in Unterigling vor: „Igling zur Karolingerzeit. Ergebnisse eines interdisziplinären Forschungsprojektes“.

06. März: Stadtheimatspfleger Anton Lichtenstern zeigt in seinem Vortrag „Das Lechtal im Landkreis Landsberg - Landschaft und Geschichte“ den engen Zusammenhang zwischen dem Naturraum und der Geschichte des Lechtales.

09. April: Stadtheimatspfleger Anton Lichtenstern führt auf dem Emmausgang die Wanderer von Pössing nach Stoffen und über Ummendorf zurück.

17. April: Mitgliederversammlung.

21. April: Besuch des Historischen Vereins Rosenheim in Landsberg unter Führung von Prof. Dr. Manfred Tremel.

17. Mai: Ingrid Lorenz betreut eine Halbtagsfahrt in den Schacky-Park nach Dießen und zur Kirche von Raisting.

17. Juni: Dipl. Ökologe Heinrich Heiß leitet eine naturkundliche Führung zur Staustufe 8 nach Kinsau, erklärt die

Eingriffe in das Lechtal und die Rückführung in einen naturnahen Zustand.

30. Juni: Die Tagesfahrt unter Leitung von Sigrid Knollmüller geht in den Bayerischen Wald nach Zwiesel zum Besuch der bayerischen Landesausstellung „Bayern - Böhmen: 1500 Jahre Nachbarschaft“.

09.-11. Juli: Die Dreitagesfahrt unter der Leitung von Ingrid Lorenz „Stifte und Schnitzaltäre in Ober- und Niederösterreich“ führt zu berühmten Orten wie Kefermarkt, Stift Melk und Stift Göttweig.

14. Juli: Dr. Werner Fees-Buchecker unternimmt zusammen mit Martin Baumeister vom ADFC eine kunsthistorische Radtour zu Kirchen südlich von Landsberg.

15. September: Eine weitere Tagesfahrt wird von Dr. Fees-Buchecker in das Fürstentum Oettingen-Wallerstein begleitet.

09. Oktober: Licht ins Dunkel der rätselhaften Herkunft der Bayern bringt Dr. Albert Thurner mit seinem Vortrag „Der Lechraim und die Herkunft der Bayern“.

06. November: An Stelle von Dr. Birgit Kata hält Herr Mayrock einen Vortrag über das Burgenland Allgäu und präsentiert dabei aktuelle Ergebnisse aus der Allgäuer Burgenforschung.

04. Dezember: Unser Mitglied Dr. Alois Koch stellt seine Dissertation „Märkte zwischen Iller und Lech als Element des Urbanisierungsprozesses im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit“ vor.

Alle Vorträge und Fahrten konnten stattfinden und wurden von den Mitgliedern stets gut angenommen.

2. Besonderheiten aus dem Vereinsleben:

Ein wichtiges Ereignis im Vereinsjahr ist immer auch die Jahreshauptversammlung, bei der der Vorstand Rechenschaft über sein Tun ablegen muss. Neben dieser manchmal etwas trockenen Tätigkeit ist es aber immer eine hohe Pflicht des Vorstandes, langjährige Mitglieder zu ehren. In diesem Jahr standen gleich neun Mitglieder zu einer Ehrung an, denen der Vorstand Dank und Anerkennung für ihre langjährige Treue zum Verein aussprach. Für ihre 25jährige Mitgliedschaft wurden geehrt: Frau Lotte Amberger, Herr Walter Amberger, Herr Karl-Heinz Fünfer, Herr Josef Menhart, Herr Max Prummer, Herr Hermann Schindler, Christiane Gräfin von Schlippenbach und Herr Heinz Schneider. Alle Geehrten erhielten eine Urkunde und ein Buchgeschenk ihrer Wahl. Ein besonderer Tusch aber gebührte Frau Emmi Liebl, denn sie hält bereits seit 60 Jahren dem Verein die Treue. Neben Urkunde und Buchgeschenk überreichte ihr die Vorsitzende auch noch einen Blumenstrauß.

Am Ende der Veranstaltung trug die Vorsitzende der Mitgliederversammlung den Antrag der Vorstandschaft vor, unser Mitglied Anton Degle zum Ehrenmitglied zu ernennen. Herr Degle wirkte seit vielen Jahren ehrenamtlich und völlig unentgeltlich bei Renovierungen an verschiedenen Denkmälern in Stadt und Landkreis mit, zuletzt bei der Rekonstruktion des Ölbergfreskos an der Dreifaltigkeitskirche durch tägliches sorgfältiges Auftragen des Wandputzes. Die Jahreshauptversammlung entsprach dem Antrag der Vorsitzenden und bestätigte mit überwältigender Mehrheit die Ehrenmitgliedschaft von Anton Degle.

Die Einweihung des rekonstruierten Ölbergfreskos an der Dreifaltigkeitskirche durch Stadtpfarrer Dekan Thomas Rauch bildete einen weiteren Höhepunkt im Vereinsleben. Mit dieser Einweihung übergab der Historische Verein sein Geburtstagsgeschenk, das er sich anlässlich seines 150jährigen Bestehens selbst geschenkt hat, in die Obhut der Kirche. Damit ging ein lang gehegter Wunsch von Stadtheimatspfleger Anton Lichtenstern in Erfüllung, der seit vielen Jahren hartnäckig die Wiederherstellung des Freskos anmahnte, dessen Reste 1957 abgeschlagen wurden. Auf Vermittlung von Professor Franz Bernhard Weißhaar übernahm der Restaurator und Kirchenmaler Franz Kugelmann nach sorgfältigen Recherchen und stilistischen Vergleichen die Aufgabe, das zerstörte Fresko des akademischen Malers Georg Lacher aus München von 1841 wiederherzustellen. Diese so wohl gelungene Rekonstruktion des Ölbergfreskos wird umrahmt von den ebenfalls restaurierten Arbeiten aus gebranntem Ton des bekannten Landsberger Hafners Adam Vogt von 1604. Diese Nischenumrahmung ist die umfangreichste noch erhaltene Arbeit Adam Vogts. Da bis jetzt keine anderen Mittel zur Verfügung standen, hat der Historische Verein die Kosten der Rekonstruktion des Freskos allein geschultert. Es war dies zwar ein finanzieller Kraftakt für unseren Verein, aber wir sind stolz darauf und freuen uns über das Ergebnis.

3. Mitgliederstand

Zum Jahresende 2007 zählte der Verein 623 Mitglieder. Im Jahre 2007 konnten wir 42 neue Mitglieder begrüßen: Herr Stefan Arnold, Landsberg
Frau Helena Arzberger, Kaltenberg
Herr Christof Baur, Roßdorf
Herr Dr. Burkhard Bleyer, Landsberg
Herr Markus Breibinder, Fuchstal
Frau Claudia Buchecker, Igling
Herr Günter Dümig, Landsberg
Frau Sonia Fischer, Landsberg
Frau Alfrun Gebauer, Landsberg
Frau Magda Gebhardt, Landsberg

Herrn Horst-Michael Grunert, Landsberg
Herrn Gerhard Heininger, Windach
Frau Barbara Juchem, Landsberg
Herrn Wolfgang Juchem, Landsberg
Herrn Wolfgang Kerler, Landsberg
Frau Irene Kierspel, Landsberg
Frau Andrea Krause, Landsberg
Herrn Helge Latte, Landsberg
Herrn Robert Matheis, Mindelheim
Frau Ilona Mayer, Landsberg
Frau Sabine Mikulcik, Landsberg
Herrn Björn Nawratil, Igling
Herrn Karl Petz, Landsberg
Herrn Klaus Pfaffeneder, Landsberg
Herrn Alfred Platschka, Igling
Herrn Stefan Pupeter, Landsberg
Frau Elisabeth Rapp, Landsberg
Herrn Dr. Walter Reitter, Fuchstal
Herrn Georg Schappele, Issing
Herrn Albert Schiebel, Landsberg
Herrn Robert Schied, Landsberg
Herrn Josef Schmid, Osterhofen
Frau Maria Schmid, Landsberg
Frau Erna Schulz, Peiting
Frau Beate Schwinghammer, Geltendorf
Frau Gabriele Seidl, Landsberg
Herrn Stefan Seidl, Landsberg
Herrn Adolf Sigl, Landsberg
Frau Hildegard Vogl, Landsberg
Herrn Dr. Sybe Wartena
Frau Rosemarie Werzinger, Landsberg

Herzlich willkommen beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Landsberg am Lech !

Kontaktaufnahme

Wenn Sie Kontakt mit dem Historischen Verein aufnehmen möchten, wenden Sie sich bitte an:

Geschäftsstelle:

Josef Escher, Hubert-von-Herkomer-Straße 84,
86899 Landsberg, Tel. 08191/2744

I. Vorsitzende:

Sigrid Knollmüller, Kalkbrennerstraße 8, 86899 Landsberg, Tel. 08191/591130, Fax 08191/943095
email: sigrid@knollmueller.net

Stellvertretende Vorsitzende:

Ingrid Lorenz, Erpftinger Straße 7, 86899 Landsberg,
Tel. 08191/39668

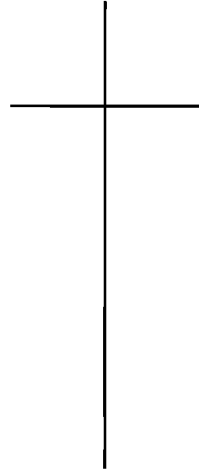
Schriftführer:

Dr. Werner Fees-Buchecker, Schloßstraße 8,
86859 Igling, Tel. 08248/804;
email: fees-buchecker@gmx.net

Schatzmeister:

Ewald Horn, Am Englischen Garten 6,
86899 Landsberg, Tel. 08191/973033

Voraussichtlich ab Februar 2008 ist der Historische Verein unter der Internetadresse www.historischer-verein-landsberg.de zu erreichen.



WIR TRAUERN UM UNSERE TOTEN

HERR CHRISTIAN GEBHARDT (2006)

FRAU AUGUSTE GERUM

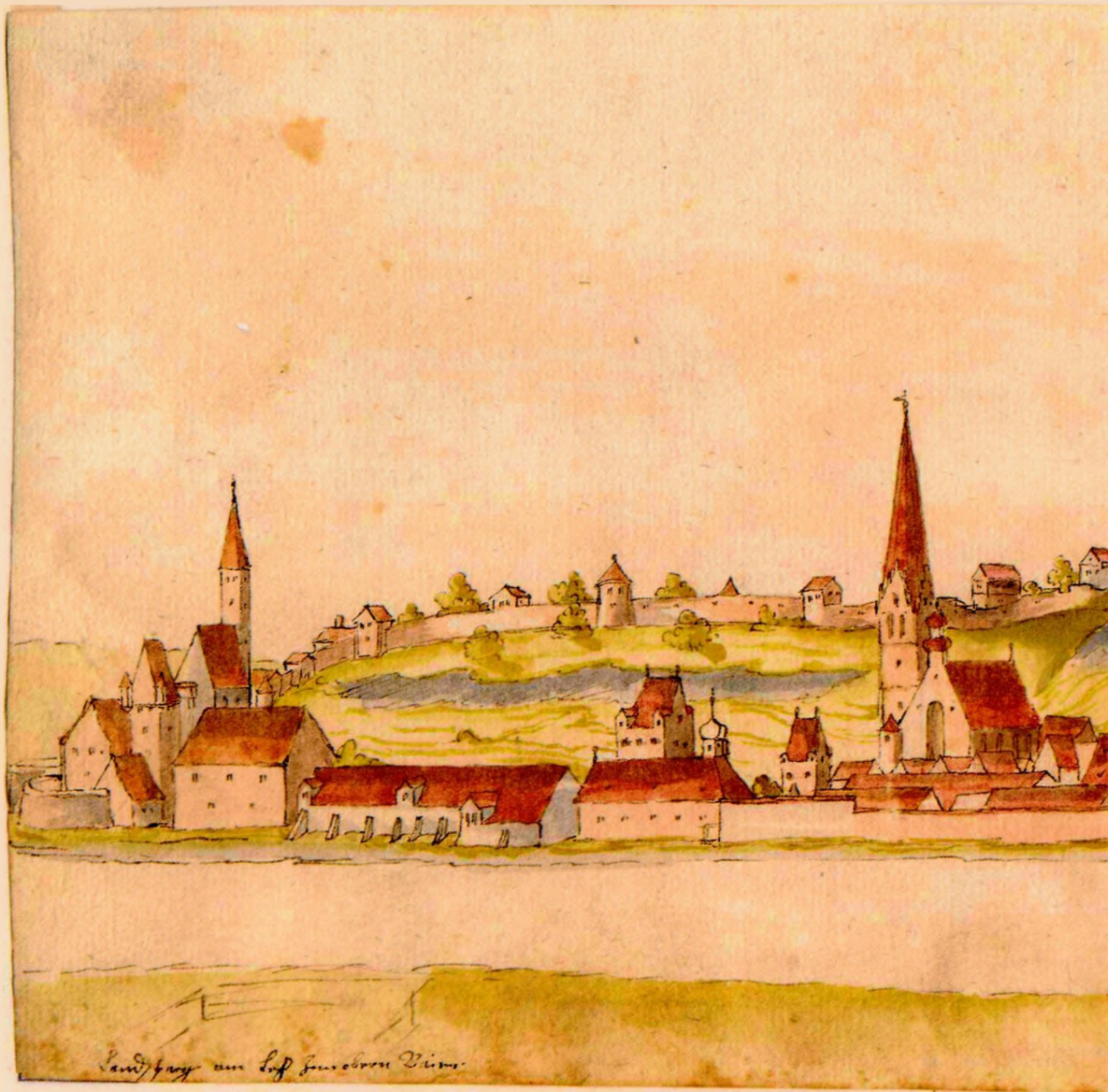
FRAU ANNA MERTINS

HERR HELMUT SEEBOLD

FRAU EFE SEPP (2006)

HERR EDGAR WOLL

FRAU LUISE ZEHRER



Sandgrub am Hof Johann V. 1800